

DIE WELTWOCH



Die Grünschnäbel kommen

Linke Jungpolitiker ohne Berufserfahrung erobern die Schweiz.

Christoph Mörgeli

Gölä über Glück

Warum das Leben grossartig ist. *Roman Zeller*

Das Impfdebakel heisst Alain Berset

Wie der Bundesrat die Chance seines Lebens vergeigte.

Roger Köppel und Hubert Mooser

Sören Kierkegaard
Otto Böhmer über den
grossen dänischen
Gottesdenker





Jakob Edwin Bachmann (*18.8.1873 Zürich, †12.2.1957 Freienbach) «Sihlsee mit Alpenrosenstraus»

schweizerkunsthandel.ch

Verkauf | Beratung | Ankauf | info@schweizerkunsthandel.ch | Tel. +41 79 662 08 75

Das Impfdebakel heisst Alain Berset

Wenn sich die Nebel der gegensätzlichen Stellungnahmen über der letztjährigen schweizerischen Covid-Impfgeschichte etwas lichten, zeigt sich ein Bild des Grauens: Alain Berset, oberster Gesundheitsverantwortlicher der Schweiz, hat die Möglichkeit verpasst, alle Impfwilligen der Schweiz von Januar bis April 2021 durchzuimpfen. Dies wäre möglich geworden, hätte Berset das Angebot von Lonza-Präsident Albert M. Baehny akzeptiert.

Dieser offerierte Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga (die davon nichts erfuhr) und Bundesrat Berset schriftlich eine eigene «Impfstrasse» zur Produktion des Moderna-Vakzins. Bersets Kapitalfehler war, dass er dieses sensationelle Angebot nicht zur Chefsache machte. Er reichte es ans Bundesamt für Gesundheit (BAG) weiter und hielt es für unnötig, den Gesamtbundesrat zu orientieren. Selbst nach einem persönlichen Telefongespräch mit Baehny liess Berset danach anscheinend nichts mehr von sich hören.

Um diese Unterlassung zu vertuschen und Berset zu schützen, hat SP-Präsident Cédric Wermuth einen Vorstoss eingereicht, der den Staat zur Herstellung medizinischer Güter ermächtigen will. Dies wäre ein Irrweg, denn der Staat hat seine Unfähigkeit bei der Beschaffung von Masken, Schutzkleidern und Impfdosen schon zur Genüge bewiesen. Dies war auch nicht die Idee von Lonza-Präsident Baehny. Er zeigte in seinem Schreiben vom 14. April mit dem Titel «Möglichkeit für die Schweiz, eine führende Rolle im Kampf gegen Covid-19 zu übernehmen» sowie im anschliessenden Treffen mit BAG-Verantwortlichen vom 1. Mai 2020 eine vielversprechende Vision auf: Unser Land solle bei der Lonza in Visp eine Produktionsstrasse übernehmen. Kosten: 60 Millionen Franken für 100 Millionen jährlich produzierte Impfdosen.

Wenn Berset und seine Leute heute behaupten, Baehny habe nicht ohne Einwilligung der Moderna Verträge mit dem Bund abschliessen können, ist dies zu kurz gedacht. Alles im Leben ist verhandelbar – abgesehen vom Tod. Es hätten sich zweifellos international erfahrene Manager, Juristen und Unterhändler gefunden, um mit dem geldhungrigen damaligen Start-up Moderna ins Geschäft zu kommen. Alain Berset verpasste hier die Chance seines Lebens. Und dies zu einem Zeitpunkt, als viele Schweizer über den zukunftsweisenden

mRNA-Impfstoff und damit die goldene Zukunft dieser Firma Bescheid wussten und Aktien kauften. Wenn der Bund das Risiko der 60 Millionen gescheut hat, hätte er mit einigen Anrufen bei Schweizer Familienunternehmen und Stiftungen Geld auftreiben können. Und selbstverständlich hätte Berset mit den zusammengetrommelten Unternehmern nicht nur die Produktion sichern müssen, sondern

Berset erhielt das Angebot einer Pole-Position beim Impfen, doch er hat es prompt verweigert.

gleichzeitig Roche und Novartis beauftragen können, Verpackung und Verteilung zu organisieren. Was die Spanier und Belgier können, sollte der Schweiz nicht misslingen.

Doch Berset hatte kein Interesse. Wollte der Gesundheitsminister keinen Sonderweg ohne die EU beschreiten? Verdunkelte ihm seine ideologische Aversion gegen den amerikanischen Präsidenten den klaren Blick auf den vom Weissen Haus massiv geförderten Moderna-Impfstoff? Hinderte ihn sein Internationalismus daran, in erster Linie im Interesse der eigenen Bevölkerung zu handeln?

Bei der Finanzierung des Lockdowns haben im Frühling 2020 das Finanzdepartement, die Nationalbank und die Grossbanken eindrucksvoll gezeigt, wie man rasch und unbürokratisch effiziente Lösungen findet.

Gewiss, die richtige Impfstrategie war anspruchsvoller. Traurig bleibt es trotzdem: Die Verantwortlichen haben eine riesige Chance vertan. Sie erhielten das Angebot einer Vorzugsbehandlung, einer Pole-Position – und haben es prompt verweigert. Statt genügend Impfstoff für lediglich 8,5 Millionen Menschen zur Verfügung zu haben, tröpfeln die Impfdosen jetzt in zermürbender Langsamkeit ins Land. Bereits verschiebt Berset frühere Impfversprechen nach hinten und vertröstet die Jüngeren auf den Sommer. Spätestens, wenn sie dann mangels Impfung nicht in die Ferne reisen dürfen, verlieren die Schweizer die Geduld mit Berset und seinem Gesundheitsapparat.

Hätte der Gesundheitsminister bei Albert Baehnys patriotischem Vorschlag zugegriffen und mit der Moderna verhandelt, wären bis Ende März wohl mehr als 20 Millionen Impfdosen ausgeliefert worden. Die nicht benötigten Stoffe hätten wir der EU verkauft oder an Entwicklungsländer verschenkt – beides kein unerheblicher Prestigegewinn für die Schweiz. Doch Bundesrat Berset hat das einmalige Angebot nicht erkannt und schon gar nicht zur Chefsache gemacht. Baehny als «ehrlicher Makler» kann sich höchstens vorwerfen, damals nicht bei anderen Bundesräten insistiert oder den Gang in die Medien gewagt zu haben. Alain Berset muss sich die Frage stellen, ob er der richtige Mann am richtigen Ort ist.

Wenn sich gegenwärtig sogar die Blätter von Tamedia kritisch mit Bersets Lonza-Unterlassungen auseinandersetzen, so sind gerade sie kaum die Richtigen. Am 25. Mai 2020 kritisierte der *Tages-Anzeiger* den steigenden Aktienkurs von Moderna. Im Streit, ob die USA oder die Schweiz zuerst mit Impfstoff beliefert werde, zeigte sich ein «befremdliches Nationalstaaten-denken». Und weiter: «Nicht nur Donald Trump versucht alles Mögliche, um «America first» mit einer Impfung zu versorgen.» Seine «nationalistische, protektionistische Politik» habe auch hier ihre Anhänger. Doch der Streit um die ersten Impfdosen sei verfehlt. Statt Trumps USA und Moderna – so der *Tages-Anzeiger* damals – suche die Schweiz «besser nach anderen Partnern». R. K.

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Fabian Molina, Tamara Funciello, Balthasar Glättli, Nora Kronig, Gölä, Thomas Borer über das Krisenmanagement des Bundes

Der junge Aussenpolitiker Fabian Molina (SP) treibt mit seiner China-Politik den Bundesrat vor sich her. Die Feministin und Sozialistin Tamara Funciello befindet sich mit ihrer Genderpolitik bei der parlamentarischen Mehrheit. Grünen-Präsident Balthasar Glättli ist gut unterwegs, am 13. Juni mit den Agrarinitiativen die Bürgerlichen das Fürchten zu lehren. Molina, Funciello, Glättli – sie stehen für das Modell einer lupenreinen Berufspolitik. Obwohl sie noch nie ein wirtschaftliches Risiko eingegangen sind und keine entsprechende Lebenserfahrung aufweisen, wollen sie die Schweiz und die Welt neugestalten. Kann das gutgehen? **Seite 14**

Das Bild geisterte nach der Grossdemonstration in Liestal durch die Medien: Ein Mann steht neben einem Plakat mit der Aufschrift «The Earth Is Flat». Der Unbekannte wurde zum Sinnbild für die Verschwörungstheorien, die sich angeblich hinter dem Corona-Widerstand verstecken. Alex Baur wollte es genauer wissen. Er machte den «flat-earth» von Liestal ausfindig und traf ihn zum Gespräch. Er heisst Jason Gastaldo. Warum der gebürtige Amerikaner behauptet, die Erde sei flach, bleibt nebulös. Klar ist, dass er mit dem Corona-Widerstand nichts zu tun hat und er die Medien eiskalt als Superspreader für seine abstrusen Thesen instrumentalisierte. **Seite 18**

Die oberste Impfstoff-Beschafferin des Bundes, Nora Kronig, Vizedirektorin des Bundesamtes für Gesundheit (BAG), sagte in einem Interview, die Schweiz habe nicht das Ziel, die Schnellste

beim Impfen zu sein. Das ist interessant. Denn je schneller wir impfen, desto schneller können wir wieder in den normalen Modus wechseln. Hubert Mooser erklärt, wieso es sich als kapitaler und kostspieliger Fehler weisen könnte, dass man der jüngsten Vizedirektorin im BAG die grösste Verantwortung übertrug. **Seite 24**

Göläs Lieder überdauern Generationen und seine Konzerte einen die Nation. Im August hätte der Kultmusiker im ausverkauften Letzigrund

aufzutreten sollen – vor 50 000 Menschen, als erster Schweizer Künstler überhaupt. Dann kam Corona, und es wurde still um den Rockstar. Heute renoviert der Büezer hauptsächlich Häuser, die er anschliessend verkauft. Im Musikgeschäft läuft wenig bis nichts: Das Echo auf seine kürzlich erschienene Autobiografie «Zigeunerherz» und das Lied «We d Bärge vergheie» war bescheiden. Einem Gespräch war er anfänglich zwar nicht abgeneigt, er wollte Roman Zeller aber erst im Frühling bei sich im Berner Oberland empfangen. Gölä wohnt, wo ihn niemand findet – wo er aber auch drei Monate keinen Sonnenstrahl zu Gesicht bekomme, wie er sagt. «Ich hasse den Winter», fügt er knorrig an. Ins Schwärmen gerät er, wenn er über sein Anwesen spricht, sein «Paradies», die Freiheit, mit möglichst autarkem Leben. Er sagt, hier liege sein Glück. **Seite 28**

Lange Zeit hatte er im diplomatischen Dienst der Schweiz gestanden, er versah als Botschafter Posten im Ausland, betreute Ressourcen und Reorganisation im Aussendepartement, erbrachte eine Gewaltsleistung als Leiter der Task-Force «Schweiz – Zweiter Weltkrieg» – Thomas Borer ist eng mit dem Land verbunden, auch heute als Unternehmensberater. Seit seiner Kindheit, so schreibt er hier in der *Weltwoche*, und in seiner Zeit als Botschafter und danach sei er stolz gewesen auf sein Land. «Doch dann kam die Corona-Krise», fügt er an. Borer schildert seine Ernüchterungen und Enttäuschungen, die bald nach Krisenbeginn einsetzten. **Seite 46.**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Trekkingsandalen: sportlich-modisch mit Profilsohle!

NORDCAP



jeansblau

anthrazit

**Für Damen
und Herren**



- Weiche und dämpfende Innensohle
- Mit Kontrast-Ziernähten und modischen Extras
- Obermaterial: extraleichtes Polyurethan
- Innensohle: weiches Leder
- Laufsohle und Futter: Synthetik

Optimal regulierbar
durch drei
Klettverschlüsse

Komfortabel
gepolstert

UVP*-Preis 69.-
Personalshop-Preis 49.-

NEUKUNDEN-PREIS

CHF **36.75**

Sie sparen CHF 32.25 gegenüber dem UVP*



sand

Decksohle
aus Leder



Das sagen Kunden:

„Herrliches Tragegefühl!“
Ich bin begeistert von der Herstellerqualität. Sie sind sehr robust, trotzdem biegsam und leicht.

Mehr Bewertungen online

Trekkingsandale	
anthrazit	Art.-Nr. 402.255
jeansblau	Art.-Nr. 402.268
sand	Art.-Nr. 402.271

Größen									
37	38	39	40	41	42	43	44	45	46

Bestellen leicht gemacht!
kundendienst@personalshop.ch

☎ 041 / 542 00 22

BESTELLSCHEIN C30111 mit 30 Tage Rückgaberecht

**25% Rabatt auf ALLES erhalten Sie auf
www.personalshop.ch**

SO SPAREN SIE 25%:

1. Loggen Sie sich mit Ihrem Code **C30111** im Shop ein.
2. Ihr 25% Rabatt wird automatisch bei allen Artikeln berücksichtigt.
3. Schicken Sie Ihre Bestellung ab!



25%
Neukunden-
Rabatt auf ALLE
Artikel!

5-Sterne-Personalshop-Garantie

- ★ 2 Jahre Garantie ohne «Wenn und Aber»
- ★ Schnelle Lieferung
- ★ Höchster Qualitätsstandard
- ★ Bestpreis-Garantie
- ★ 30-tägiges Umtausch- und Rückgaberecht

Gleich einsenden an:
Personalshop AG
Postfach
4019 Basel

Menge	Art.-Nr.	Grösse	Artikelbezeichnung	NEUKUNDEN- PREIS
	402.255		Nordcap Trekkingsandale, anthrazit	CHF 36.75
	402.268		Nordcap Trekkingsandale, jeansblau	CHF 36.75
	402.271		Nordcap Trekkingsandale, sand	CHF 36.75

Absender (Bitte deutlich ausfüllen): Frau Herr

BITTE IN BLOCKSCHRIFT AUSFÜLLEN

Name, Vorname:

Strasse / Nr.:

PLZ / Ort:

Geb. Datum:

E-Mail:

Wir verwenden Ihre E-Mail-Adresse, um Sie über Aktionsangebote zu informieren. Dem können Sie jederzeit widersprechen.

*Stattpreise beziehen sich auf Hersteller-Listenpreise oder unverbindliche Preisempfehlungen des Herstellers (UVP) Preise inkl. MWST. exkl. Versand- und Versicherungskostenanteil CHF 7.90.



Besserwisserin: Funicello. Seite 14



«Wirklich surreal»: Gölä. Seite 28



Verpasste Chance: Berset. Seite 3

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Linke als Immobilienhaie
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Petra Gössi
- 10 Tagebuch Meret Schneider
- 12 Bern Bundeshaus
Liquidator Gerhard Pfister
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Grünschnäbel erobern die Schweiz
Linke Jungpolitiker wissen alles besser
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
- 18 Mörgeli
- 18 Phantom von Liestal
«Flacherdler» Jason Gastaldo
- 19 Peter Bodenmann
- 20 So gefährlich war Jesus
Gedanken zum Osterfest
- 22 Angela Merkel
Kleingemacht zur vollen Grösse
- 23 Katharina Fontana
- 24 Die Nora-Kronig-Story Kritik an der
obersten Impfstoff-Beschafferin
- 26 Veganer leben gesünder
Renato Pichler über die Vorteile
- 27 Kurt W. Zimmermann
- 28 «Büezer wird, wer gerne Probleme löst»
Zu Besuch bei Mundartrockers Gölä
- 32 Demokratische Lücke
Matthias Matussek über die Grünen

- 33 Hochgebildetes Prekariat
Universitätsabsolventen mit Teilzeitjobs
- 34 Macht der Narration Der polnische
PiS-Politiker Zdzislaw Krasnodebski
- 36 Missionarin des Rahmenvertrags
Die Grünliberale Tiana Moser
- 37 Eine Frage der Mobilisierung
Städter gegen Landbewohner
- 38 Lehren aus der Pandemie
Umfrage bei Persönlichkeiten aus Politik,
Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur
- 42 Weg mit der Präambel!
Replik von Urs Paul Engeler
- 43 «Rezept für eine globale Katastrophe»
Virologe Geert Vanden Bossche
- 44 Militanter als der Vater
Aktivist Dominique Ziegler
- 45 Herodot
- 46 Entzauberung meiner Schweiz
Essay von Ex-Botschafter Thomas Borer
- 48 Zeitgeist-Professoren
Gender-Alarm an der HSG
- 49 Halbstark am Bosphorus
Das Ende der Ära Erdogan naht
- 50 Gott ist tot, es lebe der Heilige Geist
Kultphilosoph Slavoj Zizek
- 53 Der aufmüpfigste aller Kantone
Andreas Gross über den Kanton Jura
- 54 Wo bleibt der Föderalismus?
Dominanz der Zentralregierung
- 55 Henryk M. Broder
- 56 Leserbrief
- 57 Nachrufe Bertrand Tavernier,
Uta Ranke-Heinemann
- 58 Beat Gygi

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Sören Kierkegaard
Anleitung zur Selbsterfahrung
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Wenn das Fernsehgericht tagt
Dokumentarfilme über Promis boomen
- 68 Kunst Leu Art Family
- 69 Pop K.I.Z
- 69 Film Lilo Pulver
- 70 Kunst Ensor – Picasso: Maskeraden
- 71 Jazz Cadotsch, Dalvit, Sanz, Girod, Rossy

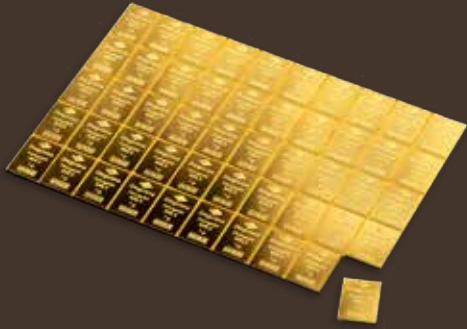
LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Sehnsuchtsorte
- 75 Lebensläufe
- 75 Thiel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Dr. M.
- 79 Mittagessen mit Yoshizumi Nagaya
- 80 Schatten des Frühlings
Jährliche Ära der Wiederbelebung
- 81 Tamara Wernli

Degussa



GOLD UND SILBER.



DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa beraten wir Sie umfassend bei Ihrer Anlage in physische Investmentbarren und -münzen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Linke als Immobilien-Haie

Führende Sozialdemokraten titulieren Hausbesitzer gerne als Corona-Krisengewinnler. Dabei gewährt eine ihnen nahestehende Genossenschaft keinen Mietnachlass.

Christoph Mörgeli

SP-Präsident Cédric Wermuth konnte die Vermieter nicht genug erpressen: «Wir machen das ganz einfach, liebe Immobilienlobby. Entweder ihr schwenkt ein auf einen Mieterlass wegen der Coronakrise, oder wir bereiten eine Notverordnung und sonst halt eine Volksinitiative für eine Immobilien-Sondersteuer vor, mit der wir eure Krisengewinne einziehen.» Seine Co-Präsidentin Mattea Meyer energierte sich: «Ich fass' es nicht. Nach monatelangem Hin und Her und Hoffnungsmachen lehnen die SVP, die FDP/Liberalen zusammen mit Stimmen der CVP und Grünliberalen das Covid-Mietgesetz ab und lassen Zehntausende von Restaurants, Clubs, Gewerbetreibenden hängen.» Und SP-Vizepräsidentin Jacqueline Badran pochte mit ihren üblichen Dezibel auf einen Mieterlass von 70 Prozent zugunsten zwangsgeschlossener Betriebe. Oder doch auf 60 Prozent bei Mieten unter 20 000 Franken pro Monat.

Wer so grosse Arien singt, wird die Mieter im eigenen Einflussbereich vorbildlich entlasten. Wer so grosse Töne spuckt, wird alles Interesse daran haben, mit gutem Beispiel voranzugehen. Die Wahrheit ist prosaischer, wie der Fall der Genossenschaft Pressunion zeigt. Diese residiert in Winterthur, dem Wohnort von SP-Co-Präsidentin Mattea Meyer.

Monatsmiete 4200 Franken

Diese «Sozialdemokratische Pressunion» hat 1909 die Verlagsrechte des SP-Organs *Winterthurer Arbeiterzeitung* übernommen. Es handelt sich um eine Genossenschaft, wobei die Partei ihren Genossen einen Genossenschaftsschein als «Ehrenpflicht» aufdrängte. 2008 stellte auch die Nachfolgezeitung endgültig den Betrieb ein. Zurück blieb ein imposanter Millionen-Bau an der Winterthurer Technikumstrasse 90. Dieser gehört der Genossenschaft Pressunion, die folgenden Zweck hat: «Herausgabe einer dem demokratischen Sozialismus verpflichteten Zeitung und ideelle Förderung aller Bestrebungen, die im Interesse der politischen und gewerkschaftlichen Arbeitnehmerorganisationen liegen.»

Seit dem 1. April 2019 war Hetem Fazliu* Untermieter der Genossenschaft Pressunion,

seit 1. Oktober 2019 ist er Mieter. Fazliu führte erfolgreich einen Disco-Klub im ersten Untergeschoss zu einem Monatsmiete von 4200 Franken. Das gesamte Inventar hat der vierfache Familienvater für rund 200 000 Franken vom Vorgänger übernommen. Da er einen weiteren Klub leitet, suchte und fand Fazliu eine Untermieterin, die ihm aber den vertraglichen Zins schon in Kürze schuldig blieb. Nun unterschrieb



SP-Immobilie in Winterthur.

er mit der Hausbesitzerin Pressunion eine Proforma-Kündigung, einigte sich aber gleichzeitig mit ihr auf den sofortigen Abschluss eines neuen Mietverhältnisses per 1. Januar 2020. Dazu kam es nicht, weil die Vermieterin diese Vereinbarung ignorierte, sofort die Schlösser auswechselte und Fazliu den Zutritt zu den Räumlichkeiten mit seinem eigenen Mobiliar verwehrte.

Mitte März 2020 erfolgte die Covid-19-bedingte Schliessung aller Klubs. Per 23. März 2020 kündigte die Genossenschaft Pressunion ihrem Mieter Fazliu. Von Juli bis Oktober führten die Parteien ein Schlichtungsverfahren vor der paritätischen Schlichtungsbehörde des Bezirksgerichts Winterthur. Diese setzte Anfang Dezember 2020 Fazliu ins Recht, indem sie das Bestehen eines gültigen Mietverhältnisses bestätigte; die Kündigung durch die Pressunion wurde aufgehoben. Der rechtmässige Mieter hatte schon in den Vormonaten vereinbarungsgemäss Mieterinteressen für den Klub gesucht. Diese sprangen aber alle ab, weil die Genossenschaft trotz Corona und andauernd stillgelegtem Klub auf keine Mietzinsreduktion eintreten wollte.

Pickelhart blieb die sozialdemokratische Pressunion trotz Covid-19-Klubschliessung und absolut fehlenden Einnahmen auch gegenüber Hetem Fazliu bei ihrer 100-Prozent-Mietforderung. Am 7. Januar 2021 schrieb die Anwältin der genossenschaftlichen Vermieterin an den Mieter: «Die erneute bundesrätlich angeordnete Betriebsschliessung stellt keinen Mangel am Mietobjekt dar, weswegen die Voraussetzungen für eine Herabsetzung des Mietzinses nicht gegeben sind.» Die Genossenschaft Pressunion müsse «leider» mitteilen, «dass keine Herabsetzung des Mietzinses gewährt werden kann».

Lieber Wein als Wasser

Am 8. Februar 2021 schickte der Mitarbeiter der Wintimmo AG, der die Räumlichkeiten der Pressunion verwaltet und auch in deren Verwaltungsrat sitzt, einen eingeschriebenen Brief an Fazliu zwecks Einforderung der Februar-miete von 4200 Franken: «Wir setzen Ihnen eine Frist von 30 Tagen, um Ihre Rückstände aus diesem Mietvertrag auf das Konto IBAN Nummer CH10 0070 0113 2022 9751 5, lautend auf die Genossenschaft Pressunion, zu überweisen. Sollten Sie unserer Forderung nicht oder nur teilweise nachkommen, werden wir Ihnen den Mietvertrag gemäss ORArt. 257d innert 30 Tagen auf das nächste Monatsende mit dem amtlichen Formular kündigen.» Genau dasselbe unerbittliche Schreiben hatten sie Mieter Fazliu schon Mitte Dezember 2020 zugestellt. Weil er sein Mobiliar nicht verlieren wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als jeweils den vollen Betrag zu zahlen.

Das Beispiel der linken Genossenschaft Pressunion in Winterthur zeigt: Die SP ist – nicht bloss in diesem Winterthurer Fall – Begünstigte von Immobilienbesitz. Ihre Exponenten bezichtigen die Immobilienbesitzer öffentlichkeitswirksam der unmoralischen Bereicherung. Wenn die Mieteingänge aber der SP nützen, besteht man gnadenlos auf der vollen Bezahlung.

Die Anwältin der Pressunion betont, es seien «sämtlichen Gewerbetiern, die ihr Geschäft schliessen mussten, unaufgefordert zwei volle Mietzinse erlassen» worden.

*Name geändert.

Liebe Petra Gössi

Ich weiss nicht, ob man einem Mann so schnell verziehen hätte. Sie melden sich mitten in der Covid-Krise zur Weiterbildung ab. Lächeln Kritik einfach auf Ihre charmante Art weg. Und es ist alles paletti. Unter uns: Ich verstehe, dass Sie sich auf ein Leben nach dem FDP-Präsidium vorbereiten, das geruhsamer werden dürfte. Und erfolgreicher. Vielleicht schaffen Sie ja den Absprung, bevor alle Flops auf Ihr Konto geschrieben werden. Gerade können Sie wieder von Glück reden. Genf ist so weit von Zürich entfernt, dass kaum auffällt, wie dumm sich die FDP bei der letzten Staatsratsersatzwahl ins Verderben gestürzt hat.

Erst zum zweiten Mal in Genfs Geschichte hat die Kantonsregierung wieder eine linke Mehrheit. Dies nur, weil die FDP den Machtwechsel bewusst herbeigeführt hat. Nur um die Wiederwahl des von der Partei wegen dummer Fehler und dreister Lügen ausgestossenen Pierre Mau-



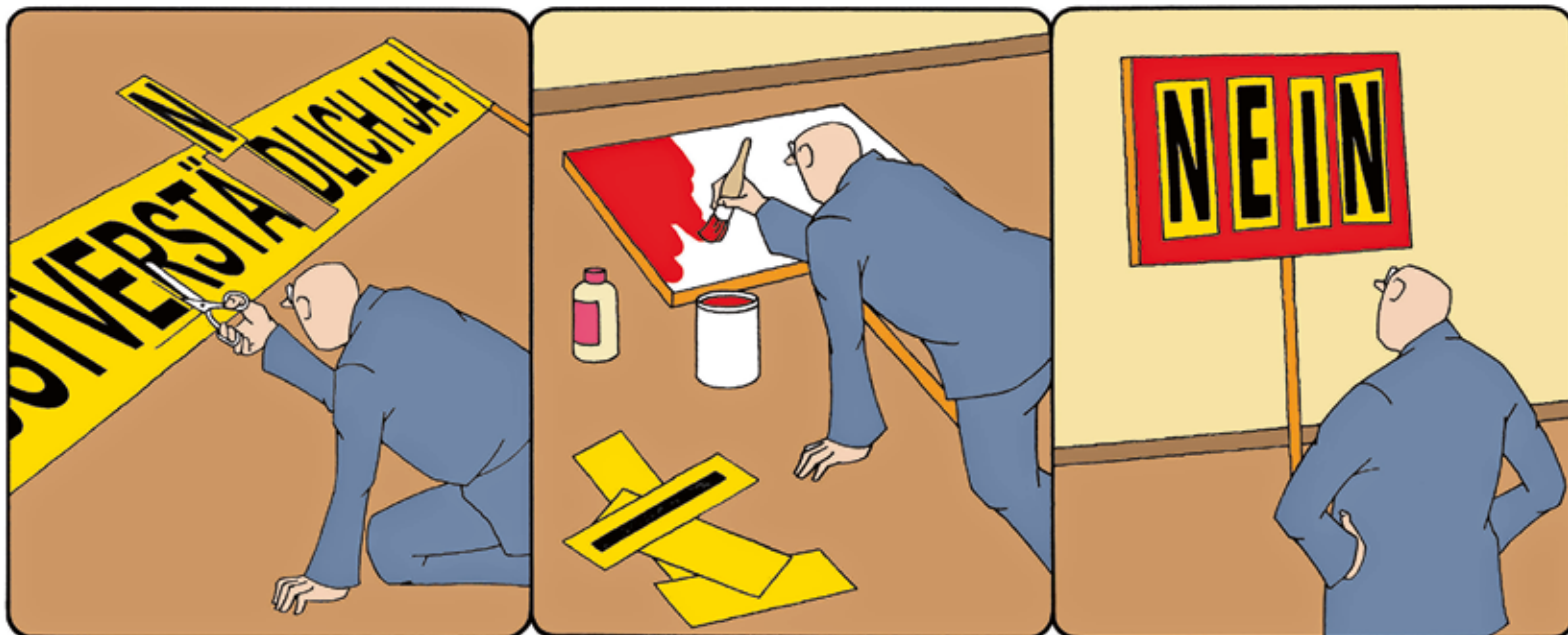
Genf ist so weit von Zürich entfernt: Parteipräsidentin Gössi.

det zu verhindern. Die Genfer FDP tat alles, um anstelle des früheren FDP-Superstars die grüne Fabienne Fischer in die Regierung zu hieven. Als es noch darum ging, Maudet aus der Regierung zu drängen, hatten Sie sich eingemischt: Er soll zurücktreten. Wo waren Sie jetzt? Haben Sie überhaupt mitgekriegt, dass die FDP zuerst einen schwachen Kandidaten aufstellte, ihn

im zweiten Wahlgang zurückzog und dann Stimmfreigabe beschloss? So dass sogar viele FDPler grün wählten. Obendrein kündigte FDP-Präsident Bertrand Reich jetzt an, er wolle das Finanzdepartement der Linken abtreten, schliesslich müsse sie jetzt die Verantwortung übernehmen. Abdankung total. Mit der dreisten Hoffnung, in zwei Jahren bei der Gesamterneuerungswahl wieder eine rechte Mehrheit zu finden. Ohne daran zu denken, dass dies nur mit Maudet möglich sein wird, der immerhin 33 Prozent der Stimmen gemacht hat und fast sicher wieder antreten wird. Irgendwie verständlich, dass Sie sich in diese Genferei nicht mehr einmischen wollen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Meret Schneider



Das ist jetzt also dieser neue *Nebelspalter*, dachte ich bei der Lektüre der wirklich einschlagenden Zeile: «Veganes Essen macht dumm. Und es verwandelt uns in Kannibalen». Eine Schlagzeile, wie sie populistischer und unhaltbarer nicht hätte sein können. Doch handelte es sich nicht um den *Nebelspalter*, sondern – um die *Weltwoche*.

«Ist so», twitterte ich, «morgen esse ich Roger Köppel zum Znüni», und verzichtete auf die Lektüre des Textes, der vermutlich die ebenso wacklige wie tollkühne Datengrundlage für seinen Titel erläutert.

Ich kenne solche Texte, sie mischen sich, getarnt als populärwissenschaftliche Studien zum Thema Ernährung, zwischen Copy-and-paste-SDA-Meldungen in Gratiszeitungen und überraschen mit Kausalitäten, denen maximal eine Korrelation zugrunde liegt, oder beeindrucken mit spektakulären Ergebnissen an vier bis zehn Probanden.

So weit, so bekannt. Gerade im Bereich Ernährung und Gesundheit ist die Anzahl der unsorgfältigen, unwissenschaftlichen Publikationen gross. Zum einen, weil viele Studien auf Aussagen der Probanden beruhen und daher stark verfälscht werden. Zum anderen aber auch, weil das Geld für ein richtiges Studien-Design und -Setting fehlt oder die Geldgeber bereits beim Auftrag ihr Wunschresultat implizit mit kommunizieren. Interessant aber, wie viele dieser Studien zurzeit aus dem Boden schießen und dass sie die negativen Konsequenzen einer pflanzlichen Ernährung thematisieren.

Vegane «Ersatzprodukte», heisst es dabei, seien zu verarbeitet, enthielten zu viel Fett, Salz und andere Schrecklichkeiten, die einer Tofumasse zu einem Genusslebens-

nis verhelfen. Im Eifer der Empörung werden Katastrophenszenarien heraufbeschworen, die aus einer Ernährung ausschliesslich aus Tofuwürsten, Schokolade und Chips resultierten, von Knochenbrüchen bis zu Skorbut.

Natürlich haben sie recht: Wer ausschliesslich Tofuwürste, vegane Chips und vegane Schokolade isst, ernährt sich nicht ausgewogen. Nur: Gleiches gilt für jene, die primär Cervelats und Milkschokolade konsumieren – die Konsequenzen sind nahezu identisch, nur bleiben bei der veganen Variante die Tiere am Leben.

Veganerinnen und Veganer leben nicht a priori gesünder. Aber auch nicht ungesünder. Wie die Beispiele zeigen, kann man sich mit und ohne Tier sehr gut oder sehr schlecht ernähren, ein Zusammenhang mit dem Verzicht auf Tierprodukte ist hier nur marginal gegeben, auch wenn der Vergleich zugunsten einer pflanzlichen Ernährung ausfällt. Aber das gibt keine Schlagzeile her, das verstehe ich schon.

Als wir die Home-Office-Situation diskutierten, meinte meine Kollegin: «Für dich ist das keine grosse Umstellung. Ich meine, du warst schon immer, äh ...» «Ein Bünzli», hätte sie ehrlicher Weise sagen müssen.

Hip, naturverbunden, *back to the roots* ist heute, wer im Garten Tomaten anpflanzt, in der Küche Weisskohl knetet und im Backofen ein Bananenbrot backt. Wir haben plötzlich Zeit; wegfallendes Pendeln, ausfallende Networking-Events werfen uns auf uns selbst zurück, und sonst nebenbei verrichtete Tätigkeiten – wie Essen und Einkaufen – werden mit einer nie gekannten Bedeutung aufgeladen.

Man will wissen, wo die Lebensmittel wie produziert wurden, sucht Hoffläden in der Nähe auf und bestellt sich auf dem Weg zur

Subsistenzwirtschaft einen Jogurtbereiter nach Hause. Alles *homemade* – selber machen statt kaufen.

Gemüse einmachen, Konfitüre kochen und Schals stricken; mit Begeisterung stürzen sich Herr und Frau Schweizer in Tätigkeiten, die sie vor der Pandemie noch belächelten, und ja – entgegen dem vielbeklagten Backlash der Gleichberechtigung, weil primär Frauen im Job reduzieren, um Kinder zu *behomeschoolen* –, Männer laufen zu Hochform auf. Ein Sousvide-Garer (ein Vakuumiergerät) und eine Holzwerkstatt gehören auf jeden Fall zum modernen Mann in der Pandemie, gern mit stylishem Wollpullover à la Skandinavien – die Schweden wissen, wie's geht.

Und da sind wir nun beim Grund, warum meiner Kollegin das «Bünzli» im Hals steckenblieb. Ich habe schon immer fermentiert, eingekocht, gewerkelt und gegärtnert. Machte gern vieles selber, begeisterte mich für Pflanzen und deren Wirkungen. Ich mochte es, in Ruhe gelassen zu werden und allein die Berge zu bewandern. Damals war es nicht cool, nicht hip, nicht *back to the roots*. Es gab noch keine Hashtags dafür. Und da ich keinen Instagram-Account habe, fehlten sie mir auch nicht.

Was ich suche, ist das Analoge, den direkten Kontakt mit Boden, Erde, Pflanzen und Lebensmitteln, ohne sie in Szene setzen zu müssen, ohne jeden Waldspaziergang mit *#waldbaden* zu betiteln und (*#nofilter*) meine *homemade*-Konfi zu posten. Das ist der Unterschied. Ich bin da einfach ein Bünzli. Und das darf man ruhig auch aussprechen.

Meret Schneider ist Nationalrätin der Grünen.

WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

Liquidator Pfister

Vom neuen Namen und Logo erhoffte sich Parteichef Gerhard Pfister Aufschwung. Vorerst geht es mit seiner fusionierten CVP weiter abwärts.

Es war ein Tag für die Geschichtsbücher: Am letzten Sonntagnachmittag um drei Uhr wurde es amtlich, dass mit der Wahl von Franz Ruppen (SVP) in den Walliser Staatsrat die politische Dominanz der Walliser CVP in der Kantonsregierung zu Ende geht. Diese wird künftig bloss noch mit zwei von fünf Staatsräten in der Regierung vertreten sein. Das ist eine Schmach für die Partei, welche die Rhone-Republik 164 Jahre lang wie eine «Demokratur» bewirtschaftet und regiert hat.

Die Niederlage müsste dem nationalen Parteichef Gerhard Pfister eigentlich zu denken geben, zumal die CVP am selben Wochenende bei Ersatzwahlen im Kanton Glarus ihren einzigen Sitz in der Kantonsregierung verlor. Gerade der Sitzverlust in Glarus hat schon fast Signalwirkung. Der Glarner Nationalrat Martin Landolt, einst Präsident des BDP-Wahlvereins von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, gehörte zu den eifrigsten Treibern der Fusion von BDP und CVP, die im Herbst 2020 auf nationaler Ebene vollzogen wurde und im neuen Parteinaamen «Die Mitte» gipfelte. Und nun klappte ausgerechnet in Landolts Heimatkanton das neue Teamwork nicht.

Pfister sieht darin kein Misstrauensvotum gegen seine neue Mitte-Formation: «In beiden Fällen ist es keine Wahl gegen unsere Kandidaten, sondern für eine pluralistischere Regierung», windet er sich. Nächste Frage: Funktioniert die Marke «Die Mitte» nicht? «Regierungswahlen sind kein Kriterium, um diese Frage zu beantworten. Zudem ist es generell zu früh, diese Frage zu stellen», findet der Zuger Politiker.

Position, aber kein Inhalt

Das sieht man im Oberwallis etwas anders. «Die von oben herab gewünschte Umbenennung der CVP in «Die Mitte» spielte sehr wohl in den Wahlkampf hinein», versichern Oberwalliser Parteileute. Das lasse sich auch anhand der Ergebnisse bei den Grossratswahlen gut aufzeigen. Die Walliser CVP besteht aus drei Formationen, der CVP Unterwallis (CVPU), der CVP Oberwallis (CVPO) und den Oberwalliser Christlichsozialen (CSPO).



Chef einer konturlosen Mitte-Partei: Strategie Pfister.

Die CVPO mit ihren Aushängeschildern Ständerat Beat Rieder und Nationalrat Philipp Matthias Bregy, die sich gegen die von Pfister initiierte Namensänderung stemmten, verteidigte ihre Sitzzahl im Kantonsparlament erfolgreich. Die CVPU und die CSPO, die Pfister hinterherrennten, verloren sieben Sitze.

Freilich wäre es voreilig, gestützt auf diese Ergebnisse die Partei bereits abzuschreiben. Aber den Start haben Pfister und seine Gewährsleute schon einmal gründlich verhaun. Ein Aufwärtstrend sieht anders aus. Irgendwie passt es auch zur derzeitigen Verfassung, dass die Präsidentin der neuen Mitte-Fraktion im Bundesparlament, Ständerätin Andrea Gmür, nach einem einjährigen Gastspiel bereits den Bettel hingeworfen hat. Die zeitgeistige Ostschweizerin aus Luzern stand ja genau für den Auf- und Umbruch. Sie hatte sich in einer Kampfwahl gegen

Wenn man ihn heute reden hört, klingt er fast wie SP-Bundesrat Alain Berset.

Leo Müller durchgesetzt, einen bodenständigen Luzerner Nationalrat der ländlichen CVP-Tradition – und scheiterte jetzt kläglich.

Man weiss ja auch nicht genau, für was «Die Mitte» steht. Will die Partei einfach Mehrheitsbeschafferin ohne eigenen programmatischen Anspruch sein? «Wir haben einen neuen Namen. Aber wo ist das entsprechende Parteiprogramm?», fragen sich Walliser CVP-Politiker. Pfister weiss selber auch, dass «Die Mitte» eine politische Position ist, aber noch keinen Inhalt aufweist. So jedenfalls hat er sich vor zweieinhalb Jahren einmal geäussert. Damals galt er noch als Inkarnation des rechten Flügels der CVP, jetzt ist er Chef einer konturlosen Mitte-Partei.

Wie König Midas

Wenn man ihn heute reden hört, etwa im Video-Interview mit dem *Nebelspalter* bei einem Glas Rotwein im Berner «Café Fédéral», klingt er fast wie SP-Bundesrat Alain Berset. Pfister zeigt grosses Verständnis, dass die Beizen geschlossen bleiben, er redet sogar das Debakel bei der Impfstoffbeschaffung schön. Dabei haben sich in der Gesundheitskommission des Nationalrats auch seine eigenen Leute für eine raschere Öffnung starkgemacht.

Könnte es sein, dass der Zuger mehr Applaus von den Medien bekommt, wenn er nach links driftet und die Regierungsbeteiligung der SVP öffentlich in Frage stellt? Der *Sonntagsblick* ernannte ihn wegen seines breiten kulturellen Horizonts gar zum «Philosophenkaiser des Parlaments». Er gleicht aber mehr dem sagenhaften König Midas. Alles, was Pfister berührt, verwandelt er zumindest rhetorisch zu Gold. So verspricht er sich vom neuen Parteinamen eine goldene Zukunft, wobei die Wähler dieses Pfistersche Gold eher für Blech halten.

Aber das wird für ihn wohl kein Problem sein. Auf die Liquidation von Traditionen versteht er sich nämlich beruflich wie privat bestens. Die CVP Schweiz hat er sauber bestattet, die von seinem Grossvater gegründete Privatschule, das Institut Dr. Pfister in Oberägeri, hat er stillgelegt und das Grundstück verkauft.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Arena»-Moderator Sandro Brotz zieht sich für «geraume Zeit» von den sozialen Medien zurück. Warum? «Zu viel Hass im Netz», erklärt er. Brotz hatte zuvor Kritiker der Corona-Massnahmen auf Twitter als «Flat Earther» bezeichnet. Daraufhin erreichten ihn Beleidigungen und Drohungen.

Nun ist auch «Flat Earther» keine Liebesbekundung. Tausende Menschen, die in Liestal gegen die Pandemiepolitik demonstrierten, glauben laut Brotz an eine flache Erde, sind also Spinner. Empfindsame Gemüter bezeichnen das ihrerseits als Hassrede.

Wo Brotz recht hat: Die Sitten in den sozialen Medien sind rau. Der vielgeschmähte Stammtisch treibt im Vergleich dazu gesittete Konversation im Plauderton.

Der Punkt bei dieser Geschichte ist allerdings ein anderer: Es geht um die Frage, wie sich ein Angestellter der öffentlichen Fernsehanstalt in seiner beruflichen Funktion politisch äussern soll und auch darf.

Wäre Brotz beim *Sonntagsblick* oder bei Radio 1 geblieben, würde sich kaum jemand über seine Ansichten aufregen. Wer für ein privates Medienunternehmen arbeitet, kann tun und lassen, was sein Arbeitgeber und das Strafgesetzbuch erlauben. Doch Brotz wechselte 2012 zum Schweizer Fernsehen. Drei Jahre später passierte das revidierte Radio- und Fernsehgesetz knapp die Volksabstimmung.

Das Resultat machte aus SRG-Mitarbeitern eigentliche Journalistenbeamte. Wer keine SRG-Programme konsumiert, konnte zuvor seinen Anschluss abmelden. Heute muss jeder Haushalt dafür bezahlen (335 Franken im Jahr); auch viele Unternehmen sind abgabepflichtig. Aus einer Ge-

bühr wurde faktisch eine Steuer. Das Bundesgericht nennt es «eine Art Zwecksteuer».

Das ist mehr als ein finanzjuristisches Detail. Weil Brotz seinen Lohn aus Steuergeldern bezieht, ist er bei seiner journalistischen Arbeit zu politischer Enthaltensamkeit verpflichtet. Der Staat muss neutral sein.

Damit sind wir beim publizistischen Kernproblem der SRG seit 2015. Journalisten sind Nörgler. Sie werden fürs Hinterfragen und Fehlerfinden bezahlt. Diese Arbeit lässt sich kaum erledigen, ohne einen politischen Standpunkt einzunehmen.

Brotz hat in den sozialen Medien den Kantengang riskiert und ist abgestürzt. Am 13. Juni stimmt die Schweiz über das Covid-Gesetz ab.

Sandro Brotz hat auf Twitter mehr Abonnenten als viele Zeitungen und Magazine. Wie schafft er das?

Eine ausserparlamentarische Gruppe («Freunde der Verfassung») hat das Referendum erwirkt. Die Verfassungsfreunde werden – sofern die üblichen Regeln gelten – ihren Standpunkt in der «Abstimmungs-Arena» vertreten dürfen. Viele von ihnen waren an der Demonstration in Liestal anwesend, sind für Brotz also Spinner. Wie will er diese Sendung glaubwürdig moderieren können? Eigentlich müsste er in den Ausstand treten.

Das Schlamassel hat sich die SRG selber zuzuschreiben. 2018 kam die «No Billag»-Initiative zur Abstimmung. Gross war die Unsicherheit: Würden Volk und Stände die «Zwangsgebühren» (oder eben die «Zwecksteuer») abschaffen? Die Führungsriege um Präsident Jean-Michel Cina und Generaldirektor Gilles

Marchand beteuerte, man werde die politische Neutralität künftig noch entschiedener durchsetzen. Am Ende scheiterte die Initiative klar.

Vielleicht wiegte sich die SRG-Spitze seither zu sehr in Sicherheit. Jedenfalls sahen die Verantwortlichen zu, wie einige Moderatoren die Welt weiterhin in richtig und falsch einteilen, gerade in den sozialen Medien. Am weitesten ging dabei Brotz. Er machte aus seinen Twitter- und Facebook-Profilen offiziöse SRF-Kanäle. Die Hintergrundbilder zeigen ihn im «Arena»-Studio, ein Link verweist auf die SRF-Website.

Mit seinen Tweets erreicht Brotz über 50 000 Follower. Er hat mehr Abonnenten als viele Zeitungen und Magazine. Wie schafft er das? Sprüht er vor Witz? Funkeln seine Gedanken? Ist er ein begnadeter Aphoristiker, der auf 280 Zeichen eine Welt erklären kann? Oder ist er einfach der Moderator der wichtigsten Politiksendung im Land? Die Fragen stellen heisst, sie zu beantworten.

Dieser Tage erschien im *Tages-Anzeiger* ein interessantes Interview mit der amerikanischen Journalistin Bari Weiss. Sie spricht über Fehlentwicklungen in der Medienbranche. Viele Journalisten hätten heute das Gefühl, die Institutionen seien dazu da, «um mir zu dienen und meinen Ansichten eine Plattform zu bieten». Weiss rät den grossen Medienunternehmen, ihren Mitarbeitern das Twittern zu untersagen. Es schade mehr, als es nütze.

Sandro Brotz geht schon einmal voran, angeleitet von seinen Chefs, wie zu hören ist. Die SRG scheint das Problem erkannt zu haben. Es wäre die beste Nachricht in dieser leidigen Geschichte.

Grünschnäbel erobern die Schweiz

Linke Jungpolitiker treiben unser Land vor sich her und blähen den Staat auf. Sie haben noch nie etwas riskiert oder geleistet, wissen aber alles besser.

Christoph Mörgeli

Vor zwanzig Semestern hatte Fabian Molina sein Studium der Geschichte und Philosophie an der Universität Zürich aufgenommen. Zu einem Abschluss oder einer eigentlichen Berufsarbeit kam es nie. Aus dem Jungsozialisten wurde ein gutbezahlter Berufspolitiker und nebenamtlicher Co-Präsident einer vom Bund kräftig alimentierten Entwicklungshilfe-Stiftung. Fabian Molinas Vater hat seinerzeit als linksoppositioneller Chilene in der Schweiz Asyl erhalten. Was unter der heutigen Gesetzgebung nicht mehr möglich wäre, wie Molina erfrischend freimütig eingesteht. Das, was für den Papa Rettung, Freiheit und Lebensgrundlage bedeutete, will der Sohn jetzt nach Kräften umpflügen. Insbesondere bei der sogenannten «China-Strategie» treibt er den Bundesrat vor sich her – und darf zuversichtlich auf eine parlamentarische Mehrheit hoffen. Neutralität, diskrete Gute Dienste, Handelsaustausch und Exportinteressen waren gestern. Heute geht es um die Erlösung aller Unterdrückten, Mühseligen und Beladenen.

Befohlenes statt Bewährtes

Tamara Funicello ist in Sardinien aufgewachsen und studiert ebenfalls seit zwanzig Semestern Geschichte und Sozialwissenschaften an der Universität Bern. Ihr Vater hat das ökonomisch wenig wirtliche Italien mit der Schweiz vertauscht, wo heute Tochter Funicello politisch so ziemlich all das einführen will, woran Italien krankt. Zum Abschluss ihres Studiums treibt es die sozialistische Feministin nicht, dafür treibt sie die «Wut» um: Wut gegen weibliche Unterdrückung, Wut gegen die Reichen, Wut gegen Männergewalt (ohne freilich etwas von jener der Migrantinnen wissen zu wollen). Mit einer staatlichen Lohn- beziehungsweise Gender-Polizei oder mit Frauenquoten weiss sich Funicello mittlerweile bei der Mehrheit. Ihr Kampf gilt der Überwindung des Kapitalismus – und dies weltweit, weshalb sie die «Jugend-Brigaden» anführte, die den kommunistischen Sandinisten in Nicaragua nahestehen. Bei den letzten Nationalratswahlen vermochte die wutgetriebene Jungsozialistin die

bestandenen Gewerkschafter Corrado Pardini und Adrian Wüthrich zu verdrängen.

Balthasar Glättli belegte eine gefühlte Ewigkeit die Fächer Philosophie, Linguistik und Germanistik an der Universität Zürich, bevor er sein Studium nach 23 Jahren offiziell hinschmiss. Zwischenzeitlich wirkte er als Politiksekretär von Solidarité sans frontières und als Kampagnenleiter der Staatsgewerkschaft VPOD. Der Asyl- und Ausländerpolitiker stand selbst bei den Grünen dermassen weit links, dass seine Wahl zum Zürcher Kantonalpräsidenten zur Abspaltung der Grünliberalen führte. Inhaltliche Unterschiede zur SP sind bei Glättli, der zusammen mit seiner Frau ein nationalrätliches Doppelleinkommen erzielt, nicht ersichtlich. Politische Rechte für Ausländer oder ein per Los erkürter Klimarat stehen ganz oben auf seiner Agenda. Glättlis oft mit geschlossenen Augen vorgetragene Voten ähneln Predigten für die solidarische Umverteilung. Die extreme Agenda der Grünen für den Ausstieg aus Kernkraft und CO₂ ist in Bern längst politisches Mehrheitsprogramm; am Juni-Abstimmungswochenende darf sich Glättli intakte Chancen ausrechnen, die Trinkwasser- und die Pestizid-Initiative gegen die vereinigten Bürgerlichen zu gewinnen.

Klima, Frauen, Migration

SP-Präsident Cédric Wermuth (Studienabschluss in Politologie nach zwanzig Semestern) verlangt ein staatliches Investitionsprogramm von 60 Milliarden, bezahlt durch die «Profiteure der Krise», die Nationalbank und weitere Verschuldung. Auch Matteo Meyer, Lisa Mazzone, Bastien Girod, Irène Kälin, Samira Marti, Meret Schneider, Aline Trede oder Sarah Wyss stehen für eine Generation, die auf die Karte Berufspolitik setzt. Einen Leistungsausweis in der freien Wirtschaft benötigen sie nicht, ein unternehmerisches Risiko haben sie nie auf sich genommen, geschweige denn eine Firma zum Erfolg geführt. Das bei den Jüngeren verbreitete Sicherheitsdenken erstaunt; auf den Listen der zukunftssträchtigen, global bedeutenden Start-ups finden sich kaum Schweizer Projekte.

Bemerkenswert am neuen linken Politikerentypus ist, dass dieser nicht einfach das Beste für die eigenen Wähler herausholen will. Vielmehr gilt es, das persönliche Weltbild als das einzig richtige allen andern aufzudrängen. Kritische Medienberichte über die Migration findet Balthasar Glättli «tendenziös und hetzerisch». Die Einschränkungen, die sich die jungen Progressiven selber auferlegen, sollen auch für alle andern gelten. «Genügsamkeit» und «Verzicht» verlangen die Grünen, «weniger Güter» und weniger «Werbung für unnötigen Konsum». Für sie sind die Menschenrechte beim Souverän in der direkten Demokratie gefährdet: Noch am Tag des Ja zum Indonesien-Freihandelsvertrag forderte Fabian Molina, dieses Abkommen auszusetzen, bis «Indonesien den Schutz von Menschenrechten in der Praxis einhalte».

Unsere angeblich verstaubten Institutionen und Instanzenwege müssen modernisiert, urbanisiert und internationalisiert werden. Die direktdemokratischen Prozesse mahlen für diese Ungeduldigen viel zu langsam und blockieren die dringlichen Veränderungen. Die Juso-Präsidentin twitterte nach dem Nein

*Die Besserwisser haben
alles Interesse, feste Mauern gegen
ihre Anmassung niederzureissen.*

zur Konzernverantwortungsinitiative: «Das Ständemehr gehört auf den Misthaufen der Geschichte.» Mehrheitsentscheide, die den Besserwissern nicht passen, setzen sie einfach nicht um. Der Klimanotstand, die soziale Ungleichheit, die Unterdrückung der Frau und der Migrationswille der Armen: All diese Probleme müssen subito gelöst werden – und zwar mit ihren als den einzig richtigen Rezepten.

Verachtung Andersdenkender

Grünschnäbel ohne Lebenserfahrung und Lebensbewährung machen sich hierzulande erstaunlich erfolgreich ans Werk, das freiheitliche, neutrale Staatswesen und einen wettbewerbsfähigen Werkplatz in der Substanz umzu-



Kinder der Wohlstandsverwahrlosung: Linkspolitiker Glättli (Grüne), Funicello, Molina (beide SP).

wälzen. Der Wohlstand für so viele lässt dessen Ursachen vergessen. Verunsicherte Bürgerliche ermöglichen heute Mehrheiten, die vor einigen Jahren noch undenkbar schienen. Aus der Selbstverantwortung wird Staatsverantwortung. Statt produziert wird administriert, statt des Willens zur Leistung und zum Aufstieg herrscht eine Gleichmacherei, die von Neid und Missgunst keineswegs frei ist.

Mit enormem Furor erteilen die politischen Langzeitstudierenden jenem angeblich dümmen Teil des Volkes Nachhilfestunden, der den rot-grünen Heilslehren nicht folgen mag. Sie fordern einen «Systemwechsel» und verachten jene Mitmenschen, die anders denken und leben als sie, sich anders kleiden und anders fortbewegen, die an die Existenz zweier Geschlechter oder gar an einen Gott glauben. Eine grüne Arbeitsgruppe unter Bastien Girod will, dass ab 2025 keine neuen «fossil betriebenen Autos mehr zugelassen werden». Wer nicht zentral in den Städten wohnt, ist selber schuld. Das Benzin soll so viel kosten, dass sich die Mittelständler, das Gewerbe, die Hausfrauen nicht mehr mit dem Auto fortbewegen können. Die Neunmalklugen leben ihren rot-grünen Lifestyle, indem sie ihn weitgehend von den andern finanzieren lassen. Erfolgreich riegele sie ihren Lebensbereich gegenüber der Landschaft und den Agglomerationen ab: mit Verkehrsbehinderungen, Tempo-30-Zonen, Dauerrotlicht, Spurreduktionen, Parkplatzaufhebungen und einem eigentlichen Bussenterror.

Die sinistren Rechthaber verschliessen sich der Erkenntnis, woher der Wohlstand kommt und wie er erzeugt wird. Tamara Funicello kämpft für «Büezer statt Bonzen» und erklärt die Bauarbeiter zu Opfern des kapitalistischen Systems. Sie merkt nicht, dass diese nur durch den teuren Bagger, der ihnen ein Bauunter-

nehmer zur Verfügung stellt, ein Einkommen verdienen, das sie mit einer blossen Schaufel niemals erzielen könnten. Laut Zürcher SP muss sich der Boden «möglichst in Allgemeinbesitz befinden und der Profitmaximierung entzogen werden». Den Wohnraum verteuert sie für alle Nichtprivilegierten durch Bevorzugung einiger weniger mittels «sozialen Wohnungsbaus». Mit gezielten Erleichterungen fördern die Gutmeinenden Masseneinbürgerungen, die dazu führen, dass die Einheimischen die über Generationen angesparten Güter mit immer mehr Migranten teilen müssen.

Das Kampfmittel der unerfahrenen Grünschnäbel ist ein immer engeres Korsett an Vorschriften, das die Freiheit der Leistungsträger und Fleissigen erstickt. In der andauernden Corona-Pandemie fanden sie den willkommenen Lehrmeister, um über alle Instanzen durchzugeregieren und sich fit zu machen für künftige Kreuzzüge ihrer Klimareligion. An den Tischen in ihren städtischen Wohnungen oder Verwaltungsbüros mit Minergie-Standard erfinden sie Massnahmen, um die Bauern von produzierenden, unternehmerischen Umweltpraktikern zu staatlichen Lohnempfängern umzuformen.

Covid als Geschenk des Himmels

Fabian Molina sieht es als seine Aufgabe, «die Schweiz und die Welt zu verändern». Sein Rezept lautet so: «Dafür sollte die Schweiz der EU beitreten – besser heute als morgen.» Er und auch einige ergraute Grünschnäbel glauben, ihre Ziele mit Hilfe von Brüssel und einem Rahmenabkommen eher zu erreichen als mit mühsamen Abstimmungen in der direkten Demokratie. Grüne Tyrannen wollen «klimaschädlichen Konsum» verbieten und vorschreiben, ob und wie viel Fleisch man essen darf. Oder wie man heizen und wie viele Zimmer

eine Person bewohnen soll. Vor allem aber wollen sie einen engen Rahmen setzen dafür, was man noch sagen, denken und schreiben kann. Andere, ihnen nicht genehme Meinungen verleumden solche Diktatoren als «Hassreden» und «Hetze», löschen sie aus den sozialen Medien oder verfolgen sie mit dem Strafgesetzbuch.

Die Alleswisser haben jedes Interesse, feste Mauern gegen ihre Anmassung niederzureissen, sämtliche Schrauben zu lösen und alles im Fluss zu halten: So wird die staatliche Unabhängigkeit durch Eingliederung in internationale Gebilde schleichend preisgegeben, die biologische Geschlechtsbestimmung zerbröckelt, das Leistungsdenken hinterfragt, in der Bildung für Nivellierung gesorgt, das Militär abgeschafft und die Moral durch den Moralismus ersetzt. Die Pandemie erwies sich für die Progressiven als Geschenk des Himmels: So viel Staat, so viel Gängelung, so viel garantierten Mindestlohn gab's noch nie. Molina, Funicello, Glättli und ihre Glaubensgenossen können auf die Medien zählen, am zuverlässigsten auf das steuerfinanzierte Radio und Fernsehen. Sie dürfen aber auch mit der Unterstützung des Grossteils der öffentlichen Verwaltung, der Lehrerschaft und der Hochschulen rechnen.

Letztlich aber bleibt das gegenwärtig so erfolgreiche Treiben der fortschrittlichen Hyper-schlauen ein ungesundes Kind der Wohlstandsverwahrlosung. Die Bewältigung der harten Folgen von Covid dürfte die Spreu wieder vom Weizen trennen. Dann sind wieder Krampfer statt Klugschwätzer gefragt, zupackende Praktiker statt blutleere Theoretiker. Gewiss, der Zeitgeist weht, wo er will – und er weht gegenwärtig scharf von links. Aber das weckt Widerstand und Gegenkräfte. Sich von einem Wahn zu befreien, ist oft wirkungsvoller, als eine neue Weisheit zu erfinden.



VIP-Leserangebot: Nostalgiefahrt im «Glacier Pullman Express» Einfach luxuriös durch die Schweiz

Sind Sie bereit für eine nostalgische Schienenkreuzfahrt der Sonderklasse? An Bord des «Glacier Pullman Express», dem Juwel der Rhätischen Bahn, erleben Sie während zweier Tage die landschaftlichen und bahntechnischen Glanzlichter auf der Strecke von St. Moritz nach Zermatt – oder umgekehrt.

Nehmen Sie Platz im luxuriösen Salonwagen im Art-déco-Stil. Abfahrt ist wahlweise in St. Moritz oder in Zermatt. Im ersten Fall zieht die legendäre Krokodil-Lok die historische Zugskomposition durchs romantische Oberengadin. Es folgt die Albulalinie, ein Meisterwerk der Ingenieurskunst im UNESCO Welterbe der Rhätischen Bahn, ein Meisterwerk der Ingenieurskunst und Unesco-Welterbe. Diese führt die stolze Krokodil-Lok durch raffinierte Kehrtunnels und über das Landwasserviadukt hinunter nach Thusis.

Nach dem Abstecher zu den romanischen Fresken in der Kirche St. Martin von Zillis* werden Sie im Gourmino-Speisewagen mit Bündner Spezialitäten verwöhnt. Am Nachmittag durchqueren wir die spektakuläre Rheinschlucht ob Flims – den Grand Canyon der Schweiz. In Disentis besuchen wir das ehrwürdige Benediktinerkloster, bevor eine Lok der Matterhorn-Gotthardbahn den Luxuszug übernimmt. Sie überwindet den 2033 Meter hohen Oberalppass und erreicht Andermatt, wo wir die Nacht verbringen.

Nach dem Frühstück erklimmen wir auf der Furka-Bergstrecke mit einer über 100-jährigen Dampflok den höchsten Punkt der Reise. Beim Ausflug mit der Luftseilbahn aufs Eggishorn* geniessen wir die einmalige Aussicht auf den Aletschgletscher. Letzter Höhepunkt im «Glacier Pullman Express» ist die Fahrt von Brig hinauf nach Zermatt.

* Ausflüge Strecke Zermatt–St.Moritz siehe Kasten. Detaillierte Infos: www.rhb.ch/glacierpullman



Platin-Club-Spezialangebot

**Exklusives Leserangebot:
Nostalgiefahrt im «Glacier Pullman Express»**

Leistungen:

- Fahrt von St. Moritz nach Zermatt oder umgekehrt
- Mittagessen im Speisewagen inkl. Getränke
- 1 Übernachtung inkl. Frühstück in Andermatt
- Fahrt mit dem Dampfzug auf der Furka-Bergstrecke
- Ausflüge St. Moritz–Zermatt: Besichtigung Kirche St. Martin in Zillis und Klosters Disentis, Fahrt aufs Eggishorn inkl. Mittagessen
- Ausflüge Zermatt–St. Moritz: Apéro riche auf der Fiescheralp, Besichtigung Kloster Disentis und Stadtrundgang in Chur.

Termine:

St. Moritz–Zermatt: 27./28. August 2021 und 1./2. Oktober 2021
Zermatt–St. Moritz: 29./30. August 2021 und 3./4. Oktober 2021

Preise (pro Person im DZ):

Fahrt und Hotel «3 Könige & Post» ***: Fr. 1150.– (statt 1350.–)
Fahrt und «Hotel Radisson Blu» ****: Fr. 1200.– (statt 1400.–)
Fahrt und «The Chedi Hotel» *****: Fr. 1450.– (statt 1650.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Ticket unter Telefon 041 391 03 60 oder per E-Mail an info@pullmanclub.ch
Bitte Stichwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Rhätische Bahn/Pullman Club
www.rhb.ch/glacierpullman

PERSONENKONTROLLE

Sommaruga, Darbellay, Gaudin, Ruppen, Glättli, Ryser, Michaud Gigon, Chauvin, Floyd, Lawrow



Hitzewallungen: Simonetta Sommaruga.



Humorist: Sergei Lawrow.

Simonetta Sommaruga, Klimakämpferin, kann bei ihrer Kampagne für das neue CO₂-Gesetz auf die Hilfe der Klimaseniorinnen zählen. Diese haben beim Strassburger Menschenrechtsgerichtshof eine Klage gegen die Schweiz eingereicht, weil diese angeblich zu wenig gegen die Erderhitzung unternimmt und ältere Frauen somit ungenügend schützt. Die Klimaklage hat in Strassburg die erste Verfahrenshürde genommen. Das heisst: Sollten die Stimmberechtigten das CO₂-Gesetz im Juni ablehnen, ist nicht auszuschliessen, dass der Schweiz anschliessend von den Strassburger Richtern klimamässig eingeheizt wird. (*fon*)

Christophe Darbellay, Analytiker, erklärte vor dem Urnengang am Wochenende im Kanton Wallis selbstbewusst, dass «Staatsratswahlen Persönlichkeitswahlen sind, da werden keine Parteisoldaten gewählt». Ob der ehemalige CVP-Präsident diese Aussage nach der Entscheidung wiederholen würde, scheint zweifelhaft. Der Christdemokrat landete abgeschlagen auf dem fünften Platz der sechs Kandidaten. Hinter dem Mann aus Martigny platzierte sich nur noch sein Parteikollege **Serge Gaudin**. «Die Mitte»-Partei verlor damit en passant auch noch ihre historische Mehrheit in der Exekutive. Die letzte in einer Kantonsregierung überhaupt. Obenauf schwang dagegen SVP-Nationalrat **Franz Ruppen**, der den Sitz mit dem zweitbesten Resultat zurückeroberte. Vielleicht hat Darbellay mit seiner Analyse recht: Wahlen in die Exekutive sind tatsächlich Persönlichkeitswahlen. (*odm*)

Balthasar Glättli, Fantast, plant den grossen Coup auf die Staatsfinanzen. Der Präsident der Grünen hat am Dienstag mit den Nationalrätinnen **Franziska Ryser** und **Sophie**

Michaud Gigon ein sogenanntes Impulsprogramm für die Wiederbelebung der Wirtschaft nach Corona vorgestellt. «Schützen, stützen – in die Zukunft investieren», lautet das Motto der Grünen. Der Bund soll dafür in den nächsten vier Jahren elf Milliarden Franken aufwerfen. Wir können den Grünen bei ihrem geplanten Raubzug auf Steuergelder und auf das Portemonnaie der Bürger folgenden Ratsschlag mit auf den Weg geben: Beten, hoffen – und auf ein Wunder warten. (*hmo*)

Derek Chauvin, Ex-Polizist, steht in Minneapolis vor Gericht. Zum Prozessauftritt läuft die grauenhafte Szene auf allen Kanälen, wie er endlose Minuten auf dem Hals des gefesselten und reglosen **George Floyd** kniet. Wer diese Bilder sieht, zweifelt nicht: Hier hat ein weiser Polizist einen wehrlosen Schwarzen kaltblütig ermordet. Selten zu sehen ist die Vorgeschichte. Die Body-Kamera eines Polizisten zeigt, wie Floyd neun Minuten lang versucht, sich der Verhaftung zu widersetzen. Gemäss Autopsiebericht hatte er elf Nanogramm Fentanyl pro Milliliter Blut in seinem System – die dreifache Menge dessen, was einen gesunden Menschen töten kann. Die Geschworenen sind verpflichtet, sich ein umfassendes Bild der Todesumstände zu verschaffen. So auch die Medien, die über den Fall berichten und jetzt wieder mit selektiv ausgewählten Dokumenten den Volkszorn aufstacheln. (*geh*)

Sergei Lawrow, Brummbar, hat eine witzige Seite offenbart. Bei einem China-Besuch trug Russlands Aussenminister eine Corona-Maske, die ihm zum 71. Geburtstag geschenkt worden war. Die Aufschrift sprach vielen aus dem Herzen: «FCKNG QRNTN» – eine derbe Anspielung auf Quarantänemassnahmen. (*ky*)



INSIDE WASHINGTON

Fröhliche Neandertaler

Der Frühling zieht ins Land. Die Covid 19-Impfstoffe sind da. Aber Präsident Joe Biden sieht Finsternis, wohin sein Auge reicht. Diese Woche warnte der Obergriesgram die Gouverneure der Bundesstaaten, schnell wieder Maskenpflicht, Restaurantschliessungen und strikten sozialen Abstand einzuführen. «Unsere Arbeit ist noch lange nicht getan. [...] Das ist todernst», intonierte er am Montag an einer Pressekonferenz im Weissen Haus feierlich.

Dr. Rochelle Walensky, Bidens Direktorin des Center for Disease Control, brach fast in Tränen aus wegen des «drohenden Unheils». Die Contenance verlierend, wich sie vom Manuskript ab, und es platzte aus ihr heraus: «Gerade jetzt habe ich Angst.»

Wer hat keine Angst? Die Menschen des grossen Staates Texas. Vor drei Wochen hob der texanische Gouverneur Greg Abbott die Maskenpflicht und andere Covid-Beschränkungen auf und twitterte frohlockend: «Texas ist zu 100 Prozent OFFEN.» Kübelweise Kritik ergoss sich über dem Republikaner. Biden nannte Abbotts Entscheidung «Neandertaler-Denken». Der Vorsitzende der Demokratischen Partei von Texas donnerte, Abbotts Freizügigkeit würde «Texaner töten».

Jetzt, drei Wochen später, sind die Covid-Fälle in Texas auf ein Rekordtief gefallen. Die Zahl der Hospitalisierungen ist auf dem tiefsten Stand seit sechs Monaten. Am Sonntag meldete Texas die niedrigste tägliche Rate an Neuinfektionen seit Juni letzten Jahres.

Die Neandertaler tollten herum, derweil die Streber in Washington hinter ihren Masken finstere Mienen machen. Biden besteht darauf, dass «es an der Zeit ist, noch mehr zu tun». Immer mehr Amerikaner fragen sich, wann es, wenn überhaupt, genug sein wird.

Amy Holmes

MÖRGELI

Der Verlierer heisst – Frankreich

«Der Nationalismus wird zur unkontrollierbaren Bestie», lamentierte in der *NZZ am Sonntag* ein linker australischer Politiker. Für diesen Ex-Diplomaten stellt der Internationalismus das Mass aller Dinge dar. Zu Recht? Der Wettstreit unter den Ländern fördert doch den Wettbewerb. Nehmen wir das Beispiel des Impfens. Da können wir heute folgende Bilanz ziehen: Die grossen Atommächte haben allesamt ihren eigenen Covid-Impfstoff entwickelt.

Die USA verimpfen die von Donald Trump mit Milliarden geförderten Dosen von Moderna. Und ebenso den vom damaligen Präsidenten früh zugelassenen Impfstoff von Pfizer/Biontech. Grossbritannien kam dank Forschern der Universität Oxford zu Astra Zeneca. Das bezüglich wissenschaftlicher Innovation oft unterschätzte Russland entwickelte Sputnik, China ein Vakzin des Staatskonzerns Sinopharm. Indien beliefert mit Dosen seiner Firma Bharat Biotech gratis die Malediven, Bangladesch, Nepal und Myanmar. Das kleine Gebirgsland Bhutan, wo unser Hilfswerk Helvetas seit fünfzig Jahren Entwicklungshilfe leistet, wird dank Indien demnächst durchgeimpft sein – viele Monate vor der Schweiz.

Die meisten Atommächte mit eigenem Impfstoff sind zugleich Mitglieder des Uno-Sicherheitsrats. Es gibt eine grosse, aber auffallende Ausnahme: Das stolze Frankreich verfügt über kein eigenentwickeltes Präventionsmittel. Genau wie sein einziger Flugzeugträger, die «Charles de Gaulle», einfach nicht funktionieren will und meistens im Trockendock repariert wird. Der fehlende Impfstoff und die stotternde Impfkation sind schwere Hiebe auf die empfindliche französische Seele. Schon wackelt der Thron von Staatspräsident Emmanuel Macron. Vielleicht wird sein Impfdebakel bei den Wahlen 2022 zum persönlichen Waterloo – und zum Raketenantrieb für Marine Le Pen.

Die siegreichen Impfstoffe sind Kinder von Nationalisten. Vor allem von «America first»-Trump und Brexit-Johnson. Beide hatten schon Corona. Typisch für Donald und Boris. Sie wollen immer alles haben.

Christoph Mörgeli

Phantom von Liestal

Als «Flacherdler» löste Jason Gastaldo einen medialen Hype aus. Das war der ganze Sinn der Übung.

Alex Baur

Das Bild geisterte am 20. März durch die Schweizer Medien: Ein Mann hält ein Plakat hoch mit dem Slogan «The Earth Is Flat» – «Die Erde ist flach». «Arena»-Moderator Sandro Brotz liess die Nation via Twitter wissen, wofür dieses Bild steht: Stellvertretend für Tausende, die in Liestal gegen die Corona-Massnahmen demonstriert hatten – Verschwörungstheoretiker, Idioten im besten Fall.

Die polemische Parteinahme des SRF-Vertreters löste nicht nur in den sozialen Medien harsche Reaktionen aus. Auch seine Vorgesetzten waren dem Vernehmen nach wenig erbaut. Tatsache ist: In der Nacht auf Montag verabschiedete sich Brotz, angeblich auf der Flucht vor Hass und Hetze, bis auf weiteres aus den sozialen Medien.

Wie viel Verschwörungstheorie steckt wirklich im Corona-Widerstand? Die Veranstalterin der Demo, die Gruppe Stillerprotest.ch, teilte auf Anfrage mit, dass es sich beim «Flacherdler» um einen Unbekannten handelte, der nur Englisch sprach und mit der Demo nichts zu tun hatte. Man habe ihn deshalb gebeten, sein Plakat einzupacken. Er habe sich geweigert. Es sei nicht möglich gewesen, den Trittbrettfahrer vom Platz zu stellen, auf den sich die Medien sofort stürzten.

Die Corona-Widerständler haben es satt, als Verschwörungstheoretiker diffamiert zu werden. Doch die Meinungsäusserungsfreiheit gehört zu ihren zentralen Anliegen. Von libertären Studenten über orthodox jüdische Impfgegner bis zu linksautonomen Anarchisten marschierten Vertreter aus allen Lagern beim Umzug mit. Und da macht es sich schlecht, Meinungen zu unterdrücken, mögen sie noch so schräg sein. Es ist schon mühsam genug, die Teilnehmer einer Demo gegen obrigkeitliche Zwangsmassnahmen dauernd an die Einhaltung derselben aufrufen zu müssen.

Problematischer als das «Flat Earth»-Plakat war ein darin integrierter QR-Code. Dieser führt zu einer Website, auf der Verschwörungstheorien

aller Art ausgebreitet werden – auch solche, die den Holocaust leugnen und Hitler als Friedensstifter preisen. Das wiederum liefert den Stoff, mit dem linke Journalisten den Corona-Widerstand in die Nazi-Schandecke drängen. Michael Bubendorf von der Gruppe «Freunde der Verfassung» hegte den Verdacht, dass es sich beim Unbekannten um einen Agent provocateur handeln könnte.

Die *Weltwoche* konnte den Mann ausfindig machen und treffen. Er heisst Jason Gastaldo, ist 32 Jahre alt und lebt nach eigenen Angaben temporär ohne festen Wohnsitz in der Schweiz. Er sei in Oregon und Kalifornien aufgewachsen, erzählt er, besitze aber dank seiner Grossmutter einen Schweizer Pass. Mit 19 sei er erstmals in die Schweiz gekommen. Er habe die Rekrutenschule absolviert, als Sanitäter in Airolo. Seither sei er auf der Welt herumgezogen, berichtet der dezent gekleidete Mann, er lebe sehr

bescheiden, von der Hand in den Mund. Der Mann kommuniziert während unseres Treffens konsequent in Englisch, obwohl er, wie er versichert, «etwas Deutsch» spreche und verstehe.

Auf Youtube finden sich Videos, auf denen Jason Gastaldo Yoga-Übungen vorführt. Einen in Liestal produzierten Clip widmet er der Theorie, wonach die Erde in Wahrheit flach wie ein Teller sei. Diese Wahrheit könne unterdrückt werden, da nur ganz wenige Menschen die Erde je aus dem All gesehen hätten. Anlass für das Theater seien geheime Territorien in der Antarktis. Gastaldo spricht eloquent, ist ausgesucht freundlich und nie um eine Antwort verlegen. Meint er es wirklich ernst? Er lässt keine Zweifel aufkommen.

Alles bloss eine Provokation? Wenn es das Ziel von Jason Gastaldo war, Aufmerksamkeit zu erreichen, dann war Liestal für ihn wie ein Lottotreffer. Obwohl er rein gar nichts mit dem Corona-Widerstand zu tun hat, stürzten sich die Mainstream-Medien auf ihn – und standen ihm als Superspreader seiner Verschwörungstheorien brav zu Diensten.



«Die Erde ist flach»:
Jason Gastaldo.

Thomas Aeschi gegen Nora Kronig

Der Zuger griff die Genfer Bundesbeamtin frontal an, weil deren Eltern aus dem Wallis stammen.



Albert M. Baehny ist unter Druck. Den erfolgreichen Lonza-CEO Richard Ridinger hat er weggemobbt. Gleich erging es dem von ihm ernannten Nachfolger Marc Funk. Funk arbeitet jetzt wegen fehlender Konkurrenzklausele für die Chinesen. Ausgerechnet. Der Betrieb in Visp steht unter extrem hohem Druck, weil Baehny im dümmsten Moment auch noch die Lonza Chemie an die amerikanische Heuschrecke Bain Capital verkaufen will. Damit nicht genug: Weil Moderna nicht zufrieden ist und weil wir kein Rahmenabkommen mit der EU haben, bauen die Amerikaner jetzt im Osten Deutschlands ein eigenes Werk. Baehny will von diesen realen Problemen ablenken. Ohne auch nur eine Aktennotiz in Sachen vierter Produktionslinie vorlegen zu können.

Tollhaus Schweiz: Für «Weltwoche daily» erwartet die mehr als toughe Nora Kronig im falschen Moment ein Kind. Für Thomas Aeschi hat die Genferin wegen der Oberwalliser Heimat ihrer Eltern den Lonza-Impfstoff bevorzugt. Und die beiden Oberwalliser Landeier Beat Rieder und Philipp Matthias Bregy fordern mehr als vier Monaten nach mir – und somit im Gegensatz zu mir definitiv zu spät –, dass das VBS eine vierte Impfstrasse in Visp bauen lässt.

Vor einer Woche informierten die Bundesräte Guy Parmelin und Alain Berset die Medien. Ohne Baehny. Mit am Tisch sassen Sabine Bruckner, die Vertreterin von Pfizer, und Dan Staner, der Chef von Moderna Europa. Ihre Kern-Message: Die Schweiz wird schneller als die Länder der EU beliefert. Warum wohl? Weil die Schweiz

nicht schnell genug, aber schneller als die EU bestellt hat und auch höhere Preise akzeptierte. Und weil für die beiden Konzerne nichts schlimmer wäre als CH-Impfprotektionismus. Wegen den von ihnen genutzten Produktions- und Verpackungsstrassen in der Schweiz.

Im Gegensatz zu den beiden Bundesräten Parmelin und Berset war Kronig einmal mehr glasklar: Im ersten Quartal hat die Schweiz mehr als zwei Millionen Impfdosen geliefert bekommen. Im zweiten Quartal müssen Moderna und Pfi-

Was machen unsere Impfverweigerer und anderweitig künstlich Aufgeregten ab Mitte Juni 2021?

zer zusätzlich mehr als acht Millionen Dosen liefern. Bis Ende Juni sind alle, die dies wünschen, geimpft.

Und wenn der Impfstoff von Astra Zeneca auch zugelassen wird – wovon wir getrost ausgehen dürfen –, geht es noch schneller. Und vielleicht rollen zusätzlich Novomax und Curevax das Feld noch von hinten auf. Absehbar ist somit der Covid-Spuk in der Schweiz bereits Mitte Juni Geschichte. Drei Monate vor der EU. Und geimpft werden wird schwergewichtig erst noch mit dem besten auf dem Markt erhältlichen Impfstoff.

Werden Pierre Alain Schnegg und Natalie Rickli, werden die beiden SVP-Regierungsräte in der Lage sein, die beiden bevölkerungsreichsten Kantone der Schweiz schnell genug durchzuimpfen? Oder haben sie mit ihren Impfzentren auf die falsche Karte gesetzt?

Im Wallis hat sich die Ärztesgesellschaft dank deren wenig zimperlichen Präsidentin Monique Lehky Hagen – für sie sind Impfzentren «bireweich» – gegen den anfänglichen Widerstand von Seiten des Departements durchgesetzt.

Für noch nicht demente Dreisatzrechner: Pro Tag müssen in der Schweiz im Blitzkrieg gegen Corona durchschnittlich mindestens 150 000 Menschen geimpft werden. In der Mini-Schweiz Oberwallis mit seinen 80 000 Einwohner somit 1500.

Zwei Drittel der Oberwalliser Arztpraxen machen beim Impfen mit. Tendenz steigend, weil den Lahmarschigen sonst die Patienten davonlaufen. Im Oberwallis impfen – Stand heute – deshalb bereits mehr als sechzig von neunzig Ärztinnen und Ärzte. Jede und jeder muss somit pro Tag nur 25 Mal impfen. Der Dorfarzt von Ried-Brig schaffte, als er genügend Dosen hatte, an einem Tag mehr als hundert Impfungen. Wo ist das Problem?

Der Kanton Zug hat nur 50 Prozent mehr Einwohner als das Oberwallis. Und in der Person von Rudolf Hauri einen vernünftigen Kantonsarzt. Auch er setzt neu auf die Hausärzte.

Nach dem missglückten Angriff von Aeschi auf Kronig sind wir im Wallis gespannt auf die Leistungen von SVP-Monsieur Schnegg und SVP-Madame Rickli. Denn beide haben den Impfstart kläglich verschlafen.

Letzte Frage: Was machen unsere Impfverweigerer, Verschwörungstheoretiker und anderweitig künstlich Aufgeregten ab Mitte Juni 2021?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Showdown in Jerusalem

Um ein Haar hätte der römische Statthalter Pontius Pilatus den aus seiner Sicht naiven Schwärmer Jesus von Nazareth laufengelassen. Doch es kam anders.

Josef Hochstrasser

Karfreitag und Ostern liefern alle Zutaten für ein wahres Drama. Zwei historisch unbestrittene Figuren spielen darin eine markante Rolle. Im Jahr 26 tritt der römische Statthalter Pontius Pilatus sein Amt als Präfekt in Judäa an. Der jüdische Philosoph Philo von Alexandria beschreibt ihn als rücksichtslos, bestechlich, cholerisch und absolut loyal gegenüber seinem Kaiser Tiberius. Zur gleichen Zeit beginnt ein Wanderprediger namens Jesus aus dem galiläischen Nazareth, den Menschen von einer neuen, besseren Zeit zu erzählen. Die Kraft zu seinen Taten schöpft er aus der Beziehung zu seinem Gott.

Frühling des Jahres 30: Die Zeiten sind unruhig. Seit Jahren schon stören jüdische Rebellen die Pax Romana. Sie agieren als Partisanen gegen die verhassten Besatzer aus Rom. Pontius Pilatus hat seine Provinz Judäa aber fest im Griff. Eines Tages demonstriert er wieder Stärke. Er lässt in Jerusalem Tafeln anbringen, auf denen der Kaiser göttlich genannt wird. Es gibt Aufruhr in der Stadt. Fromme Juden schreien: «Gotteslästerung!» Zahlreiche unter ihnen sind bereit, für ihren einzigen und wahren Gott zu sterben. Pilatus taktiert. Er entfernt die Bilder und sucht nach einer Strategie, die Aggressionen jüdischer Kreise nicht eskalieren zu lassen. Um die latente Wut einzudämmen, gesteht er den Söhnen des legendären Herodes des Grossen zwar zu, sich als jüdische Könige aufzuspielen. In Wahrheit aber sind sie von Rom gelenkte Marionetten. Mehr zählt für Pilatus die Verbindung zu Kaiphas, dem Vorsteher des jüdischen Hohen Rats. Das Machtgefälle zwischen den beiden ist allerdings beträchtlich. Der Hohepriester ist in allen Belangen dem Wohlwollen des Präfekten Pilatus ausgeliefert. Auf die Politik der römischen Imperialisten hat der jüdische Würdenträger Kaiphas nicht den geringsten Einfluss.

Verdacht auf Aufwiegelung

«Schon wieder einer dieser jüdischen Aufwiegler», wird Pilatus aus Jerusalem gemeldet. Am Rande hat er schon von einem gewissen Jeschua ben Joseph gehört. Der Statthalter weiss: Bettler, Gesetzesbrecher, Huren und allerlei



«Mein Reich ist nicht von dieser Welt»: Jesus und Pontius Pilatus.

zweifelhafte Figuren laufen hinter ihm her. Die Habenichtse verehren ihn. Pilatus wird hellhörig, als er vernimmt, die Aristokraten vom Tempel seien beunruhigt. Sie fürchten, ihr Einfluss auf die Leute sinke. Man möchte diesen Wanderprediger lieber heute als morgen loswerden. Der junge Mann aus dem unbedeutenden Kaff Nazareth, kaum dreissigjährig, mit einem magischen Flair, Menschen zu begeistern, missachtet Kernthemen ihres ehrwürdigen Glaubens. Er predigt, der Weg zu Gott

führe nicht über die Einhaltung des mosaischen Gesetzes. Tempel, Opfer und Priester brauche es nicht. Gott wolle einzig, dass alle Menschen ein würdiges Leben führen können.

Zwar interessiert sich Pilatus nicht für theologische Streitereien unter den Juden. Er fürchtet aber, es könnten Unruhen entstehen. Bei Verdacht auf Aufwiegelung gegen die Staatsmacht hat er unverzüglich einzuschreiten. Der Präfekt will wissen: Ist dieser Jesus eine Gefahr für Rom? Um dies abzuklären, verlässt er sei-

nen Regierungssitz in Caesarea Maritima an der Westküste Palästinas und reist nach Jerusalem. Dort liegt ihm der Hohepriester Kaiphas in den Ohren. Ihm und seinem Umfeld, der adligen Glaubensgruppe der Sadduzäer, ist Jesus schon seit geraumer Zeit ein Dorn im Auge. Jüngst ist der Nazarener beim Tempel aufgetreten und hat dazu aufgerufen, kein Geld mehr für unnütze Opfer zu verschwenden. Die Mächtigen des Tempels packt die Angst, ihre Geldquelle könnte versiegen. Ihren Glaubensbruder dem eigenen Gerichtsverfahren zuzuführen, ihn anzuklagen und gar zu töten, wagen sie aber nicht. Zu sehr fürchten sie die Solidarität des einfachen Volkes mit deren Idol. Jesus zu verurteilen, könnte den Zorn grosser Teile des Volkes gegen sie entfachen. Kaiphas hätte nichts dagegen, wenn Pilatus an seiner statt dem Treiben von Jesus ein Ende bereitete.

Der Präfekt geht juristisch sauber vor. Zwar besitzt der jüdische Hohe Rat Gerichtsbefugnis. Ein Urteil fällen darf er aber nur, wenn ein Jude das religiöse Gesetz bricht. Sollen sie den Fall Jesus unter sich ausmachen, sagt sich Pilatus. Ihm liegt einzig daran, das Wirken dieses jüdischen Predigers im Hinblick auf eine Gefährdung römischer Interessen zu beurteilen. Dies zu entscheiden, fällt ausschliesslich unter die Gerichtsbarkeit Roms.

Was Gott gehört

Im Prätorium, dem Gerichtssaal, steht nun dieser junge Mann aus Nazareth. Richter Pilatus hegt ihm gegenüber weder Wohlwollen noch Abscheu. Er spricht nur Lateinisch, Jesus bloss Aramäisch. Ein Übersetzer sorgt für eine genügende Kommunikation. Sonst sind während des Prozesses nur noch einige Schreiber anwesend. Niemand von aussen hat Zutritt zu den Verhandlungen. Rom ist absolut souverän. So gibt sich auch Roms Stellvertreter in Judäa. Pilatus verlöre sein Ansehen, würde er sich bei Gerichtsangelegenheiten auf irgendwelche Begehren einlassen. Dabei bleibt es auch, als ihm gemeldet wird, vor dem Prätorium äussere eine jüdische Gruppe ihren Unmut über den unliebsamen Wanderprediger. Pilatus weiss, worauf er sich auch in diesem Fall berufen muss. Er kennt den römischen Grundsatz «*Vanae voces populi non audiendae*» (den törichten Stimmen des Volkes darf kein Gehör geschenkt werden). Jetzt geht es nur noch um schuldig oder nicht schuldig.

Jemand hat den Präfekten informiert, Jesus lehre: «Gebet dem Kaiser zurück, was des Kaisers ist, Gott aber, was Gott gehört.» Pilatus fragt Jesus: «Was heisst <Gebt zurück>? Hast du so zu den Leuten gesprochen?» Jesus bejaht. «Das heisst, du lehnt die Politik Roms ab und rufst dazu auf, sich der römischen Weltmacht zu verweigern? Gehorcht nicht ihrem Kaiser! Anerkennt allein Gott! Hast du solches öffentlich gesagt?» Der Präfekt ist aufgebracht: «Ihr Juden

sollt euren Gott haben, hier auf Erden aber regieren wir! Auch hier in Judäa.» Jesus erlebt den kritischsten Moment seines Lebens. Antwortet er auf die Frage seines Richters nochmals mit Ja, ist sein Schicksal besiegelt. Noch ist Zeit für ein Arrangement mit dem Römer. Jesus könnte seinen Tod verhindern. Er kämpft mit sich selber. Sterben oder weiterleben? Es würden doch noch so viele Menschen auf seine Hilfe zählen. Er wartet vergebens auf eine Eingebung von Gott. Jesus ist allein. Einen Verteidiger hat er ohnehin nicht. Braucht er einen?

Er will Jesus laufen lassen

Pilatus will es genauer wissen. «Bist du ein König?», fragt er. Wieder zögert Jesus. Das Wort «König» ist heikel. An ihm wird sich sein Schick-

sal entscheiden. Vor Jesus taucht das schreckliche Bild auf, wie sein junges Leben am Kreuz enden könnte. Für Sekunden öffnet sich ihm ein Blick in die jüngste Vergangenheit. Er sieht sich Kranken beistehen, Hoffnungslose aufrichten, für eine gerechte Gesellschaft kämpfen. Das alles kann er doch jetzt nicht leugnen. Pilatus drängt auf eine Antwort. Jesus hat sich entschieden. «Ja, ich bin ein König. Mein Reich ist aber nicht von dieser Welt.»

«Mein Reich liegt nicht irgendwo über den Wolken», erklärt er, «es liegt in deinem Einflussbereich.»

unterwandert. Er sei keiner, der bloss die Wunden verbinde, die Rom den Menschen in Palästina zufüge. «Du bist verantwortlich für diese Wunden», sagt Jesus seinem Richter ins Gesicht.

Pilatus hat verstanden. Er braucht keine weiteren Erklärungen. Er kennt den Rechtssatz der Lex Iulia maiestatis: Wer den Anspruch erhebt, sich ohne Einwilligung Roms zum König einer Provinz zu erheben, die unter römischer Herrschaft steht, verletzt die Majestät des Kaisers und begeht ein Kapitalverbrechen. Jetzt steht das Urteil fest: Hochverrat! Pilatus ordnet an, Jesus aus Nazareth zu kreuzigen. Der Verurteilte muss gemäss römischem Strafvollzug den Weg zum Ort der Kreuzigung nackt gehen, den Querbalken des Kreuzes ständig auf dem Rücken tragend. Am 7. April des Jahres 30 stirbt Jesus an einem Kreuz, dem Folterinstrument der römischen Weltmacht zur Disziplinierung von staatsgefährdenden Aufständischen. Der menschenfreundliche Jesus wird aufgrund seines eigenen Schuldeingeständnisses, in Übereinstimmung mit römischem Recht, von Pontius Pilatus, dem rechtmässigen Vertreter des Kaisers Tiberius, zum Tod verurteilt. Römische Henker vollstrecken das Urteil. Nach ihrer Arbeit kommen sie einem Gesetz nach, das verlangt, eine Inschrift am Kreuz zu befestigen, die den Grund der Hinrichtung angeben soll. «König der Juden», steht bei Jesus geschrieben.

Inspiration bis zum heutigen Tag

Nach Erledigung des aus seiner Sicht unbedeutenden Falls Jeschua ben Joseph kehrt der römische Statthalter an seinen Sitz in Caesarea Maritima zurück. Von dort aus herrscht er noch bis zum Jahr 36 über Judäa. Dann wird er nach Rom abberufen, wo er in Vergessenheit gerät.

Das Schicksal dessen, über den er das Todesurteil gefällt hat, ist ein anderes. Sein Leben und sein Tod inspirieren Menschen ohne Zahl bis auf den heutigen Tag. Aber das ist eine andere Geschichte.

Josef Hochstrasser war katholischer Priester. Seit seiner Heirat ist er reformierter Pfarrer in der Landeskirche.



sal entscheiden. Vor Jesus taucht das schreckliche Bild auf, wie sein junges Leben am Kreuz enden könnte. Für Sekunden öffnet sich ihm ein Blick in die jüngste Vergangenheit. Er sieht sich Kranken beistehen, Hoffnungslose aufrichten, für eine gerechte Gesellschaft kämpfen. Das alles kann er doch jetzt nicht leugnen. Pilatus drängt auf eine Antwort. Jesus hat sich entschieden. «Ja, ich bin ein König. Mein Reich ist aber nicht von dieser Welt.»

Schon will Pilatus die Verhandlung schliessen und das Urteil fällen. Er will Jesus laufen lassen, weil er überzeugt ist, einen naiven Schwärmer vor sich zu haben. Der König eines Reiches in einer anderen Welt ist lächerlich. Er kann Rom nicht schaden. Jesus ist frei. Für einen kurzen Moment nimmt die Weltgeschichte einen anderen Lauf. Da will sich der Römer doch noch vergewissern: «Von welcher Welt ist denn dein Reich?» Der Mann aus Nazareth bleibt sich treu. «Mein Reich liegt nicht irgendwo über den Wol-

Kleingemacht zur vollen Grösse

Angela Merkel hat die Deutschen für den Oster-Lockdown um Verzeihung gebeten. Das war mehr als kühles Kalkül.

Patricia Riekkel

Zu jedem ordentlichen Western gehört der Showdown, der alles entscheidende Machtkampf zwischen Gut und Böse. Wie Gary Cooper in «High Noon» tritt die deutsche Kanzlerin am Mittwoch vor einer Woche zur Mittagsstunde vor die Fernsehkameras. Alleine. Und zeigt, wer die Waffe schneller ziehen kann. Völlig überraschend verkündet Angela Merkel, dass der erst vor zwei Tagen beschlossene Oster-Lockdown mit Schliessung aller Geschäfte doch nicht stattfindet. Die wirtschaftlichen und juristischen Folgen seien nicht zu rechtfertigen. Mit einem Gesichtsausdruck, dem man wie selten Spannung und Stress ansieht, bittet sie «alle Bürgerinnen und Bürger um Verzeihung». Und lädt die Schuld für das Chaos auf sich: «Dieser Fehler ist einzig und allein mein Fehler, denn am Ende trage ich für alles die letzte Verantwortung.»

Nie zuvor hat sich ein deutscher Spitzenpolitiker so reuevoll ans Volk gewandt. Für mich ist das eine historische Geste, vergleichbar in ihrer Wucht und Wirkung mit Willy Brandts Kniefall vor dem Denkmal für die Toten des Warschauer Gettos. Wer sich so kleinmacht, richtet sich in Wahrheit zur vollen Grösse auf.

Machtdemonstration erster Klasse

Die sechzehn Landesfürsten hat Angela Merkel erst kurz zuvor von ihrem einsam gefassten Beschluss informiert. CDU-Chef Armin Laschet, Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, muss deswegen eine Regierungserklärung unterbrechen. «Wir stehen wie die Deppen da», erklärt sein hessischer Kollege Volker Bouffier. Einzig Merkels getreuer Gefolgsmann Markus Söder erkennt blitzschnell die Falle, in die sie alle getrieben worden sind. Der bayerische Ministerpräsident, vielen ein Hoffnungsträger als Merkels Nachfolger, schiebt sofort ebenfalls eine lauwarme Entschuldigung nach.

Die Reaktionen auf den Kotau von Angela Merkel fallen unterschiedlich aus. Für ihre politischen Gegner handelt es sich um eine Machtdemonstration erster Klasse. Sie habe aus der Not eine Tugend gemacht, sich in dieser für die Regierungspartei höchst gefährlichen Krise – ausgelöst durch Impfchaos, dubiose Masken-

geschäfte und Korruptionsskandale – als einsame Lichtgestalt inszeniert. Niemand bezweifelt, dass Angela Merkel im Zweifelsfall eine kühle Machtpolitikerin ist, die nichts dem Zufall überlässt. Der reuevolle Auftritt ist kalkuliert, wohl wissend, dass er ihr viele Sympathiepunkte einbringen wird. Aber wer ihre Bitte um Vergebung nur als politischen Schachzug betrachtet, verkennt das christliche Fundament, auf dem Merkels Weltbild ruht. Es sind vor allem Frauen, selbst aus konkurrierenden Parteien, die ihr Respekt zollen. Die Grünen-Fraktionschefin Katrin Göring-Eckardt meint: «Ich habe sehr hohen

Die grosse Überzeugungskraft von Angela Merkel liegt in ihrer moralischen Integrität.

Respekt. Ich sage das ohne Aber.» In meinem Bekanntenkreis sind die meisten Frauen überzeugt: Männliche Vertreter der politischen Elite hätten vielleicht ein «Tut mir leid» genuschelt, aber nie so persönlich um Verzeihung gebeten.

Die grosse Überzeugungskraft von Angela Merkel liegt in ihrer moralischen Integrität. Sie ist weder korrupt noch bestechlich. Ihre Bescheidenheit drückt sich in ihrer Verachtung für Protz und Prahlerei und in ihrer Kleidung aus: immer die gleichen langweiligen Blazer, nur in unterschiedlichen Farben. Geprägt hat sie eine protestantische Kindheit in Templin als Tochter eines Pastors, dem viele eine moralische Hybris unterstellen. Horst Kasner übersiedelte 1954, kurz nach der Geburt seiner Tochter Angela, von Hamburg in die DDR, als 2,5 Millio-

nen Ostdeutsche in die umgekehrte Richtung davonliefen. Der Vater ist der Schlüssel zur Persönlichkeit von Angela Merkel. Ein hochgewachsener Mann mit allerhöchsten moralischen Ansprüchen an sich und seine Familie, der den Kapitalismus verachtete und sich geschickt mit dem kirchenfeindlichen Regime arrangierte. Kasner leitete eine kirchliche Weiterbildungsstelle, der der «Waldhof» – ein Heim für geistig Behinderte – angeschlossen war.

Angela Merkel lernte früh, Verantwortung zu übernehmen und sich als Pastorenkind bedeckt zu halten. Eine Aussenseiterin, die wusste, dass sie besser als alle anderen sein musste, wenn sie studieren wollte. In ihren Reden schwingt häufig der Satz mit, was sie, als Regierungschefin, den Bürgerinnen und Bürgern schuldig sei – was ihr den Spitznamen «Gouvernante Deutschlands» eingebracht hat. Bei ihrem Solo-Auftritt letzten Sonntag in der ARD bei «Anne Will» erklärt sie dann auch: «Ich werde jeden Tag mit Entschlossenheit alles tun, damit ich zum Guten dieses Landes beitrage.» Aber dann ist auch Schluss mit dem Gutmenschen Merkel. Sie kanzelt die Ministerpräsidenten ab, die über Lockerungen nachdenken, insbesondere Armin Laschet, der als ihr potenzieller Nachfolger parteiintern immer mehr Kritik erfährt. Knallhart droht sie mit einer Änderung des Infektionsschutzgesetzes, die den Landesfürsten Kompetenzen entziehen würde: «Ich werde nicht zuschauen, dass wir 100 000 Infizierte haben.»

Wie einst Katharina die Grosse

Hier spricht die Machtstrategin, die Frau, deren historische Lieblingsfigur Katharina die Grosse ist. Auch diese war eine Frau, die in einem Land herrschte, in dem sie nicht geboren war und dessen Mentalität sie erst verstehen lernen musste. Vielleicht ist Angela Merkel noch immer eine erstaunlich unterschätzte Politikerin, zumindest in Deutschland. Dabei hat sie gerade wieder einmal bewiesen, dass sie auch mit grossen Gefühlen souverän jonglieren kann.



Patricia Riekkel, Publizistin, war langjährige erfolgreiche Chefredaktorin des deutschen Gesellschaftsmagazin *Bunte*.

Organspende als letzte Pflicht

Der Bundesrat will uns alle zu potenziellen Spendern machen. Wer stoppt diese Ungeheuerlichkeit?



Still und leise ist die Politik daran, die Organspende zum Regelfall zu machen. Der Bundesrat will im Transplantationsgesetz neu festschreiben, dass jeder, der zu Lebzeiten nicht ausdrücklich sein Veto eingelegt hat, sein Herz, seine Lunge, seine Leber oder ein anderes Organ verlieren kann. Sofern er im Spital stirbt und sofern seine Angehörigen nicht Widerstand leisten. «Widerspruchslösung» nennt sich das, und diese ist die Abkehr von der heutigen Regelung, nach der eine Organentnahme grundsätzlich nur erfolgen darf, wenn der Spender dem Eingriff zugestimmt hat.

Die nationalrätliche Gesundheitskommission ist Feuer und Flamme für die Widerspruchslösung, bereits in der Mai-Session wird der Nationalrat über das Vorhaben diskutieren. Auslöser ist die Volksinitiative «Organspende fördern – Leben retten», die der welsche Ableger des internationalen Klubs Jeune Chambre Internationale eingereicht hat. Das Begehren kommt so daher, als hätte es der Bundesrat eigens bestellt; schliesslich ist es seit langem sein erklärtes Ziel, die Zahl der Organtransplantationen zu erhöhen. Das politische Drehbuch ist schon geschrieben: Das Parlament wird die Volksinitiative mit einem indirekten Gegenvorschlag im Transplantationsgesetz umsetzen, die Initianten werden ihr Begehren zurückziehen; damit wird eine Volksabstimmung umgangen. Das Ganze wirkt wie ein abgekartetes Spiel, und sofern nicht noch ein Spielverderber auftaucht und das Referendum gegen das Gesetz ergreift, wird das etatistische Anliegen bald Realität sein. Und die Organspende der Regelfall.

Der Bundesrat bewirbt die Widerspruchslösung mit viel Gesäusel. «In der Schweiz warten viele Menschen auf ein rettendes Organ», schreibt er. «Jährlich versterben Menschen auf der Warteliste, weil sie nicht rechtzeitig ein rettendes Organ erhalten haben.» Zahlreiche regierungsgläubige Medien säuseln mit und übernehmen die Sprachregelung von den Menschen, die angeblich wegen fehlender Spenderorgane sterben, eins zu eins. Was für eine un-

Man stirbt nicht an einem fehlenden Spenderorgan – man stirbt, weil man krank ist.

sinnige Behauptung! Man stirbt nicht an einem fehlenden Organ, sondern man stirbt, weil man krank ist – weil das Herz geschwächt ist, die Lunge beschädigt, die Leber angegriffen. Vielleicht kann eine Transplantation einen Kranken vor dem Tod retten, vielleicht auch nicht: Ein fehlendes Organ ist jedenfalls nicht die Ursache, warum er stirbt.

Es liegt auf der Hand, dass auf diese plumpe Weise moralischer Druck aufgebaut werden soll. Wer als Toter von seinen Organen nichts abgibt, so die Botschaft, handelt egoistisch und trägt eine Mitschuld daran, dass andere sterben. Und weil dies so ist und Solidarität, so scheint's, über allem steht, soll man künftig mittels eines Registereintrags ausdrücklich erklären müssen, dass man unversehrt bleiben und seine Organe nicht spenden möchte. Wobei der Begriff «Organspende» kreuzfalsch ist. Wie kann man ernsthaft von einer

«Spende» sprechen, wenn einem etwas Eigenes weggenommen wird, ohne dass man zugestimmt hätte? Einfach weil es ein anderer Mensch brauchen kann? Heute wird für alles und jedes eine Zustimmung gefordert, in jede Kleinigkeit muss man einwilligen, nur beim Zugriff auf die Organe soll darauf verzichtet werden dürfen? Das ist grotesk.

Es gehe darum, Leben zu erhalten und schwerkranken Menschen zu neuer Hoffnung zu verhelfen, sagen die Befürworter der Widerspruchslösung. Das stimmt, und jeder, der für sich oder ein Familienmitglied sehnlichst auf ein Spenderorgan wartet, wird die neue Regelung lieber heute als morgen einführen wollen. Doch es gibt eben nicht nur die Sicht der Betroffenen. Die Mühen und Lasten von Schwerkranken sind nicht die einzigen Aspekte, die zählen. Es existieren auch andere Werte, grundlegende Werte wie das Recht auf Selbstbestimmung und auf körperliche Unversehrtheit, und diese würden durch die Widerspruchslösung grob verletzt.

Letztlich plant die Politik eine krasse, eine Lempörende Grenzüberschreitung in einem Bereich, wie er persönlicher nicht sein kann. Der Mensch soll künftig ausdrücklich Anspruch auf seinen eigenen Körper erheben müssen. Tut er dies nicht, wird er zu einem öffentlichen Gut, über welches die Medizin, der Staat, die Allgemeinheit verfügen dürfen. Anders gesagt: Die Widerspruchslösung führt dazu, dass der Mensch sich selbst nicht mehr bedingungslos und voraussetzungslos gehört. Wer stoppt diese Ungeheuerlichkeit?

In der heissesten Phase des Gefechts

Nora Kronig ist die oberste Schweizer Impfstoffbeschafferin. Die Versäumnisse sind gross. Die Liste der Pannen ist lang. Bald entschwindet die Chefin in den Mutterschaftsurlaub.

Hubert Mooser



Die Gesamtleitung bleibe auch ohne die Chefin gewährleistet: Nora Kronig ist die oberste Impfstoff-Beschafferin der Schweiz.

Sie verantwortet gegenwärtig den härtesten Logistik-Job in der Bundesverwaltung: Nora Kronig, 40, die Chefin der Abteilung Internationales beim Bundesamt für Gesundheit (BAG). Noch begleitet sie häufig ihren Chef, Bundesrat Alain Berset (SP), an die Pressekonferenzen im Medienzentrum. Aber schon bald wird sie fehlen; Kronig erwartet ein Kind, ab Juni wird sie im Mutterschaftsurlaub weilen. Das bedeutet, dass die oberste Impfstoffbeschafferin des Bundes schon bald einmal ausfallen wird.

Wie schlau ist es, wenn bei der schwierigsten Logistikübung seit dem Zweiten Weltkrieg die Impf-Generalin erstens durch eine Schwangerschaft abgelenkt ist und zweitens in der heissesten Phase des Gefechtes nicht auf der Kommandobrücke stehen wird? Das BAG will sich dazu nicht mehr äussern und verweist auf frühere Erklärungen gegenüber der *Weltwoche*. Das Covid-19-Impfstoffprojekt gliederte sich in verschiedene Teilprojekte mit den entsprechenden Verantwortlichen. Die Gesamtleitung bleibe auch im Mutterschaftsurlaub durch Kronig sichergestellt. Ende der Debatte.

Dabei stehen offene Fragen im Raum: Wann hat Kronig ihren Vorgesetzten über die Schwangerschaft informiert? Wer hat entschieden, dass sie weiterhin die Federführung im Impfdossier behalten soll? Sind solche Fragen überhaupt diskutiert worden, oder hat man darauf verzichtet, weil man damit gegen die politische Korrektheit verstossen hätte? Klar ist: Kein männlicher Chef

Das Thema ist nicht Mann oder Frau. Das Thema ist Verantwortung und Führung.

könnte in einer Impf- und Gesundheitskrise, wie wir sie derzeit in der Schweiz haben, in irgendeiner Art von Urlaub entschwinden.

Was wäre wohl im Zweiten Weltkrieg aus der Invasion in der Normandie geworden, hätte General Eisenhower das Feld einem Stellvertreter überlassen müssen, weil er zum Babyhüten in den Vaterschaftsurlaub nach Hause zurückgekehrt wäre? Das Thema ist nicht Mann oder Frau. Das Thema ist Verantwortung und Füh-

rung. Nora Kronig ist nicht Eisenhower, aber sie ist eine Schlüsselfigur in der Covid-19-Pandemie. Bei ihr laufen bezüglich Impfstoffbeschaffung alle Fäden zusammen. Vielleicht wird es sich im Rückblick als ein Fehler erweisen, dass man der jüngsten Frau im BAG-Kader die grösste Verantwortung übertragen hat.

Sie ist nicht einmal vom Fach. Die gelernte Diplomatin war jahrelang für das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) unterwegs. Vor über drei Jahren wollte sie sich beruflich verändern, bewarb sich als Chefin für den BAG-Bereich Internationales und bekam den Job. In dieser Funktion jettete sie mit ihrem Chef Berset um die halbe Welt.

Als Anfang 2020 die erste Corona-Welle über das Land schwappte, vertraute Berset der BAG-Diplomatin die Beschaffung von Impfstoffen gegen Covid-19 an. Das schien ihr zu gefallen. Der *Weltwoche* gab sie im November überzeugend zu verstehen, dass man schon früh die Fühler nach den aussichtsreichsten Impfstoffkandidaten ausgestreckt habe. Es sei eine Arbeitsgruppe mit Personen gebildet worden, die über Fachkenntnisse

verfügten, aber unterschiedlich tickten. Einen wichtigen Part übernahm der frühere Novartis-Mann Andrin Oswald, der auch für die Bill-und-Melinda-Gates-Stiftung arbeitete und nun für Kronig gewissermassen den Türöffner spielte.

Von Angst getrieben

Berset verbreitete über diese Zeit wiederholt die Heldengeschichte, dass anfänglich über hundert Impfstoffprojekte aufgegleist worden seien. Er erzählte von den Schwierigkeiten, aufs richtige Pferd zu setzen. Berset lobte Kronigs Arbeit über den grünen Klee. Dies, weil die BAG-Vize-Direktorin und ihr Team unter anderem auf Biontech/Pfizer und das US-Unternehmen Moderna setzten, die sehr früh lieferbereit waren und eine Zulassung erhalten hatten. In Tat und Wahrheit wurde eigentlich schon in den Monaten März und April 2020 klar, dass diese beiden Impfstoffhersteller die Nase vorn hatten. Klinische Studien liefen bereits. Erst im Dezember 2020 unterzeichnete der Bund den Kauf des Impfstoffs.

Den BAG-Impfstoffbeschaffern mangelte es jedoch an einer Fehlerkultur, wie dies der Nidwaldner Ständerat Hans Wicki (FDP) einmal gesagt hat. Beim Kauf und bei der Reservation von Impfdosen hatten Kronig und ihre Leute keine Gewissheit über Eigenschaften, Schutzwirkung und Nebenwirkungen. Von Angst getrieben, womöglich zu viel des falschen Impfstoffes zu bestellen, klickten die BAG-Unterhändler, anstatt zu klotzen – obwohl der Bundesrat 400 Millionen Franken dafür bereitgestellt hatte. Weil man anfänglich zu wenig Impfstoff eingekauft hatte, kam es dann zu den bis heute anhaltenden monatelangen Verzögerungen beim Impfen.

Es fehlte offenbar auch an Über- und Weitblick. Laut Kronig hat man versucht, bei möglichst vielen Projekten einen Fuss in die Tür zu bekommen. Tatsächlich konzentrierten sich die Bemühungen auf die drei Hersteller Moderna, Biontech/Pfizer und Astra Zeneca. Die Gespräche mit Johnson & Johnson liess man dagegen versanden. Offiziell hiess es, man habe mit dem Vakzin der Firma Astra Zeneca bereits einen ähnlich beschaffenen Impfstoff in der Pipeline. Das hört sich aus heutiger Sicht wie ein schlechter Scherz an. Denn in den letzten Tagen schürte der Chef der eidgenössischen Impfkommision, Christoph Berger – auch er Mitglied der Arbeitsgruppe von Kronig –, öffentlich Zweifel am Astra-Zeneca-Serum.

Das Team Kronig liess wertvolle Gelegenheiten ungenutzt verstreichen. Der russische Botschafter Sergei Garmonin lief beim BAG mit einem Angebot für den Impfstoff Sputnik V sogar zweimal auf. Garmonin signalisierte der Schweiz am 17. August und am 22. Dezember 2020, dass man Sputnik V zur Verfügung stellen könne. Eine Antwort blieb aus.

Es folgte der geplatze Deal mit der Lonza, die in Visp für das US-Unternehmen Moderna



Impfstoff produziert. In einem Interview mit der NZZ am Sonntag hat Lonza-Verwaltungsratspräsident Albert M. Baehny zu Protokoll gegeben, er habe wegen der Serumproduktion das Gespräch mit dem Bundesrat gesucht, sei dort jedoch abgeblitzt. Es ging um eine Finanzspritze zur Erhöhung der Impfstoffproduktion in Visp, wovon auch die Schweiz profitiert hätte.

Berset stellt sich heute auf den Standpunkt, es sei nie um eine Impfstoff-Produktionslinie für die Schweiz gegangen. Doch wenn man schon weiss, dass die Schweiz diese Vakzine unbedingt braucht: Sollte man da nicht jede Chance zur Beschaffung nutzen, besonders wenn einem alle Türen offenstehen? Diese Fragen stellen sich heute viele, auch Medien, die Alain Berset und den bundesrätlichen Massnahmen sehr freundlich gegenüberstehen.

Zu wenig, zu spät

Erst als im Parlament und in der Öffentlichkeit Kritik wegen der Lieferengpässe aufkam, organisierte das BAG zusätzliche Impfdosen bei anderen Herstellern, nämlich bei Novavax und Curevac. Da war es viel zu spät. Während der Frühlingssession 2021 geriet deshalb prompt auch Kronig persönlich ins Visier der Kritiker. SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi warf eine Batterie von Fragen zur Arbeit der BAG-Vize-Direktorin auf, die von Berset jedoch nicht beantwortet wurden. Stattdessen gab es ein mediales Kesselreiben gegen den SVP-Politiker.

Die grünliberale Fraktionschefin Tiana Moser verschickte eine E-Mail an Nationalratspräsident Andreas Aebi (SVP) mit Kopie an die Fraktionspräsidenten der SP, der Grünen, der Mitte, der FDP und der GLP. Moser verlangte darin von Aebi, er solle im Ratssaal verkünden, dass Angriffe auf Mitglieder der Verwaltung nicht tole-

riert würden. Warum ist die GLP-Fraktionschefin nicht ähnlich vorgegangen, als im Parlament von Grünen kritische Fragen zu Oberfeldarzt Andreas Stettbacher gestellt wurden?

Auch Berset eilte seiner Chefbeamtin zu Hilfe. Der SVP-Fraktionschef hatte wegen des Impfnostands schon Wochen vor der Session um eine Aussprache mit BAG-Chefin Anne Lévy gebeten. Diese zierte sich anfänglich, willigte während der Session dann aber in ein Gespräch im Restaurant des Bundeshauses ein. Dann schaltete sich Berset ein, er wolle ebenfalls daran teilnehmen. Das Gespräch sollte in seinem Büro stattfinden. Worauf CH-Media-Zeitungen titelten, Berset habe Aeschi wegen seiner Kritik an Kronig zu sich «zitiert».

Ob die BAG-Diplomatin und ihr Team bei der Impfstoffbeschaffung Fehler begangen haben, wird wohl erst eine Untersuchung zeigen. Eine solche haben am letzten Wochenende die Nationalräte Olivier Feller (FDP) und Thomas de Courten (SVP) verlangt. Wichtig ist vorerst vor allem eine Erhöhung des Impftempos. Das eigentliche Ziel, bis Ende Juni alle Impfwilligen zu impfen, hat Berset bereits auf den Juli verschoben, nachdem er wochenlang gepredigt hatte, bis Ende Juni seien alle gegen Corona immunisiert. Nora Kronig wird dann im Mutterschaftsurlaub sein.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



Veganer leben gesünder

Die Behauptung, veganes Essen mache dumm und krank, ist Unsinn.
92 Prozent aller Giftstoffe, die wir aufnehmen, stammen aus tierischer Nahrung.

Renato Pichler

Sobald der Bund sich einmal kritisch zum hohen Fleischkonsum äussert, kommt sofort die Reaktion: «Der Bund will uns das Fleisch verbieten!» Die Fakten sehen (leider) anders aus: Seit vielen Jahrzehnten subventioniert der Bund kaum ein anderes Produkt so stark wie die Produktion von Fleisch und Kuhmilch. Ja, er subventioniert sogar die Fleischwerbung mit sechs Millionen Franken jährlich. Zu Recht?

Einseitige Medien

Unzählige Studien belegen: Veganer sind generell schlanker, haben weniger Bluthochdruck, weniger Diabetes und einen tieferen Cholesterinspiegel. Interessant ist hierbei, dass gerade diese Zivilisationskrankheiten, welche durch tierische Nahrungsmittel gefördert werden, auch als Risikofaktoren für einen schweren Verlauf von Covid-19 gelten. Aber auch Erkrankungen des Herz-Kreislauf-Systems sowie Dickdarmkrebs kommen bei Veganern signifikant weniger vor. Gemäss Bundesamt für Gesundheit stammen 92 Prozent aller Giftstoffe, die wir über die Ernährung zu uns nehmen, von tierischen Nahrungsmitteln.

Der Mythos, vegan sei ungesund, liegt an der sehr einseitigen Berichterstattung: Wird ein veganes Kind krank, wird nicht etwa untersucht, was die Ursache ist (Fehlernährungen gibt es auch unter Veganern), sondern dies generell der veganen Ernährung zugeschoben. Isst ein Kind ausschliesslich Fast Food, kaum Obst oder Gemüse, und wird daraufhin krank, ergibt dies keine Schlagzeile in den Medien: «Fleisshessendes Kind wurde krank! Fleischkonsum ist gefährlich!» Diese selektive Berichterstattung fokussiert auf kranke Menschen, die

zufälligerweise keine tierischen Produkte gegessen haben.

Wo sind die Ballaststoffe?

Von einer gesunden Ernährung ist die Schweizer Bevölkerung weit entfernt. Deshalb haben sich die sogenannten Zivilisationskrankheiten epidemieartig ausgebreitet – obwohl sie eigentlich nicht ansteckend sind. Schon jeder zweite Mann in der Schweiz leidet an Übergewicht. Diabetes Typ 2 ist keine seltene Erscheinung mehr. Herz-Kreislauf-Erkrankungen gehören zu den häufigsten Todesursachen. Und Bluthochdruck ist schon so normal, dass man sich wundert, wenn eine ältere Person davon verschont bleibt. Eine rein pflanzliche – vegane – Ernährung würde bei all diesen Erkrankungen nachweisbar hilfreich sein.

Die Gründe liegen auf der Hand beziehungsweise im Teller: Tierische Nahrungsmittel enthalten keine Ballaststoffe, die kalorienfrei sättigen

und die Verdauung anregen. Das wichtige B-Vitamin Folat (Folsäure) findet man praktisch nur in pflanzlichen Produkten in ausreichender Menge. Der Mangel an diesem Vitamin ist in der Durchschnittsbevölkerung schon so weit verbreitet, dass man immer mehr Produkte mit diesem Vitamin anreichert und allen Schwangeren eine ergänzende Aufnahme empfiehlt. Dass tierische Produkte kaum Vitamin C enthalten, sollte allgemein bekannt sein: Auch deshalb empfiehlt man einen höheren Früchte- und Gemüsekonsum. Die aktuelle Ernährungsweise der Schweizer sieht aus Sicht des Bundes so aus: Es wird dreimal zu viel Fleisch gegessen und viermal zu viel tierische Fette konsumiert. Von pflanzlichen Fetten und Nüssen/Kernen

wird jedoch nur halb so viel konsumiert wie empfohlen. 87 Prozent essen zu wenig Früchte und Gemüse, bei 20 Prozent mangelt es an Getreide, Kartoffeln und Hülsenfrüchten.

Bei all diesen Punkten würde eine pflanzliche Ernährung Verbesserungen bringen. Veganer ernähren sich somit eher gemäss den offiziellen Empfehlungen des Bundes. Allerdings wagt keine Bundesbehörde, dies laut auszusprechen, weil derzeit Werbung für die vegane Ernährung politisch abgelehnt wird.

Vitamin B12 und Tierschutz

Da die vegane Ernährung so viele Vorzüge hat, fällt es schwer, sie aus gesundheitlicher Sicht sachlich zu kritisieren. Bei fast jeder Kritik landet man am Schluss beim Vitamin B12, das ausschliesslich von Bakterien hergestellt wird. In unserer hochreinen Gesellschaft nehmen wir kaum noch «verunreinigte» Nahrung auf. Deshalb ist eine regelmässige Zufuhr durch die Nahrung nicht mehr gewährleistet. Veganern empfiehlt man, dieses Vitamin ergänzend zu konsumieren. Fleischkonsumenten müssen dies nicht tun, da den Nutztieren das Vitamin bereits ins Futter gemischt wurde. Dennoch haben vor allem ältere Personen – trotz Fleischkonsum – einen B12-Mangel, da dessen Aufnahme mit dem Alter abnimmt und eine gesunde Verdauung voraussetzt.

Obwohl ich mich hier hauptsächlich mit der Gesundheit befasse (wenn man davon ausgeht, ohne Fleisshessen krank zu werden, helfen alle ethischen Argumente wenig), ist der Tierschutz ein wesentlicher Antrieb, sich für die vegane Ernährung zu entscheiden: Fleischkonsum ist unmöglich, ohne vorher ein gesundes, meist sehr junges Tier dafür getötet zu haben. Auch wenn die Schweizer Fleischlobby behauptet, dass wir das weltweit beste Tierschutzgesetz hätten (was vor fünfzig Jahren vermutlich noch stimmte), so liegt auch hier vieles im Argen. Nicht zuletzt durch die fehlende Konsequenz bei der Durchsetzung der Gesetze.

Renato Pichler ist Gründer und Präsident des Vereins Swissveg.



Einseitige Berichterstattung:
Veganer Pichler.

Staatsunternehmen und Staatsunternehmen

Der grösste Medienkonzern der Schweiz ist der Staat. Und er legt weiterhin kräftig zu.



Beginnen wir mit der Rangliste der erfolgreichsten Online-Newsportale des Landes. Die Überraschung ist auf Platz fünf.

Die meistbesuchte News-Site ist jene des Schweizer Fernsehens. SRF online kommt auf eine Reichweite von 3,3 Millionen Nutzern im Monat. Es folgen, mit knappen Abständen, die Websites von *20 Minuten*, *NZZ* und *Blick*.

Dann, auf Platz fünf, kommt mit 2,7 Millionen Nutzern die Überraschung: Swisscom.

Die Nachrichtenseite von Swisscom heisst Blue News. Sie liefert dasselbe klassische News-Angebot wie ihre vier ähnlich grossen Mitbewerber von SRF bis *Blick*. Die Redaktion zählt rund dreissig Köpfe, deutlich weniger als bei der Konkurrenz. Im letzten Herbst wurde Blue News unter dem heutigen Namen neu lanciert.

Nun könnte man sich fragen, was ein Telekomunternehmen wie Swisscom, das mehrheitlich dem Staat gehört, im Journalismus verloren hat. Die Antwort wäre klar: Theoretisch hat der Staat im Mediengeschäft nichts zu suchen.

Es genügt vollauf, müsste man meinen, dass ein von Staatsgebühren finanzierter Koloss wie die SRG das Land flächendeckend überzieht. 25 Radio- und TV-Programme plus fünf Online-Portale betreibt die SRG mittlerweile. Die SRG macht mit 1,5 Milliarden Franken fast denselben Jahresumsatz, wie ihn die beiden grössten Verlagshäuser TX Group und Ringier in der Schweiz gemeinsam erzielen.

Doch damit nicht genug an staatlicher Dominanz. Der Staatsbetrieb Swisscom ist hinter der SRG mittlerweile zum zweitgrössten Unternehmen der Medienbranche geworden – Tendenz weiterhin steigend. Mit Medien macht

Swisscom bereits einen Umsatz von rund 1,1 Milliarden Franken im Jahr.

Die wichtigsten Swisscom-Angebote sind neu in ihrer Blue-Gruppe gebündelt: Blue TV, das frühere Swisscom TV mit 1,5 Millionen Kunden, zu dem nun auch der frühere Bezahlsender Teleclub gehört, und das Newsportal Blue News. Mit Search.ch und Local.ch hält Swisscom zudem die zwei führenden Adress-Plattformen. Und mit 85 Sälen ist man unter der Marke Blue Cinema auch der grösste Kinobetreiber der Schweiz.

Interessant daran ist vor allem, wie sich Swisscom in der digitalen Medienwelt entwickelt hat. Sie begann als Kabelverleger, der Internet- und

So langsam wird Swisscom ein echter Gegenspieler der SRG.

TV-Verbindungen für seine Kunden installierte. Allmählich lernte der Staatsbetrieb dann, dass man mit Medien eine höhere Wertschöpfung als mit Glasfasern erzielen konnte. Also stieg man in den Vertrieb und die Produktion von Inhalten ein und wurde zum Konkurrenten der etablierten Medienunternehmen.

Der spektakulärste Coup bisher gelang Swisscom mit ihrem Blue TV im letzten Sommer. Für 25 Millionen Franken ersteigerte man die Rechte der Fussball-Champions-League und boote den Rivalen SRG aus, der bei diesem Preis im Bieterduell aufgab. Es war ein kuriose Schauspiel, wie zwei Bundesunternehmen sich gegenseitig die Programmkosten in die Höhe trieben. Aber aus Sicht von Swisscom war es folgerichtig.

Vier Jahre zuvor hatte der Konzern für jährliche 35 Millionen Franken bereits die Fernsehrechte der Schweizer Fussballliga gekauft.

Das Internetportal Blue News dient hier auch als griffiges Marketinginstrument. Eine Vielzahl von Storys und Videos zu Fussball soll den Lesern Appetit auf ein bezahltes TV-Abonnement machen. Eng arbeitet man dazu auch mit der 60köpfigen TV-Sportredaktion von Swisscom zusammen.

So langsam wird Swisscom ein echter Gegenspieler der SRG. Neben dem Pay-Kanal Blue TV betreibt man unter dem Namen Blue Zoom inzwischen gar einen Kanal im Free-TV, mit eigenproduzierten Talkshows und Unterhaltungsformaten und vor allem mit Sport.

Mit Blue News hat Swisscom aber durchaus auch ein Standbein im klassischen Journalismus. Die Redaktion liefert ein gutgemachtes Nachrichtenportal ohne unnötigen Firlefanz. Auffallend ist, wie nüchtern und sachbezogen die Storys daherkommen. «Objektivität, Neutralität und Unabhängigkeit» ist die redaktionelle Vorgabe in den publizistischen Leitlinien, die von der Swisscom-Spitze festgelegt sind.

Ähnlich Ausgewogenes steht auch im publizistischen Statut des Schweizer Radios und Fernsehens. Nur ist dort der Verzicht auf Meinungsjournalismus deutlich weniger akzeptiert. Bei der SRF-Redaktion gehören darum Beschwerden gegen politische Einseitigkeit zur Tagesordnung. Bei der Swisscom-Redaktion gibt es das nicht.

Auch von Staatsunternehmen zu Staatsunternehmen gibt es noch publizistische Unterschiede, wie man sieht.

«Büezer wird, wer gerne Probleme löst»

«Gölä – Zigeunerherz»: So heisst die soeben erschienene Autobiografie des Mundartrockers. Die *Weltwoche* hat ihn für ein grosses Interview auf seinem abgelegenen Anwesen besucht.

Roman Zeller

Gölä, der Schweizer Kultmusiker, lädt zur Fahrt in seinem «Amarökli», seinem monströsen Pick-up-Truck. Auf dem Weg grüsst er die «Gruebejungs» im Steinbruch, den wir passieren. Aus seinem Mund hängt eine krumme Zigarre. Er rauche sie täglich, auch während der Arbeit auf dem Bau. Gölä kauft Häuser, renoviert und verkauft sie.

Vor kurzem konnte er ein anderes Projekt abschliessen: Mit dem Schriftsteller und Songtexter Dänu Wisler veröffentlichte Gölä seine reichbebilderte Autobiografie «Gölä – Zigeunerherz».

Auch ein neuer Song ist erschienen: «We d Bärg vergheie». Gölä setzt sich darin kritisch mit der Corona-Politik auseinander, besingt das Weiterkämpfen und Niemals-aufgeben-Wollen. Für seine Verhältnisse war das Echo darauf bescheiden. «Bei der Musik herrscht tote Hose», sagt er. 2020 hätte Gölä als erster Schweizer überhaupt im ausverkauften Letzigrundstadion auftreten sollen, vor knapp 50 000 Menschen. Das Konzert wurde verschoben, wegen Corona.

Inzwischen sind wir auf seinem Anwesen mit Haus und vier Hektaren Land angekommen. Überall stehen kleinere und grössere Geländewagen, auch ein Oldtimer-Lastwagen, mehrere Bagger und eine Schneefräse, mit der Gölä im Winter die ungeteerte Schotterpiste räumt, die zum nächsten Dorf führt. Der Weg dorthin wäre sonst unzugänglich.

Der Erfolgsmusiker wohnt im Niemandland, irgendwo zwischen Thun und Interlaken, wo ihn niemand findet. Er wolle keinen «Gölä-Tourismus», sondern seine Ruhe, Freiheit. Was er dort hat, vergleicht er mit Kanada, seinem «Paradies». Er könne tun und lassen, was er wolle.

Das alte Bauernhaus kaufte er vor zehn Jahren. Er renovierte es selber mit hellem Holz und Täfer. Gölä trägt Stahlkappenschuhe und Sicherheitsbekleidung und zeigt eine seiner Baustellen: Unterhalb des Geheges mit vierzehn Geissen baut er einen Spielplatz für seine beiden Töchter. Weil ein Unwetter naht, bedeckt er jetzt das Werkzeug – Schrau-

ben, Pickel, Motorsäge, Hammer – mit einer wasserdichten Blache.

Kurz darauf serviert er Kaffee auf der überdachten Veranda. Dann läuft Gölä zum nahen Bach, um eine Wasserflasche aufzufüllen. Sein Haus ist weder an das Wasser- noch an das Stromnetz der Gemeinde angeschlossen. Im Wohnzimmer lodert ein Feuer im Ofen, damit man warm duschen kann. Solarpanels erzeugen Elektrizität. In den dunklen Wintermonaten hilft ein Dieselgenerator. Die vierköpfige Familie wohnt, so gut es geht, autark.

Weil er den Winter hasst, wollte sich Gölä erst im Frühling zum Interview treffen. Wir blicken auf den spiegelglatten Thuner- und den mythischen Brienersee. An klaren Tagen sehe man bis in den Jura. «Herrlich», beschreibt Gölä die Idylle. Dann kracht es im Wald, ein Baum fällt um. «Das passiert ständig.»

Weltwoche: Gölä, seit über einem Jahr spielt der Corona-Sound. Wie haben Sie während dieser Zeit die Schweizer kennengelernt?

Gölä: So wie *gäng*: brav und folgsam.

Weltwoche: Hätten Sie es je für möglich gehalten, dass sich die freien Schweizer einsperren und Masken aufzwingen lassen?

Gölä: Das ist kein schweizerisches, sondern ein weltweites Phänomen. Mich erstaunt, dass der Mensch allgemein Folge leistet. Ohne Murren. Was mich stört, ist, dass die Menschen

«Mich stört, dass die Menschen heute glauben, intelligenter als ihre Vorfahren zu sein.»

heute glauben, intelligenter als ihre Vorfahren zu sein. Das Gegenteil ist der Fall! Heute saugen sich alle die News rein. Vorbehaltslos. So macht sich der Mensch steuerbar. Ich finde, die Corona-Massnahmen und deren Folgen hätte man viel mehr hinterfragen sollen.

Weltwoche: Enttäuscht es Sie, dass sich die Schweizer diese Massnahmen gefallen lassen?

Gölä: Schauen Sie, Politiker von der Antike bis heute haben das Volk immer gesteuert, und

sie haben es immer angelogen. Der Mensch ist leicht zu beeinflussen. Man muss nur den Teufel lange genug an die Wand malen. So sind auch die meisten Kriege losgetreten worden. Wir wurden aus der Vergangenheit nicht klüger, das enttäuscht mich.

Weltwoche: Manche sprechen von Diktatur...

Gölä: Die hatten wir schon immer. Die Diktatur der Mächtigen.

Weltwoche: Lässt Sie das kalt?

Gölä: Was soll ich denn machen? Eine Revolution starten? Dem verwöhnten Wohlstandsgeschädigten muss es viel dreckiger gehen, damit er sich erhebt.

Weltwoche: Was müsste passieren, damit es Ihnen den Nuggi raushaut?

Gölä: Schwierig, ich halte mich weitgehend raus. Ich richtete mein Leben so ein, dass ich das, was mir wichtig ist, um mich habe – Familie, Tiere und viel Natur. Wenn ich auf meinem Grund und Boden nicht mehr leben könnte, wie ich es will, hätte ich ein gröberes Problem.

Weltwoche: Im Privaten galt bis vor kurzem die Fünf-Personen-Regel.

Gölä: Ja, ja, ich weiss. Das ist absurd. Aber mich stört viel mehr, dass ich das Ganze nicht nachvollziehen kann. Wie und warum wird entschieden? Beizen und Bars, die in Schutzkonzepte investierten, sind zu, während der ÖV, wo alle aufeinandersitzen, normal weiterfährt. Das ist doch Irrsinn. Ich frage mich, warum wir das so leichtfertig fressen.

Weltwoche: Woran halten Sie sich fest, um nicht zu verzweifeln?

Gölä: Verzweiflung nützt nichts. Etwas, was ich nicht ändern kann, akzeptiere ich, so wie es ist. Das Leben ist ein Abwägen von Vor- und Nachteilen. In der Schweiz geht es uns doch eigentlich wunderbar, auch wenn gerade alle wegen Corona durchdrehen.

Weltwoche: Ihr Ratschlag gegen krampfhaftes Unglücklichsein?

Gölä: Demut. Sich mal wieder vergegenwärtigen, was wir alles haben, auch wenn das keine zehn Ferraris sind. Glauben Sie mir, wenn der Doktor sagt, Sie haben Knochenkrebs, haben Sie ganz andere Probleme.



«Verzweiflung nützt nichts»: Gölä oberhalb des Thuner- und Brienzersees.

Weltwoche: Wo liegt Ihr Schlüssel zum Glück?

Gölä: Wenn ich in den Spiegel schaue und weiss, ich bin ein ehrlicher Mann. Denjenigen, den Sie im Spiegel sehen, müssen Sie mögen. Sie müssen sich selber glücklich machen, für Ihr Glück kämpfen, es suchen. Aber nicht beim Staat.

Weltwoche: Sie bezeichnen sich als Búezer. Was schätzen Sie an Menschen, die auf dem Bau arbeiten?

Gölä: Búezer wird, wer gerne mit den Händen arbeitet, etwas schafft und Probleme löst – das Gleiche machen andere im Spital oder im Büro. Menschen haben ganz unterschiedliche Fähigkeiten, um die Gesellschaft zu bereichern. Mein Buchhalter ist zum Beispiel ein Held für mich. Er macht, was ich nicht mag – ich hasse Zahlen. Ich mag Dreck, Maschinen und den Diesel-

geruch. Eigentlich sollte die Menschheit eine Einheit sein, die wie ein Ameisenhaufen funktioniert. Stattdessen arbeiten wir gegen-statt miteinander. Lieber beneiden wir jemanden um sein Glück, als es ihm zu gönnen.

Weltwoche: Ist es ein Irrglaube, dass der Mensch im Grunde gut sei?

Gölä: Für mich gibt es keine starren Kategorien à la «immer nur Teufel» oder «immer nur Engel». Ich glaube, der Mensch ist in seinem Kern gut, dann gibt es ein Sowohl-als-auch. Jeder spürt ja, ob er etwas Gutes oder Schlechtes macht. Wer eine Biene zerdrückt, weiss, dass es falsch ist. Unbequem ist dann aber, sein Handeln zu hinterfragen. Das machen die wenigsten.

Weltwoche: Was schätzen Sie an Frauen? Was an Männern?

Gölä: Der Urinstinkt war, die Frau lockt den Mann, und er bietet ihr Sicherheit. Heute sind diese Muster durcheinander, viele wissen nicht mehr, wo sie stehen. Uns täte es gut, wenn wir wieder schätzenlernten, wie wir zur Welt kamen, was unsere Aufgabe ist. In der Natur – bei den

«In der Schweiz geht es uns doch wunderbar, auch wenn gerade alle wegen Corona durchdrehen.»

Tieren zum Beispiel – sieht man, was Männchen und Weibchen machen: Sie zeugen Nachkommen und helfen einander beim Aufziehen. Sie sind ein Paar. Ich schätze an einer Frau, wenn sie gern Frau ist. Und beim Mann dasselbe. Die Leute denken zu viel über diese Luxusprobleme nach, das treibt sie in den Wahnsinn.

Weltwoche: Wie wahnsinnig ist es, fast autark zu leben, aber gelegentlich vor 50 000 Leuten aufzutreten? Was macht dieser Gegensatz mit Ihnen?

Gölä: Das ist wirklich surreal. Ich begreife selber nicht, was spannend an mir sein soll. Schön ist, dass die Leute meine Musik gern haben. Am meisten gefällt mir aber, dass mein Publikum so divers ist: Junge, Alte, Punks, Lesben, Weisse, Gelbe, Einwanderer, Urschweizer. Wer sich sonst nie begegnen würde, trifft sich an meinen Gigs. Und singt meine Lieder.

Weltwoche: Warum ist das so?

Gölä: Keinen blassen Schimmer. Wahrscheinlich, weil ich nicht allzu hübsch bin und nicht allzu gut singe. Ich bin nichts Besonderes. Ich bin halt ich.

Weltwoche: Eigentlich heissen Sie Marco Pfeuti. Warum nennt man Sie Gölä?

Gölä: Das kommt aus der Schulzeit. Es gibt mehrere Marcos im Berner Oberland, denen man «Gölä» sagt. Marcöli, Cöli, Gölä, so entstand das wahrscheinlich.

Weltwoche: Wofür steht Gölä?

Gölä: Ehrlichkeit, mit den Leuten und mit mir selbst. Und Aufrichtigkeit. Ich will nicht auf Kosten anderer leben, um einen Vorteil zu haben.

Weltwoche: Gibt es ein Erlebnis in Ihrer Jugend, das Sie entscheidend geprägt hat?

Gölä: Sicher das viele Arbeiten, als ich jung war. Ich half von Kind auf in der Beiz meiner Eltern, andere spielten draussen. Ich wischte den Boden, half in der Küche – was immer es zu tun gab.

Weltwoche: 1998 wurden Sie ein Star. Erzählen Sie von einem normalen Tag damals.

Gölä: Am Anfang meiner Karriere, als ich hauptsächlich auf dem Bau arbeitete, liefen plötzlich meine Songs im Radio. Das fand ich cool.

Weltwoche: Sie wurden auf einen Schlag berühmt. Ein Rockstar, mit crazy Partynächten, Nutten und Alkohol. Vermissen Sie diese Zeit?

Gölä: Nein, um Gottes willen! Wir haben alles gegeben. Eine wilde Truppe, glauben Sie mir. >>>

Weltwoche: War das eine gute Zeit? Seelisch, menschlich.

Gölä: Ich glaube nicht. Das Coole war, als ich merkte, ich hab's geschafft. Davon träumte ich ja. Mein Erfolg kam spät, aber er kam zum Glück. Mich erfüllte eine tiefe Befriedigung. Gleichzeitig ging mir der Hype abartig auf den Sack. Dieses Urteilen: Leute, die mich nicht kannten, hackten auf mir rum, weil sie Gölä nicht ausstehen konnten. Ich hatte ja nichts verbrochen, niemandem etwas zuleide getan. Ich machte nur ein bisschen Musik.

Weltwoche: Wissen Sie, warum Kulturjournalisten seit je an Ihnen mäkeln?

Gölä: Ich glaube, weil sie das, was ich mache, nicht als Kunst sehen – ich ja übrigens auch nicht. Meine Lieder sind viel zu einfach. Für Feuilletonisten muss etwas kompliziert sein, damit sie es geil finden.

Weltwoche: Wurden Sie mit dem Erfolg einsam?

Gölä: Ich war immer ein Einzelkämpfer, der tagelang im Zimmer hocken und Gitarre spielen konnte. Ich war nie da, wo alle waren. Daher hat mich die Zeit nicht gross verändert. Mich störte eher, dass ich mit der Familie nirgends mehr hinkonnte. Ich will vor meinen Kindern keine Autogramme geben. Ich will nichts Besonderes sein, sondern ein normaler Papa.

Weltwoche: Hören Ihre Töchter Papas Lieder?

Gölä: Ja, aber sie hören auch anderes. Gerade gefällt ihnen das «Büezer Buebe»-Zeug.

Weltwoche: Was finden Ihre Kinder schlecht?

Gölä: Weiss ich nicht. Kinder sind cool: Wenn sie einen Song nicht mehr mögen, schalten sie einfach zum nächsten, so lange, bis ihnen einer gefällt. Und dann hören sie ihn hundert Mal.

Weltwoche: Gibt es ein Lied, das Sie nicht mehr hören können?

Gölä: Ja, den «Schwan». Aber ich höre mich allgemein nicht gerne.

Weltwoche: Warum?

Gölä: Ich höre so viel geile Musik – Tina Turner, Jimmy Barnes, all die geilen Rocker mit ihren rauen Stimmen. Das sind singende Götter. Im Vergleich zu ihnen bin ich ein Niemand.

Weltwoche: Woher holen Sie sich Ihre Inspiration für Songtexte, für Ihre Hits?

Gölä: Meine Songs bringt mir das Leben, sie kommen einfach. Ich sitze ja nicht da und sage: «So, jetzt schreibe ich einen Hit.» Das Lied kommt einfach, und die Leute entscheiden dann, ob es ein Hit ist.

Weltwoche: Haben Sie ein Lied, das vom Gefühl, Text und Sound her nahezu perfekt ist?

Gölä: Das gibt es nicht. Hätte ich das Gefühl, etwas sei nahezu perfekt, könnte ich ableben. Man muss doch das Leben lang auf der

Suche nach dem perfekten Song sein, oder nicht? Und ich habe das Gefühl, je mehr ich das ergründen will, desto weniger kommt es. Vieles im Leben kommt erst, wenn man loslassen kann.

Weltwoche: Glauben Sie, das Beste aus sich herausgeholt zu haben?

Gölä: Nein.

Weltwoche: Wollen Sie überhaupt das Beste herausholen?

Gölä: Schwer zu sagen. Wenn ich schreibe, probiere ich schon, mein Bestes zu geben. Dann konzentriere ich mich zu hundert Pro-

*«Verschwörungstheoretiker?
Das wird ja heute jeder, der es noch
wagt, selber zu denken.»*

zent. Aber ich habe mir für die Musik nie ein Bein ausgerissen. Ich war zum Beispiel immer zu faul, um die Gitarregriffe zu üben.

Weltwoche: Welcher Künstler beeinflusste Sie am meisten?

Gölä: Das sind Hunderte! Mich faszinierten aber mehr die Musikstile – alles, was von Schwarzen kam: Blues, Rock 'n' Roll, Jazz, Soul, Gospel. Alles, was eine Melodie und eine Seele hat.

Weltwoche: Ein Musiker, den Sie gut finden?

Gölä: Einer meiner grössten Helden ist Kid Rock. Aber von Amerika kommt immer wieder geiles Zeug, ich kann mir nur die Namen nicht merken.

Weltwoche: Auch Billie Eilish? Justin Bieber?

Gölä: Billie Eilish nicht, das ist ein bisschen Selbstmord-Sound. Justin Bieber hat geile Songs! Ich war letztens auf der Baustelle im Graben unten, da lief ein Lied im Radio. Ich drehte es auf und dachte: *Läck*, ist das geil! Die Moderatorin sagte dann, das sei Justin Bieber gewesen. Ich dachte, das kann ja nicht sein.

Weltwoche: Wer ist für Sie der grösste Schweizer Musiker aller Zeiten?

Gölä: Hm ... Ich liebe Rock. Gotthard, Krokus, das war schon geil. Und mein Mundart-Hero wird immer Polo Hofer sein.



Weltwoche: Wen finden Sie überbewertet?

Gölä: Alles hat seine Berechtigung, wenn es einem gefällt. Ist doch egal, was ich, als Gölä, davon halte. Menschen sind verschieden, mit unterschiedlichen Geschmäckern. Keiner kann sagen, das ist Schrott. Es gibt vielleicht Sachen, die von mir aus gesehen Schrott sind.

Weltwoche: Okay, dann: Was ist der grösste Schrott, den Sie je gehört haben?

Gölä: Techno, furchtbar. Das ist so gefühllos.

Weltwoche: Und was lesen Sie gerade?

Gölä: Daniele Ganser, ein sehr eindrücklicher Mensch. Extrem gescheit.

Weltwoche: Was fasziniert Sie an ihm?

Gölä: Sein Wissen. Er lässt extrem kluges Zeug raus.

Weltwoche: Er wird als Verschwörungstheoretiker abgekanzelt. Das wissen Sie, oder?

Gölä: Das wird ja heute jeder, der es noch wagt, selber zu denken.

Weltwoche: Oder anders: Jeder, der nach der Wahrheit sucht, ist ein Verschwörungstheoretiker.

Gölä: Ja, logisch. Das ist es ja, was die Politiker am liebsten hätten: nicht nachdenken, sondern wie ein Schäfchen brav in den Schlachthof reinlaufen.

Weltwoche: Welches Tier wären Sie gerne?

Gölä: Ich finde viele Tiere geil, vor allem Krafttiere, die Stärke und Freiheit symbolisieren. Von Wolf bis Adler und Bär. Ich bin ein riesiger Tierfan. Nur nicht von Tieren, die sich knechten lassen. Eben, ich wäre sicher kein Schaf.

Weltwoche: Woher kommt dieser Freiheitsdrang?

Gölä: Dieses Entdecker-Gen haben doch die meisten: Freiheit, Reisen, Abenteuer – das liegt in unseren Genen. Man sieht es im Sport: Leute springen an einem Seil von den Klippen – *bireweich!* Aber der Mensch will seine Grenzen ausloten, faszinierend.

Weltwoche: Fühlten Sie sich als Nomade im Tourbus von Hotel zu Hotel freier?

Gölä: Auf alle Fälle! Ich war immer unterwegs, immer. Stillstand ist eine Qual.

Weltwoche: Wann wäre Ihr Mass an Freiheit zu stark eingeschränkt?

Gölä: Im Knast, das würde mich fertigmachen.

Weltwoche: Dann wären wir wieder beim Shutdown ...

Gölä: Zum Beispiel, nur wohne ich nicht in einer Blockwohnung, sondern auf vier Hektar.

Weltwoche: Sind Sie eigentlich ein politischer Mensch?

Gölä: Ich bin nicht politisch aktiv. Das Einzige, was ich mache, ist abzustimmen und zu wählen. Und das nur, weil ich früher am Stammtisch über die Politik fluchte, aber selbst nie abstimmte. Das wollte ich ändern.

Weltwoche: Was ist die verkehrteste Annahme, die über Sie herumgeistert?



«Eben, ich wäre sicher kein Schaf»: der Musiker im Steinbruch.

Gölä: Dass ich ein Rassist, Schwulenhasser oder weiss der Teufel was sei. Ich lasse jeden leben, wie er ist. Ich weiss nicht, wie man auf so etwas kommt. Womöglich muss man links sein oder alte weisse Männer hassen, um so über mich zu denken. Mit der Zeit merkte ich, es gibt immer solche, die motzen, weil jemand anders denkt. Diese Offenheitsfanatiker sind es doch, die am intolerantesten gegenüber Andersdenkenden sind.

Weltwoche: Finden Sie den Satz «Wer jung und nicht links ist, hat kein Herz; wer alt und links ist, keinen Verstand» zutreffend?

Gölä: Ein guter Satz. Aber die Frage ist: Was ist links? Linkssein war nicht immer schlecht. Es gab eine Zeit, da war es sogar gut, weil die

Linken für die Rechte der Arbeiter kämpften. Heute sind Linke weltfremd. Eine gehobene Schicht von Studierenden, die zwar keine Ahnung vom Leben haben, aber das Gefühl versprühen, sie wüssten es.

Weltwoche: Wären Sie als Arbeiter also grundsätzlich empfänglich für linke Ansichten?

Gölä: Heute nicht. Ich glaube aber, es wird langsam schwierig, links von rechts zu unterscheiden. Mittlerweile ist alles der gleiche Dünkel und weit weg vom normalen Denken. Es gibt fast nur noch extreme Positionen. Kein Berufspolitiker hat eine Ahnung, wie das Leben eines Arbeiters ist.

Weltwoche: Was meinen Sie mit «normalem Denken»?

Gölä: Ich will weder rechts noch links sein, sondern anständig denken und sagen dürfen, was ich will. Ich will meinem Herzen und Bauch folgen, als stolzer Arbeiter. Oft fehlt mir in der Politik der gesunde Menschenverstand.

Weltwoche: Wie hat sich über die Jahre Ihre Weltsicht verändert?

Gölä: Der Vorteil vom Älterwerden ist, man wird offener, weniger verkrampft und verbissen. Heute lebe ich mein Leben, bin zufrieden und lasse andere immer noch so sein, wie sie sind.

Weltwoche: Wie haben Sie sich als Person über die Jahre verändert?

«Es wird schwierig, links von rechts zu unterscheiden. Mittlerweile ist alles der gleiche Dünkel.»

Gölä: Ich wurde ruhiger, weniger aufbrausend. Irgendwann möchte ich mit einem Lächeln sterben, mit dem Gefühl, ein aufrechter, guter Bueb gewesen zu sein.

Weltwoche: Wäre das momentan der Fall?

Gölä: Sterben mit einem Lächeln nicht, weil ich meine Kinder noch aufwachsen sehen möchte. Und dann habe ich dort unten gerade einen Spielplatz zu bauen begonnen. Den sollte ich noch fertigmachen. (Lacht) Aber sonst bin ich mit mir im Reinen.

Weltwoche: Wie stellen Sie sich das Leben nach dem Tod vor?

Gölä: Darüber denke ich oft nach. Aber vorstellen tue ich mir nichts, es ist ja wahrscheinlich sowieso falsch.

Weltwoche: Haben Sie Angst vor dem Tod?

Gölä: Nein, ich glaube, schlussendlich wird der Tod befreiend sein. Die Frage ist, wie man stirbt. Ich glaube, davor fürchten sich die meisten.

Weltwoche: Haben Sie einen Wunschtod?

Gölä: Ich würde gerne irgendwo unter einem Baum sitzen, anlehnen, einen Schnaps trinken, dazu einen Stumpen rauchen und friedlich entschlafen.

Weltwoche: Haben Sie sonst noch einen unerfüllten Traum?

Gölä: Für mein Alter wünsche ich mir ein altes Bauernhäuschen, eine schräge Alphütte, selber zurechtgemacht. Ich stelle mir vor, wie ich im Winter draussen auf dem Bänkchen hocke, im T-Shirt, von hinten wärmt mich das Holz, von vorne die Sonne. Das wäre ein *Träumli*.

Demokratische Lücke

In den Anfangstagen der deutschen Grünen war die Forderung nach direkter Demokratie ein heiliges Prinzip. Kaum winkt die Macht, lassen es die Grünen fallen.

Matthias Matussek

Was besonders auffällt im Mustopf des grünen Wahlprogramms mit seinen schwärmerischen und systemumwälzenden Formeln zur Heilung der Menschheit ist das, was fehlt.

Ja, es klafft da eine schmerzhaft Lücke, ein aus den Anfangstagen der Bewegung geradezu geheiligtes Prinzip: die Forderung nach direkter Demokratie. Das Prinzip der Volksabstimmung, wie es die Schweiz praktiziert.

In jedem der bisherigen Wahlprogramme wurde diese Forderung nach direkter Demokratie erhoben. Sie erfreut sich übrigens steigender Popularität in Zeiten einer zunehmend entrückten politischen Kaste. Für das AfD-Programm ist sie zentral. Selbst die CSU hat sie 2016 in ihr Wahlprogramm aufgenommen. Die Grünen-Spitze jedoch war dagegen und setzte sich in einer Kampfabstimmung auf dem Grünen Parteitag im April tatsächlich knapp durch.

Neuaufgabe der Selbstherrlichkeit?

Sicher, es gab grüne Machtbulen wie den vom Polizistentreter zum Aussenminister der ersten rotgrünen Regierung unter Gerhard Schröder aufgestiegenen Limousinenfahrer Joschka Fischer, der meinte, wenn die Grünen regieren – wozu dann noch direkte Demokratie. «Erleben wir mit dem Habeck-Baerbock-Duo eine Neuaufgabe dieser Selbstherrlichkeit?» fragte die grüne Basisgruppe «Mehr Demokratie» wütend in einem offenen Brief vor der Abstimmung. Gemeinsam mit zwölf anderen Gruppierungen wie «Bund» oder «SlowFood» warf sie der Führung wegen dieser Lücke im Programm Arroganz und «Verrat an essenziellen grünen Grundprinzipien» vor.

Tatsächlich setzte sich das Habeck-Baerbock-Duo mit seiner Ablehnung durch. Es bot den Delegierten stattdessen das Sowjet-Prinzip an, grüne Bürgerräte, deren Zusammensetzung allerdings nicht mit Bajonetten, sondern per Los bestimmt werden sollte. Nun droht eine Partei, die sich im Lichte der Vorsehung wähnt und nach dem gegenwärtigen Stand damit rechnen kann, als führende Kraft in einer linken Regierungskoalition aus den Wahlen hervorzugehen und damit den Kanzler zu stellen, durchaus, dem Machtrausch zu verfallen.

Da wäre eine demokratische Reissleine wie die Möglichkeit zu einer Volksabstimmung eventuell republikrettend. Vor allem, wenn man sich vor Augen hält, was da alles in einer grün-roten Regierung durchgeknüppelt werden soll: nur noch emissionsfreie Autos ab 2030, Verstromung des Verkehrs bei gleichzeitiger Stilllegung konventioneller Stromerzeugung, höhere Steuern, Lockerung der Schuldenbremse, erleichterte Einwanderung in den Sozialstaat, Verteuerung von Fleisch, Einschränkung von Flügen et cetera ...

Im Prinzip also eine lange Reihe von schlecht durchdachten Einschränkungen und Verboten mit Ausnahme der ausdrücklichen Legalisierung von Marihuana, die allerdings nötig sein wird, um eine Radikalisierung der gebeutelten Bürger zu vermeiden nach dem Kalkül: Wer kifft, bleibt friedlich.

All das wird verbrämt mit humanistischen Floskeln. «Wer «Menschheit» sagt, will betrügen», meinte einst der Reaktionär Carl Schmitt (andere schreiben das Zitat dem Frühsozialisten Pierre-Joseph Proudhon zu) – aber eins ist sicher: Wer «Menschheit» sagt, will nicht nur betrügen, sondern trifft Vorbereitungen zum Totalitarismus.

Denn wer gegen die Gebote der «Menschheit» verstösst, wird per definitionem den Unmenschen zugeschlagen, und wir wissen aus der Geschichte, wie konsequent solche aus dem Weg geräumt werden. Im Wahlprogramm der

Grünen ist so viel von Menschheit die Rede, dass einem schwindelig werden könnte. Von der Menschheit und von dem Planeten, auf dem der Mensch lebt.

Also anders als «planetarisch» darf gar nicht mehr gedacht werden. Das Ziel der Grünen ist ein Leben in Würde und Freiheit in immenser Ausdehnung, nämlich «überall auf dem Planeten». Da wird jetzt nicht direkt auf Nordkorea oder Saudi-Arabien eingegangen, denn das alles steht noch in der schwärmerischen Präambel. Allerdings soll das grimmige Augenmerk schon hier auf die «historische Verantwortung der Industriestaaten» für die Umweltzerstörung gerichtet werden, die, wir staunen, «besonders die Frauen trifft».

Ausdehnung der Moral über die Erde

Weshalb ökologische Massnahmen gerade von diesen und «marginalisierten Gruppen wie zum Beispiel der indigenen Bevölkerung mitgestaltet» werden müssen.

Diese Ausdehnung der Moral über den Erdkreis hat Vorgänger mit den Stoikern der Antike – sie verlangten Nächstenliebe über den Kreis der Familie, des Stammes, des Staates hinaus. Sie waren Vertreter einer Hypermoral, die zwar – und sie waren darüber durchaus geschmeichelt als intellektuelle Kaste – Zugang hatten zu den Königshöfen, die Herrschaften aber längst nicht daran hindern konnten, das eigene Volk ausbluten zu lassen und die Nachbarvölker zu unterjochen.

Auch diese Ratgeber hielten sich für höhere Aufgaben geeignet, so wie unsere beiden Spitzengrünen, die sich «selbstverständlich» das Kanzleramt zutrauen, schliesslich, so Annalena Baerbock, «lernt man im Job».

Sie beide eint der Wille zur Macht und der jugendlich-missionarische Eifer, als Deutsche die Menschheit zu retten, befeuert von den (nach Meinung eines Schweizer Publizisten) drei gefährlichsten Wörtern der deutschen Sprache: «Wir schaffen das».

Wir aber wissen: Das alles ist ein hochexplosives Gemisch, dem ein direkt demokratisches Sicherungsventil gut anstünde.



„Hat anscheinend nicht funktioniert...“

Hochgebildetes Prekariat

Die grösste Gruppe der Universitätsabsolventen begnügt sich mit Teilzeitjobs und gehört zu den Geringverdienern. Für die Schweiz geht die Rechnung nicht auf.

Katharina Fontana

Die Debatte ist nicht neu, aber sie gewinnt seit einiger Zeit an Fahrt. Braucht die Schweiz mehr Maturanden und Akademiker, um dem Fachkräftemangel zu begegnen? Verlieren wir international den Anschluss, schaden wir unserer Wirtschaft, wenn wir nicht mehr Arbeitskräfte mit Hochschulabschluss ausbilden? Oder sind wir vielmehr auf dem besten Weg, dieselben Fehler zu begehen wie andere Länder, welche die akademische Bildung unmässig vorangetrieben haben und damit jedes Jahr scharenweise Hochschulabgänger produzieren, auf die in der Berufswelt niemand wartet?

Ein Blick auf die Studentenzahlen zeigt, dass in der Schweiz tatsächlich nicht alles zum Besten steht. Denn ein Gutteil jener jungen Menschen, die heute die Universitäten bevölkern, lernt nicht das, was gefragt ist. Im Besonderen gilt dies für die grösste Gruppe, die rund 47 000 Geistes- und Sozialwissenschaftler, die fast einen Drittel aller Studentinnen und Studenten ausmachen. Es handelt sich um Germanisten, Philosophen, Historiker, Politologen, Soziologen, Psychologen, Ethnologen und viele andere mehr. In diesen Fächern gibt es keinen Fachkräftemangel, das sind nicht die kreativen Köpfe, die es speziell in den technischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen brauchen würde.

Liebe zur Teilzeitarbeit

Die Frage nach der Existenzberechtigung der Geisteswissenschaftler und dem wirtschaftlichen Nutzen, den sie erbringen, wird schon seit Jahrzehnten gestellt; die SVP wollte vor noch nicht allzu langer Zeit gar einen Numerus clausus einführen und die Zahl der Studenten, die sich in den humanistischen Fächern verlustieren, halbieren.

Auf den ersten Blick scheint die Kritik übertrieben. Die im letzten Jahr publizierte Hochschulabsolventenbefragung des Bundesamts für Statistik zeigt, dass die Geistes- und Sozialwissenschaftler fünf Jahre nach Studienabschluss nicht öfter erwerbslos sind als etwa



Elitärer Wunsch nach Selbstverwirklichung – den Preis bezahlen die anderen.

Juristen oder Ökonomen. Aber, und das ist ein grosses Aber: Sie arbeiten signifikant häufiger Teilzeit als andere Uniabgänger; bei den Männern sind es rund 48 Prozent, bei den Frauen gut 62 Prozent. Drei Viertel fühlen sich mit ihrem Pensum angemessen beschäftigt, nur jeder Zehnte würde gerne mehr arbeiten.

Die ausgeprägte Liebe zur Teilzeitarbeit widerspiegelt sich in den Löhnen. Laut statistischen Sonderauswertungen zu den einzelnen Studienrichtungen kommen die Sprach- und Literaturwissenschaftler auf ein effektives –

Viele Geisteswissenschaftler legen grossen Wert auf eine gute Work-Life-Balance.

nicht auf eine Vollzeitstelle hochgerechnetes – Jahreseinkommen von 47 000 Franken (die Zahlen beziehen sich auf den Abschlussjahrgang 2016). Bei den Soziologen beläuft sich der effektive Jahreslohn auf 49 000 Franken, bei den Psychologen sind es 51 000 Franken, bei den Historikern 45 000 Franken.

Variabel ist die Lage bei den Politologen. Gelingt ihnen der Sprung in die öffentliche Verwaltung, sind 100 000 Franken Lohn oder mehr möglich, mit einem Mini-Pensum bei einer Nichtregierungsorganisation ist es deutlich weniger. Vergleichsweise prächtig geht es den Erziehungswissenschaftlern und Sonder-

pädagogen: Sie verfügen über ein effektives Einkommen von 68 000 Franken, wobei ganze zwei Drittel von ihnen Teilzeit arbeiten. Zum Vergleich: Die Bauingenieure starten mit 81 000 Franken jährlich, bei den Informatikern sind es 84 000 Franken; Teilzeitarbeiter gibt es unter ihnen nur wenige.

Rendite stimmt nicht

Zusammengefasst zeigt sich folgendes Bild: Die grösste Gruppe der Universitätsabsolventen arbeitet häufig wenig und zählt zu den Geringverdienern – und dies meist nach einer sehr langen Ausbildung; rund ein Viertel der Geisteswissenschaftler schliesst die Universität im Alter von mehr als dreissig Jahren ab. Bei vielen scheint das lockere Berufsleben freiwillig gewählt zu sein. Ein beträchtlicher Teil der Absolventen gibt an, dass sie grossen Wert legen auf eine gute Work-Life-Balance und die freie Zeit gerne für ihre persönlichen Interessen nutzen; der Wunsch nach Selbstverwirklichung geht der beruflichen Karriere offenkundig vor.

Wirtschaftlich gesehen ist es indes sehr fragwürdig, an den Universitäten Abertausende von Personen auszubilden, für die auf dem Arbeitsmarkt wenig Nachfrage besteht. Geisteswissenschaftliche Studiengänge mögen nicht so teuer sein wie naturwissenschaftliche, dennoch kosten sie die öffentliche Hand eine ganze Stange Geld. Wenn die derart Hochqualifizierten der Allgemeinheit später wenig oder nichts zurückgeben, kaum Steuern und Sozialabgaben bezahlen, eher zu den Bezüglern staatlicher Fürsorgeleistungen gehören statt zu den finanziellen Stützen der Gesellschaft, geht die Rechnung nicht auf.

Anders gesagt: Das Geld, das die Gesellschaft in ihre Ausbildung investiert, wirft zu wenig Rendite ab. Den Preis dafür zahlen die anderen. Etwa der Sanitärinstallateur oder die Fachfrau Gesundheit, die mit sechzehn Jahren ihre Berufslehre begonnen haben und die sich fünfzehn Jahre später fragen, warum sie ihre früheren Schulkollegen, die studiert haben, noch immer subventionieren sollen.

Polen ist eine lupenreine Demokratie

Seit Jahren berichten Massenmedien, die polnische Demokratie sei am Ende. Unsinn. Es gibt keine Alleinherrschaft, keine «rechte Diktatur» und kein Abgleiten in die Despotie.

Zdzislaw Krasnodebski

Die Ereignisse in diesem Land werden immer besorgniserregender. Es gibt mehr politisch und religiös motivierte Gewaltakte, bei denen Menschen getötet werden. Bei einem Anschlag vor vier Jahren sind zwölf Personen umgekommen und über sechzig verletzt worden, vor zwei Jahren wurde ein Lokalpolitiker Opfer eines Attentats, vor einem Jahr wurden neun Personen erschossen und so weiter.

Noch beunruhigender ist, dass in der Armee und in der Polizei radikale Netzwerke entdeckt wurden. Auch die Meinungsfreiheit wird bedroht. Es gab Fälle von Hasskampagnen gegen Universitätsprofessoren, deren Vorlesungen sogar gestört wurden, und Schriftstellern, die es wagten, von der vorherrschenden Meinung abzuweichen, wurde von Seiten ihrer Verlage die Zusammenarbeit gekündigt. Ohnehin werden Andersdenkende im Allgemeinen schnell ausgegrenzt. Das Land hat auch ernsthafte Probleme mit Korruption. Eine der grössten Banken war in einen Geldwäscheskandal mit einem autoritär regierten Staat verwickelt. Ein führender staatlich kontrollierter Konzern täuschte die ganze Welt über die Umweltstandards seiner Produkte. Ein grosses Technologie-Unternehmen fälschte Buchhaltungsdaten – Spuren dieses Skandals führten zu höchsten Regierungsebenen.

Einbetoniertes System

Viele dieser Skandale wurden dank ausländischer Medien oder ausländischer Justiz aufgedeckt. Leider gibt es kaum Ermittlungsjournalismus, was wohl damit zusammenhängt, dass die Regierungsparteien erheblichen Einfluss auf die Medien haben. Ähnlich in der Justiz: Die Richter werden nach interner Absprache der Parteien politisch nominiert. So wird das Verfassungsgericht von einem Politiker der Regierungspartei geleitet. Das politische System ist «einbetoniert».

Geht es um Ungarn? Polen? Nein – um die Bundesrepublik Deutschland, um das Land, das als Musterbeispiel der liberalen Demokratie gilt und sich gerne – angeblich selbst-

ironisch – als «moralische Macht» vorstellt. Keineswegs möchte ich damit sagen, dass die Demokratie in Deutschland in Gefahr ist und dass wir Vergleiche zur Zeit des Niedergangs der Weimarer Republik ziehen sollen. Es geht mir eher darum, dass solche Fakten, wo sie Deutschland betreffen, immer nur als Akzidenzien betrachtet werden, damit sie das leuchtende Bild des Ganzen nicht wirklich trüben.



Im Falle Polens ist es genau umgekehrt. Jeder kleinste Vorfall wird zum Gegenstand der grössten Beunruhigung und Empörung in den politischen Kreisen und in den Medien Europas. Der Ton der Berichterstattung über Polen ist fast immer alarmierend. Jeder Student, jeder Journalist – auch diejenigen, die weder das Land noch die Sprache kennen – weiss, warum: Polen ist auf dem Weg zum Autoritarismus, es ist zu einer illiberalen Demokratie geworden, es wird regiert durch Jaroslaw Kaczynski, der genauso schlimm ist wie Erdogan, Putin, Trump, Lukaschenko.

Dieser Interpretationsrahmen, dieses «Framing», steht seit 2015 fest. Die einzelnen Tatsachen, oft übertrieben, verzerrt dargestellt oder, wenn es anders nicht geht, erfunden, sollen ihn nur bestätigen und glaubwürdig machen. Ein gutes Beispiel für diese Haltung ist ein Artikel von Martin Pollack, der vor ein paar Wochen in der NZZ erschienen ist: Er ist eine Mischung aus Halbwahrheiten, Übertreibungen und Fiktion, gewürzt mit Hass und Ekel.

In diesem Interpretationsrahmen sind die Anhänger der Regierungspartei Recht und Gerechtigkeit (PiS) Bösewichte und ihre Gegner lupenreine Kämpfer für Freiheit, Demokratie und Menschenrechte, denen man ohne Vorbehalte und mit rührender Naivität im Ausland jedes Vertrauen schenkt. Erstaunlich, wie viel Hoffnung daher in zwielichtige Gestalten als Retter der Demokratie in Polen investiert wurde. In den meisten Fällen sind diese Hoffnungsträger aus dem öffentlichen Leben verschwunden, und keiner trauert ihnen nach. So ist schon 2015 eine ziemlich lautstarke Grup-

pe von Aktivisten aufgetreten, die den Namen «Komitee zur Verteidigung der Demokratie» trug. Sie wurde in den ausländischen Medien als Wiedergeburt des historischen «Komitees zur Verteidigung der Arbeiter» aus der Zeit der Opposition gegen den Kommunismus gefeiert. Ein deutscher TV-Sender strahlte sogar eine abstruse Reportage in diesem Sinne aus.

In der letzten Zeit ist eine Frau, die Proteste gegen das Urteil des Verfassungsgerichts zur Einschränkung der Abtreibung organisiert, in dieser Rolle aufgetreten. Ihre obszöne Sprache, ihre Aggressivität und Egozentrik veranlassten viele gemässigte und kultivierte Menschen, die der Entscheidung des Verfassungsgerichts kritisch gegenüberstanden, ihre Meinung zu ändern und ihre Unterstützung für die Proteste einzustellen. Übrigens stehen Frauen in diesem Streit auf verschiedenen Seiten: Mehrere Jahre lang demonstrierte die starke Pro-Life-Bewegung vor dem Verfassungsgericht. Auch sie wird von einer Frau angeführt, die von einem Think-Tank unterstützt wird, in dem auch viele Frauen als Expertinnen arbeiten. Selbst die Entscheidung des Verfassungsgerichts ist unter dem Vorsitz einer Frau gefallen, die Präsidentin dieses Gerichts ist. Über diese Frauen wird jedoch nicht berichtet, so als wären sie keine Bürger und keine Frauen, als hätten sie nicht das Recht, ihre Meinung zu äussern und ihre Entscheidungen zu treffen.

Seit vielen Jahren ist die Demokratie in Polen angeblich am Ende – und doch ist sie noch erstaunlich lebendig geblieben, ja noch lebendiger geworden. Zum Beispiel ist die Wahlbeteiligung enorm gestiegen. Die Rechtsstaatlichkeit ist angeblich bedroht – und trotzdem fällen die Gerichte Urteile, die gegen das Regierungslager gerichtet sind, oft mit deutlich politischer Motivation. Auch die häufig kritisierten Medien sind immer pluraler geworden. Die Berichterstattung in Presse und Fernsehen ist dabei so unterschiedlich, dass manchmal der Eindruck entsteht, als berichteten sie über zwei unterschiedliche Länder namens «Republik Polen».

Betrachtete man Polen unvoreingenommen, würde man merken, dass in den letzten Jahren erstaunlich viel geleistet wurde, was statistische

Daten deutlich zeigen. Seit 2015 wuchs die Wirtschaft sehr schnell, die Arbeitslosigkeit blieb niedrig, die Sozialleistungen sind erheblich gestiegen. Wie das *Handelsblatt* berichtete, rettet der Austausch mit Mitteleuropa, insbesondere mit Polen, die deutsche Wirtschaft über die Pandemie hinweg. 2020 belegte Polen bei deutschen Importen den vierten Platz und überholte damit Frankreich.

Leider werden solche Fakten ignoriert oder umgedeutet – wirtschaftliche Erfolge werden zu Wohltaten der EU, die effiziente Sozialpolitik zur Bestechung der Wähler, sechsmal gewonnene Wahlen bezeichnet man als Folge einer unverständlichen Verblendung der Polen.

Gewiss ist unser Land nicht perfekt. Doch selbst wenn Demokratie und Rechtsstaatlichkeit in Polen wirklich weniger gut wären als in Belgien, Luxemburg, Spanien oder Malta, würde dies das Framing vom Ableiten in den Autoritarismus nicht weniger absurd machen.

Nein, es gibt in Polen keine Alleinherrschaft, keine «rechte Diktatur», kein Ableiten in die Despotie. In Polen besteht nach wie vor eine parlamentarische Demokratie, jetzt eben mit einer konservativen Regierung, garantiert durch eine Koalition von drei Parteien, die zwar in den Wahlen auf einer einzigen Liste aufgetreten sind, aber unterschiedliche ideologische Profile haben.

Die «Illiberalität» dieser Regierung besteht zum Ersten darin, dass sie versuchte, die Ent-

scheidungsfähigkeit der Exekutive zu vergrössern – das ist der rationale Kern des Streites um die Rechtsstaatlichkeit mit der EU. Nach 1989, in der Zeit der Dominanz des «Neoliberalismus», haben wir nicht nur unsere Wirtschaft weit geöffnet und auf den Import des Kapitals und direkte ausländische Investitionen gesetzt, sondern auch andere Bereiche des gesellschaftlichen Lebens der staatlichen Lenkung entzogen. Dies war notwendig und teilweise richtig, hat aber auch die Spielräume und Entscheidungsmöglichkeiten der Regierung zu weit verengt.

«Liberaler» vernichten Freiheit

Das öffentliche politische Leben in Polen wurde von aussen her von mächtigen Akteuren beeinflusst – grosse Investoren, Medienkonzerne, Stiftungen, Denkfabriken, Vereinigungen und so weiter. Andererseits haben sich unterschiedliche Gruppen, gesellschaftliche Teilsysteme, berufliche Korporationen und territoriale Einheiten dermassen verselbständigt, dass partikulare Interessen das Gemeinwohl beeinträchtigt haben oder es ganz vergessen liessen. Die Bemühungen, das zu ändern, mögen daher einige politische und wirtschaftliche Interessen verletzen – ein erster Grund für den Vorwurf der «Illiberalität».

Der zweite besteht darin, dass diese Regierung sich auf die Werte stützt, die sich in der christlichen europäischen Tradition herausgebildet

haben, und nicht der neuen Welle der Kulturrevolution folgt, die gerade Europa, ja den ganzen Westen überschwemmt. Das Ziel der Revoluzzer ist es, im Namen der radikal und inflationär verstandenen Menschenrechte die Nationen Europas in eine offene und multiethnische Gesellschaft zu verwandeln, unsere grundlegenden Institutionen wie etwa die Familie zu ändern, unser nationales und europäisches Erbe zu löschen, zu «canceln», und die freie, unbeschränkte «Selbstverwirklichung» des Individuums zum höchsten Ideal zu erheben.

Als «liberal» gilt heute eine Demokratie, die diese ideologischen Postulate ohne weiteres in die Realität umsetzt. Diese «liberale Demokratie» wird in der Wirklichkeit immer illiberaler, denn im Namen der Freiheit vernichtet sie die Freiheit, verfolgt Andersdenkende, brandmarkt ihre Gegner in neostalinistischer Manier als Populisten und «Faschisten». In der Angst vor diesem revolutionären Eifer gefangen und moralisch in die Enge getrieben, sind Konservative fast überall in Europa auf dem Rückzug. Wir in Polen sind es gewohnt, uns nicht vor den Idolen der Zeit zu beugen und unsere Rechte als souveräne Nation zu verteidigen.

Zdzislaw Krasnodebski ist Soziologe, Philosoph sowie Politiker der polnischen Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS), die er seit 2014 im Europäischen Parlament vertritt. Er unterrichtete als Professor an der Universität Bremen und an der Akademie Ignatianum in Krakau.

Schluss mit den unnützen PCR-Tests Schluss mit den Gesichtsmasken

Warum nur zwingen Bundesrat und kant. Regierungen Gesunde, eine Gesichtsmaske zu tragen? Sogar Schüler ab dem 5. Schuljahr! Das ist doch wider jede Vernunft. Völlig sinnlos. Auf Teufel komm raus wird getestet. In Quarantäne müssen nicht nur sog. Positiv-Getestete, sondern auch alle, die mit diesen Personen Kontakt hatten, auch wenn sie gesund sind. Restaurants, Bar- und Clubbetriebe, Diskotheken und Tanzlokale sind geschlossen. Auch andere Freizeitaktivitäten sind eingeschränkt. Bei Familientreffen durften sich bis vor kurzem im Innenbereich nur 5 Personen treffen, neuerdings grosszügigerweise 10. Treffen im Freien von mehr als 15 (gesunden) Personen: bei Busse verboten.

Die Bilanz der einjährigen Anti-Corona-Massnahmen ist verheerend. Viele haben ihre Arbeit verloren. Viele sind demoralisiert und verbittert, psychisch krank und perspektivlos. Gewerbler sind pleite. Die Freiheit ist den angeblich krankheitseindämmenden Corona-Massnahmen geopfert. In den

Altersheimen wurde trotzdem gestorben und die feiernden Jugendlichen sind kriminalisiert. Wer Kritik an den untauglichen Massnahmen übt, wird als Corona-Leugner diffamiert. **Seit einem Jahr leben wir in einem Polizeistaat, in einer Diktatur.** Demonstrationen werden verboten. Profitieren haben die Panikmacher, die regierungshörigen Mainstream-Medien. Sie erhalten vom Bund sogar noch Geld für ihre geschürte Angstmacherei, obwohl sie Gewinne schreiben. Gut gemacht! Wes Brot ich ess, des Lied ich sing!

Aus dem Schlamassel kommen wir nur raus, wenn die unsägliche, unnütze Testerei aufhört. Das Covid-19-Gesetz muss am 13. Juni beerdigt werden, und die auf keiner gesetzlichen Grundlage basierenden strafbewehrten Massnahmen in der laufend geänderten Covid-19-Verordnung besondere Lage des Bundes müssen sofort aufgehoben werden. Nur so erhalten wir unser lebenswertes Leben, unsere bis vor kurzem bundesverfassungsmässig garantierte Freiheit zurück.

Oswald Rohner, 8840 Einsiedeln SZ,
oswald.rohner@bluewin.ch

Missionarin der Einrahmung

Eine Abfuhr für den EU-Deal wäre eine Niederlage für die grünliberale Fraktionschefin Tiana Moser. Ihre Partei könnte trotzdem bald als Gewinnerin dastehen.

Marcel Odermatt

Eine Initiative soll es jetzt richten. Die Grünliberalen (GLP) sympathisieren ernsthaft mit der Idee, ein Volksbegehren zu lancieren, das ein institutionelles Abkommen (InstA) mit der Europäischen Union verlangt. Das entbehrt nicht der Ironie. Beim letzten Mal, als die Partei ein solches Abenteuer ansteuerte, kam es zu einem Desaster. Die Stimmbürger versenkten vor sechs Jahren den GLP-Vorstoss «Energie- statt Mehrwertsteuer» an der Urne mit 92 Prozent.

Was ein solches Anliegen beinhalten würde, ist unklar. Die verzweifelte Rettungsaktion bildet den Schlusspunkt einer der dramatischsten Wendungen der Schweizer Politikgeschichte. Die Befürworter des InstA stehen mit dem Rücken zur Wand. Im Zentrum des Bebens in Bundesbern steht eine Frau, die wie niemand sonst in den eidgenössischen Räten für den Rahmenvertrag steht: Tiana Moser.

Cleverer Schachzug

Die Fraktionspräsidentin der GLP verkörpert geradezu die Absicht, Schritt für Schritt beim EU-Block anzudocken. Die pragmatische, urbane, modisch-feminine und etwas streng auftretende Politik- und Umweltwissenschaftlerin mit der stylishen flachen Uhr am Handgelenk repräsentiert die Kräfte im Bundeshaus, die eine Anbindung der Eidgenossenschaft an die EU als eine alternativlose Frage der Vernunft, Logik und Rationalität darstellen.

Dieses klare, EU-freundliche Profil stärkt die Glaubwürdigkeit von Tiana Moser. Sie befürwortete den geplanten Deal mit dem Staatenbund ohne Wenn und Aber von Anfang an. Wie ihre Partei ist die Zürcher Nationalrätin überzeugt, dass ein Rahmenabkommen die Schweiz vorwärtsbringen und den Wohlstand sichern würde.

Die Überzeugungstäterin unterscheidet sich damit von vielen Linken. Bei ihrer Forderung nach mehr Integration schwingt immer ihre traditionelle Ablehnung der Institution Schweiz mit. Vereinfacht ausgedrückt: Alles, was aus dem Ausland kommt, muss besser sein als das, was hierzulande politisch pro-



Rahmen über alles: Nationalrätin Moser.

duziert wird. Deshalb Richtung EU, vorwärts marsch!

Das Rahmenabkommen liess diese Fronten zerbröseln. Ein eindeutiges Profil bei dieser wichtigsten aller politischen Fragen – dem Verhältnis der Schweiz zur Europäischen Union – haben nur die Grünliberalen und die SVP. Bei allen anderen gibt es Befürworter und Gegner, die sich dann in der Öffentlichkeit befehlen.

Der Ruf der Zürcher Nationalrätin nach einem Volks- oder Parlamentsentscheid macht deshalb Sinn und ist clever. Dann müssten die Parteien Farbe bekennen und sich endlich auf ein Ja oder ein Nein beim InstA festlegen.

Die Position von Tiana Moser ist legitim und konsequent. Bei keinem Thema scheint es ihr ernster zu sein, scheint bei ihr mehr auf dem Spiel zu stehen als bei der aussenpolitischen Öffnung der Schweiz. Es erstaunt deshalb nicht, dass die Präsidentin der Aussenpolitischen Kom-

mission im Moment, in dem die Felle davonschwimmen, einigermaßen verzweifelt agiert. Dass sie das Abkommen jedoch noch retten kann, scheint mehr als fraglich.

Wenigstens aus parteipolitischen Sicht kann sich die 41-Jährige, die seit 2007 im Nationalrat sitzt, zurücklehnen. Die GLP wird von der Aus-

Für die Anhänger des InstA wird der Anreiz noch grösser, sich hinter die GLP zu scharen.

einandersetzung um das Rahmenabkommen profitieren – unabhängig davon, ob der Vertrag bereits im Bundesrat scheitert oder ob es trotzdem noch zu einer wundersamen Wende im letzten Augenblick kommt.

Wegen ihres Einsatzes wird für die zahlreichen Anhänger des InstA der Anreiz in Zu-

kunft noch grösser, sich hinter die GLP zu scharen. Gut möglich, dass sich frustrierte Wähler von der SP und der FDP abwenden und künftig noch zahlreicher das Kreuz bei den Grünliberalen machen werden. SP und Grüne und Teile der FDP forderten jahrelang bedingungslos eine Annäherung an die EU. Und nun kappt man einfach die Bande?

Wird die GLP das Sammelbecken für demoralisierte Anhänger des InstA? Tiana Moser: «Eine Beerdigung des Rahmenabkommens durch den Bundesrat würde verständlicherweise bei vielen Wählerinnen und Wählern eine grosse Frustration auslösen.» Diese würden sich richtigerweise fragen, wie bei einer Absage die Zusammenarbeit mit den EU-Ländern weitergehe – wirtschaftlich, aber auch kulturell. «Das Rumpeln in der Gesellschaft wäre gross.» Die Schweiz sei auf ein geordnetes Verhältnis zur EU angewiesen.

Anspruch auf Bundesratssitz

Für die Missionarin einer EU-Andockung käme ein Scheitern persönlich einem Bruch in ihrer politischen Karriere gleich. Beim letzten vergleichbaren Ereignis – der Abstimmung über den Beitritt zum EWR 1992 – war sie erst vierzehn Jahre alt. «Ich repräsentiere eine Generation, die überzeugt ist und der es selbstverständlich erscheint, dass wir auf gute Beziehungen mit unseren Nachbarn zählen können.»

Ausser beim Thema EU eilte Tiana Moser in jüngster Zeit von Erfolg zu Erfolg. Unterstützt von wohlwollenden Medien, schwingt ihre Partei im Zeitgeist perfekt obenauf: mehr Klimaschutz, mehr EU-Europa, etwas Zurückhaltung in finanzpolitischen Fragen. Seit den Wahlen 2019 verbuchte die Gruppierung in zehn von zwölf Abstimmungen einen Sieg – keine andere Partei war erfolgreicher.

Das Stolpern mit Ansage beim Rahmenabkommen tut dem Selbstvertrauen der Partei auf jeden Fall keinen Abbruch. Sie gab bekannt, einen Bundesratssitz zu beanspruchen.

Wer weiss: Vielleicht helfen ja genau eine Ablehnung des InstA und der damit verbundene Wählerzuwachs, dass aus diesem Wunsch schon bald Realität wird. Ein Mandat der GLP in der Landesregierung scheint auf jeden Fall wahrscheinlicher als die Rettung des EU-Deals.



Weltwoche Nr. 13.21
Cartoon: Kai Felmy

Abstimmungsfaule Landeier

Städter gehen an die Urne, Landbewohner bleiben zu Hause. Können die Gegner des CO₂-Gesetzes diesen Trend brechen?

Zum Waffenrepertoire der Linken gehört ihre Mobilisierungskraft. Das zeigt sich am Beispiel der Mutter aller rot-grün beherrschten Städte – Bern. Bei der Kampfjet-Abstimmung im vergangenen September lag die Stimmbeteiligung in der Bundesstadt bei 66 Prozent, bei der Konzernverantwortungsinitiative im November bei 60 Prozent und beim Verhüllungsverbots-Anliegen im März bei 59 Prozent.

Mit diesen Werten übertrumpfte die Bundesstadt ländliche Gebiete bei weitem. Im Verwaltungskreis Emmental liessen sich beim Rüstungsgeschäft nur 57 Prozent, beim Begehren für mehr Sorgfaltspflichten für Unternehmen gerade mal 44 Prozent und bei der Burka-Initiative magere 46 Prozent der Wahlberechtigten an die Urne locken.

Das massierte Votieren der Anhänger von SP und Grünen in der Aarestadt zahlt sich aus. Bei der Konzernverantwortungsinitiative sagte der einstmals stramm bürgerliche Kanton Bern wie von links gefordert ja, das Verhüllungsverbot hingegen versenkten die Bürger wie von den Linken verlangt – nur bei den Fliegern resultierte in der Endabrechnung ein knapper Fehlschlag.

Am 13. Juni folgt die nächste Ausmarchung, bei der die Mobilisierung über Sieg oder Niederlage entscheiden dürfte: der Entscheid über das neue CO₂-Gesetz.

Die Gründe sind unklar

Personen, Familien mit kleinen und mittleren Einkommen betrifft die Vorlage direkt. Wer für seinen Arbeitsweg ein Auto benötigt, in einer Wohnung mit einer Ölheizung lebt und vielleicht gerne mal mit einer Passagiermaschine in die Ferien düst: Er oder sie muss bei einer Annahme der Vorlage tiefer in das Portemonnaie greifen.

Die Gegner des Dekrets rechnen für eine vierköpfige Familie mit Mehrkosten von tausend Franken pro Jahr. Wer dagegen in der Stadt lebt, kein Auto besitzt und in einer neuen Wohnung lebt, kann sich freuen. Ihn schröpft der Staat zusätzlich nicht direkt.

Die Ausgangslage ist damit klar. Leute, die auf dem Land leben, zahlen die Zeche. Wegen

der steigenden Ausgaben für Benzin und Heizöl werden sie der Vorlage natürlicherweise kritischer gegenüberstehen als die Bewohner der Städte.

Aber legen sie im Frühsommer den Zettel mit ihrem Verdikt in die Urne? Oder werden sie wieder überstimmt vom soziokulturellen Milieu der Städte? Auf Solidarität können die ärmeren Schichten nicht zählen, selbst wenn das CO₂-Gesetz unsozial ist. Unabhängig vom Verdienst müssen alle zwölf Rappen mehr für den Treibstoff bezahlen – unabhängig vom Lohn steigen

Klimaziele und der richtige Lifestyle sind den Linken heute wichtiger als soziale Gerechtigkeit.

die Flugticketpreise um 120 Franken an. Den heutigen Linken sind Klimaziele und der richtige Lifestyle wichtiger als soziale Ungerechtigkeiten. Sie werden die Vorlage wieder zahlreich unterstützen, um den Umbau der Schweiz nach ihrem Gusto voranzutreiben.

Die Gründe, weshalb sich urbane Schichten im Moment leichter mobilisieren lassen, sind unklar. SVP-Vertreter machen für das Manko die mangelnde Umsetzung der Volksentscheide aus ihrer Ecke verantwortlich. Die Masseneinwanderungs- und die Ausschaffungsinitiative lassen grüssen. Viele rechte Wähler glaubten nicht mehr daran, dass es zähle, wie sie abstimmen, heisst es.

Den Gegnern des CO₂-Gesetzes nützt dieser Frust nichts. Das Referendumskomitee hofft, dass die Betroffenen diesmal zahlreicher abstimmen werden. Dafür wollen sie die Auswirkungen einer Annahme der neuen Bestimmungen in den nächsten Monaten öffentlich machen. «Sicher ist, dass das CO₂-Gesetz massive und vor allem unnötige Kosten verursachen wird», sagt der Solothurner SVP-Nationalrat Christian Imark. Der Pro-Kopf-Ausstoss der Schweiz sinke bereits heute um rund 2,5 Prozent pro Jahr, Tendenz zunehmend. Er gibt sich zuversichtlich: «Das alles dürfte Grund genug sein, um eine hohe Mobilisierung zu erreichen.» Marcel Odermatt

Lehren aus der Pandemie

Seit März 2020 steht die Welt kopf. Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur sagen, was ihre wichtigsten Erkenntnisse aus dem Corona-Jahr sind.

Petra Gössi, Nationalrätin und Parteipräsidentin der FDP



«Gouverner, c'est prévoir» heisst eine oft zitierte Maxime, wenn es um gutes Regieren geht. Angesichts der Corona-Krise müsste es heissen: «Gouverner, c'est réagir», weil wir gerade schmerzlich feststellen, was es heisst, auf eine Krise nicht vorbereitet zu sein. Seit dem ersten Lockdown haben wir viel zu wenig gelernt. Die Politik verliert mit ihrem Zögern und dem Fehlen der digitalen Kompetenz das Vertrauen der Menschen. In der Krise braucht es Handlungsfähigkeit und Entschlossenheit. Wir müssen beweisen, dass wir nicht nur den Wohlstand verwalten, sondern auch eine Krise bewältigen können.»

Charles Lewinsky, Schriftsteller



«Wir haben gelernt, dass Politiker auch in einer Notlage die Interessen ihrer Klientel über die der Gemeinschaft stellen. Wir haben gelernt, dass die Schweiz das, worauf sie am stolzesten ist, schlechter kann als andere: organisieren. Wir haben gelernt, dass man einen Schirm anschaffen sollte, bevor es regnet. Ich befürchte, wir haben gar nichts gelernt.»

Marco Chiesa, Ständerat und Parteipräsident der SVP



«Für mich hat die Pandemie mehrere Gesichter: Ich habe sie als Sohn erlebt, als Familienvater, als Leiter eines Alters- und Pflegeheims, als Ständerat und jetzt als Präsident einer nationalen Partei. Während ich für meine Familie und meine Kinder da war, war es schwieriger, den fast vollständigen Abbruch der sozia-

len Kontakte zu ertragen. Isolation und Freiheitsverlust können genauso schmerzen und krank machen wie das Virus.»

Hildegard E. Keller, Schriftstellerin und Germanistin



«Das Pandemie-Jahr stand im Zeichen meines Romans «Was wir scheinen». Notgedrungen ging ich in meinen vier Wänden den Weg nach innen, tief und tiefer, mit Hannah Arendt, Mani Matter, Georges Simenon, Bernhard Russi, Liz Taylor und allem, was die siebziger Jahre in der Schweiz zu bieten hatten. Wir waren subversiv, meine Figuren und ich, feierten Feste, stritten, lachten einander ins Gesicht. Meine Figuren schenkten mir Lebensgeschichten, Einfühlung, Mut und Unabhängigkeit: Selberdenken macht fett. Der Roman ist nun in der Welt, die arabischen Übersetzungsrechte sind verkauft, und ich will endlich raus aus dieser Wüste. Zu den Menschen, die lesen.»

Sucharit Bhakdi, emeritierter Professor für Mikrobiologie und Epidemiologie



«Ich kam zum Schluss, dass die Corona-Pandemie geplant war, mit der Absicht, ein Massenimpfprogramm in der Weltbevölkerung umzusetzen, ein hochgefährliches Experiment an Menschen. Hauptziel ist es, konventionelle Impfstoffe durch neuartige, genbasierte Wirkstoffe zu ersetzen. Die Zulassung geschah zuerst in den USA unter dem Deckmantel einer «Notimpfung». Man sagte, die Bevölkerung müsse geschützt werden, weil das Virus sonst Abermillionen Leben dahintraffen werde. Tatsache ist: Die Wahrscheinlichkeit, an einer Sars-CoV-2-Infektion zu sterben, liegt bei unter Siebzigjährigen deutlich unter 0,1 Prozent – genbasierte Impfstoffe sind um Dimensionen

gefährlicher. Davor zu warnen, betrachte ich heute als meine wichtigste Aufgabe.»

Toni Vescoli, Musiker



«Meine Lehre lautet: Abwarten und Tee trinken! Meinen letzten Auftritt hatte ich im Dezember 2019. Wann wird es einen nächsten geben? Wir «werden sehen – ja, das ist es, was ich gelernt habe: «Qui vivra verra!» Ich rechne zwar damit, dass ich im Mai wieder auf der Bühne stehen darf. Gleichzeitig bin ich skeptisch und frage mich, ob das möglich ist oder ob sich Miss Corona eine Dauerwelle zulegt. Man sollte ihr eine Glatze schneiden!»

Magdalena Martullo-Blocher, Unternehmerin und SVP-Nationalrätin



«Unsere Politiker sind nicht gewohnt, in Krisen zu führen, und haben zu wenig Mut zum Entscheiden. Man orientiert sich viel zu stark an unseren hilflosen Nachbarländern, und die Privatwirtschaft wird nicht miteinbezogen. Es ist erstaunlich, wie schnell unsere demokratische Struktur mit Kantonen, Parlament und Volk ausgeschaltet wurde und wie viele eine Alleinherrschaft des Bundesrates, obwohl sie sie nicht gut finden, zulassen!»

Vladimir Petkovic, Trainer der Schweizer Fussballnationalmannschaft



«Ich habe Demut gelernt. Als Fussballer stehen wir oft im Mittelpunkt. In einer Pandemie sind die Stärken anderer gefragt. Es geht ums Wesentliche, um die Gesundheit. Das Pflegepersonal hat Grossartiges geleistet. Ich habe

auch gelernt, dass man flexibel sein muss. Mach das Beste daraus, egal, was kommt. Bleibe positiv. Ich lernte neue Kommunikationsformen schätzen: Mit dem Staff machten wir einen Sommer- und einen Weihnachtsapéro, mit den Spielern Videotreffen – immer digital und fröhlich. Die wichtigste Lehre ist aber, dass wir als Gesellschaft nur funktionieren, wenn wir solidarisch und diszipliniert sind. Wer sich an die Regeln hält, schützt sich und die anderen. Egoismus ist Gift. Und schliesslich hat sich bestätigt, dass ich mit meiner Frau alt werden will und kann. Auch wenn wir eines Tages so alt sind, dass wir es kaum mehr aus dem Haus schaffen.»

Daniel Stricker, Inhaber Stricker.TV



«Wir wissen jetzt, dass Menschen- und Bürgerrechte nur Folklore sind, wie Zuckerguss auf dem Kuhfladen. Unsere nächste schmerzhafteste Lektion: Dass es der Schweiz gutgeht, ist kein Naturgesetz. Wilhelm

Tell würde sich für uns schämen, durch unsere Adern fliesst kein Blut, sondern Himbeersirup. Leonhard Euler würde ob unserer Unfähigkeit, Statistiken zu lesen, verzweifeln. Pestalozzi würde das Elend, das wir über unsere Kinder bringen, bedrücken. Die Massenmedien geben einem das Gefühl, keine eigenen Gedanken haben zu dürfen. Es ist Zeit, sie zu ignorieren. Mutiges Denken und Handeln führt uns zurück in die Freiheit.»

Anja Zeidler, Influencerin



«Die Entschleunigung genoss ich eine Zeitlang. Ich lernte, mich wieder anders zu beschäftigen, wurde kreativer in der Küche und habe mit meiner Familie neue Wanderungen entdeckt. Ich wurde süchtig nach Gesellschaftsspielen. «Eile mit Weile» und «Stadt, Land, Fluss» funktionierten bestens während der Fünf-Personen-Regel.»

Esther Vilar, Schriftstellerin und Ärztin



«Ich habe vor vielen Jahren für ein Buch über alte Menschen recherchiert; fast alle der Befragten fühlten sich von den Jüngeren ignoriert, gekränkt oder schlecht behandelt. In dieser harten Krise, in der man hätte annehmen

können, dass jeder zunächst an sich selbst denkt, schien es umgekehrt zu sein. Anstatt zu sagen: Lassen wir doch diese alten Leutchen in Ruhe

sterben, sie hatten ihr Leben, sorgte man sich um sie, als hätte man das Alter eben erst entdeckt. Und natürlich durften wir über Achtzigjährigen bei der Impfung die Ersten sein! Nun laufe ich tatsächlich, noch immer gesund – und frisch geimpft, zweimal! –, mit einem dicken roten Filzstift durch den nahen Park. Dort haben ein paar Querdenker «Impfung=Mord» auf eine Bank gepinselt. «Nichtimpfung=Selbstmord», werde ich die Herrschaften so rasch wie möglich korrigieren. Nicht viel, ich weiss, aber die Querdenkerin vom Dienst bin ich immer noch. Alter spielt dabei keine Rolle.»

Thomas Süssli, Chef der Schweizer Armee



«Ich habe gelernt, dass die Mobilmachung funktioniert. Unsere Milizarmee konnte zeigen, dass sie die Sicherheitsreserve der Schweiz ist, ohne sich aufzudrängen. Wo es sie braucht, ist sie da. Und wenn es sie nicht mehr

braucht, zieht sie wieder ab. 2020 hat bestätigt, dass sich bereits heute viele Arbeiten digital erledigen lassen. Das reicht aber nicht: Wir müssen die Armee, die Miliz und die Militärverwaltung weiter digitalisieren, um nah an der Bürgerin und am Bürger zu bleiben. Und schliesslich hat mir 2020 gezeigt, dass es viele stille Heldinnen und Helden gibt in der Schweiz: das Pflegepersonal zum Beispiel oder all jene, die für Nachbarn eingekauft haben.»

Claude Cueni, Schriftsteller



«Eine Regierung, die Milliarden Steuergelder ins Ausland verschenkt, ist trotz Heerscharen von Beamten und Beratern nicht fähig (oder willens), auf dem Impfstoffbasar erfolgreich mitzubieten.»

Balthasar Glättli, Nationalrat und Parteipräsident der Grünen Schweiz



«Krisen sind extrem schwierig zu bewältigen, wenn man sich erst mitten im Chaos daran machen muss, zu reagieren. Es fehlt die Zeit für Debatten. Umso wichtiger ist, dass wir Lösungen zur Bewältigung der Klima- und

der Biodiversitätskrise rasch und engagiert anpacken. Stellen wir die Weichen für den Schutz der biologischen Vielfalt. Und für den Ausstieg aus Öl, Gas und Kohle: weil das in der Schweiz auch neue Arbeitsplätze schafft und mehr Wert-

schöpfung generiert. Die beiden «Generationenherausforderungen» verschwinden nicht, wenn wir die Augen zumachen. Aber sie sind lösbar, wenn wir sie jetzt anpacken.»

Christoph Franz, Verwaltungsratspräsident Roche



«Beeindruckend ist, wie für ein bisher unbekanntes Virus in Rekordzeit diagnostische Tests und Impfstoffe entwickelt wurden. Ein Grund dafür ist die fantastische Zusammenarbeit auf allen Ebenen: So

hat sich Roche beispielsweise mit dem Biotech-Unternehmen Regeneron zusammengetan, um dessen Antikörpertherapie gemeinsam zu produzieren. Die Krise hat auch schonungslos offengelegt, wie wertvoll es wäre, wenn Daten aus der klinischen Praxis zur Verfügung stünden. Dann würden wir viel besser und schneller erkennen, wie Patienten auf die verschiedenen Therapien ansprechen – nicht nur die Behandlung hätte rascher angepasst werden können, auch Forschung und Entwicklung wären wesentlich weiter. Ich bin überzeugt, wir könnten so noch viel mehr Menschenleben retten.»

Cora Stephan, Schriftstellerin



«Ich habe gelernt, wie wichtig die Nächsten sind, wie unwichtig diejenigen, die in Talkshows sitzen, wie nötig hingegen alle, die fürs Praktische zuständig sind. *Small is beautiful*: Die EU ist abgeschmiert, nicht nur beim Impfstoff.

Grossbritannien hat gezeigt, wie erfolgreich man ohne eine supranationale Bindung sein kann. Auch unterhalb der nationalen Ebene gibt es Bewegung: In Deutschland hält sich das Saarland nicht mehr an die Wünsche der Kanzlerin. Und Städte mit vernünftigen Bürgermeistern wie Boris Palmer in Tübingen und Claus Ruhe Madsen in Rostock zeigen, wie man einer Krise ohne das Kujonieren der gesamten Bevölkerung begegnet. Das wird man sich merken.»

Christian Dorer, Blick-Chefredaktor



«Der *Blick* lässt sich auch im Home-Office machen. Aber wenn er in der Redaktion entsteht, ist er besser. Die meisten Abendveranstaltungen, die jetzt abgesagt sind, vermisse ich kein bisschen. Eine Stunde mehr

Schlaf tut gut. Tagsüber ist meine Arbeit oft effizienter, weil ich während langweiliger

Zoom-Sitzungen Mails bearbeiten kann. Interviews per Videokonferenz dagegen werden nie richtig gut. Social Distancing stärkt die einen Freundschaften, andere schwächt es. In der Pandemie hilft es, ein schönes Zuhause zu haben. Man begreift aber auch: Die Schweiz ist ein wunderbares Ferienland. Weitere Erkenntnisse: *Blick* braucht mehr positive Geschichten. Und: Nichts im Leben ist selbstverständlich.»



Franz Hohler, Schriftsteller

«Den Ernstfall erkennt man daran, dass wir nicht auf ihn vorbereitet sind.»

Joël Mesot, Präsident der ETH Zürich



«In einem beispiellosen Effort hat es die Forschungsgemeinde geschafft, das Sars-CoV-2-Virus zu entschlüsseln und gleich mehrere Impfstoffe in Rekordzeit zu entwickeln. Eine gewaltige Leistung von Wissenschaft und Industrie, möchte man meinen. Mit der Swiss-Covid-App haben ETH Zürich und EPFL, auch dank internationaler Netzwerke, innert Monaten ein Hilfsmittel für das Contact-Tracing entwickelt. Angesichts der weitverbreiteten Skepsis gegenüber Impfungen und neuen Technologien mache ich mir etwas Sorgen über einen Graben, der sich zwischen Teilen der Gesellschaft und der Wissenschaft auftut. Wir müssen dieses Problem angehen. Es wird uns wohl länger beschäftigen, als wir brauchten, um ein Vakzin gegen das Virus zu entwickeln.»

Wolfgang Kubicki, Vizepräsident des Bundestags und stellvertretender Bundesvorsitzender der FDP



«Unsere Demokratie und der Rechtsstaat sind keine Selbstverständlichkeiten. Ich hätte mir nie vorstellen können, wie tief Behörden in unsere Grundrechte eingreifen würden – und wie sehr diese Tatsache von relevanten Teilen der deutschen Öffentlichkeit beklatscht wird. Der Gedanke, Gesundheitsschutz stehe über allen sonstigen Gütern unserer Verfassung, führt offensichtlich in eine autoritär anmutende Richtung. Zwar haben die Gerichte vielfach gezeigt, dass der Rechtsstaat immer

noch funktioniert. Aber die Bereitwilligkeit zur Aufgabe von Grundrechten hat mich überrascht. Der Kampf für demokratische und Freiheitsrechte hört nie auf.»

Franz Steinegger, alt Nationalrat und ehemaliger FDP-Parteipräsident



«Die Botschaft in einem Interview vom 26. März 2020 in dieser Zeitung von Sohn Benjamin und mir lautete: «Testing und Tracking». Überdies sollte, wenn man schon die Bewohner eines Landes mehr oder weniger einsperrt, der Datenschutz nicht übertrieben werden. Heute ist das Impfen dazugekommen. Sonst hat sich nichts wesentlich verändert. Bei der Bewältigung von komplexen Situationen muss man vereinfachen und sich radikal konzentrieren. Zu wünschen ist, dass die Schweizerinnen und Schweizer weiterhin mit einer gewissen Gelassenheit mit dem Virus umgehen, das lässt sich nicht weg demonstrieren.»

Claudia Olk, Professorin für Anglistik und Komparatistik und Präsidentin der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft



«Wie alle musste ich lernen, zu warten, zu verzichten, Verluste zu ertragen. Auch dass ungeahnte Dimensionen von Egoismus und Irrationalität existieren. Wir lernten, vieles digital durchzuführen, dass es letztlich aber keinen Ersatz für die Präsenz gibt. Mehr denn je lernt man das wertzuschätzen, was man hat: Freundschaften, eine Bibliothek, einen kleinen Garten. In München habe ich den Englischen Garten sehr gut kennengelernt und erfahren, dass der Schlachtensee in Berlin auch nach der zoo. Umrundung nicht langweilig wird.»

Carolina Müller-Möhl, Unternehmerin und Politologin



«Ich meine, dass die Schweizer Politik in dieser Art von Krise zu wenig unternehmerisch und zu wenig entschieden handelt. Mutige Entscheide und eine hohe Fehler-toleranz wären jetzt gefragt. Unser föderalistisches System ist suboptimal für die Bewältigung einer Pandemie, zumal wenn zusätzlich Verantwortlichkeiten verwässert werden. Trotz allem verneige ich mich vor den vielen engagierten Einsatzkräften in der Care-Arbeit. Chapeau auch vor den vielen Eltern, insbesondere

den Alleinerziehenden, die unter äusserst erschwerten Bedingungen Beruf und Familie unter einen Hut bringen müssen.»

Christian Stucki, Schwingerkönig



«Der familiäre Zusammenhalt gab mir viel, um nicht zu verzweifeln. Vielleicht wurde ich demütiger, eigentlich geht es uns gut. Wir haben ein Haus mit Umschwung. Würde ich in einer Dreizimmerwohnung leben, ohne Balkon, sähe die Welt vielleicht anders aus. Noch ist die Menschheit aber nicht untergegangen. Machen wir das Beste daraus.»

Wolfgang Beltracchi, Künstler



«Im vergangenen Jahr ist meine Zuneigung und Hochachtung für die Schweizer Bevölkerung gewachsen. Die solidarische Stärke hat sich bewährt, auch aus Sicht des Zugewanderten. Besonders die Bereitschaft und Ausdauer der Jüngeren, auf ihre Freiheit zu verzichten, beeindruckt mich sehr. Mögen wir uns durch unsere eigene erlebte Jugend bewusst machen, was es in dieser Lebensphase bedeutet, sich nicht ausleben zu können. Für dieses Opfer bedanke ich mich und ziehe meinen Hut.»

Denise Biellmann, Eiskunstläuferin



«Am schwierigsten fand ich die Unsicherheiten: Welche Events werden stattfinden können? Welche nicht? Ein Wechselbad der Gefühle, vom Pandemiegeschehen abhängig. Sehr unangenehm, denn ich bestimme gerne selber über mich. Ich habe mit der Zeit gelernt, dass sich alles normal anfühlt, auch wenn es nicht «normal» ist. Und vieles brauche ich nicht, sondern ich bin auch glücklich, wenn ich weniger machen kann.»

Reinhold Messner, Extrembergsteiger, Abenteurer und Buchautor



«Das Leben ist auch in der Reduktion lebenswert. Verzicht ist mir mehr noch als vorher zu einem positiven Wert geworden. Leider hat die Solidarität gefehlt, und Hass, Wut, Verschwörungen im Netz

haben uns eine Ahnung von einem Morgen erlaubt, das unsere Kommunikation bestimmen wird, wenn die klassischen Medien versagen.»

Marie Dréa, Künstlerin und Autorin



«Ich lernte, wie wichtig Bücher sind, die mich fesseln und tragen. Musik, die den Raum mit Klängen füllt, die die Gedanken reisen lassen. Wie mich das Zeichnen die Ungewissheit vergessen lässt. Wie Zeichnungen

die Distanz zu Freunden zu überwinden vermögen. Wie nahe sich Digitalisierung und Diktatur kommen können. Wie weit die Wahrheit verbogen wird und Fake News sich ausbreiten. Wie Kakophonie klingt. Wie König Geld selbst in Notzeiten regiert. Und: wie wichtig Humor, Initiative, Solidarität, Ideen und Berührungen sind.»

Patrik Müller, CH Media- und Schweiz am Wochenende-Chefredaktor



«Die Menschheit ist unglaublich anpassungsfähig und zu viel mehr fähig, als die meisten wohl angenommen haben. Wer hätte gedacht, dass man Zeitungen von einem Tag auf den anderen von zu

Hause aus machen kann? Wer, dass sich Impfstoffe in so kurzer Zeit entwickeln lassen? Ich sehe bei vielen, dass diese Krise in ihnen gewaltige Kräfte freigesetzt hat. Positive Energien, von denen sie nicht wussten, dass sie in ihnen schlummern. Ich war schon immer ein Optimist, Corona hat meinen Optimismus noch verstärkt. Wenn wir als Individuen, in der Familie, im Job und im Leben überhaupt diese Prüfung bestehen: Wo sollen wir dann sonst scheitern?»

Thomas Zurbuchen, Nasa-Wissenschaftsdirektor



«Am Morgen des 18. Februar 2021 schoss der Perseverance Rover der Nasa mit einer Geschwindigkeit, die zehnmal höher war als die einer Gewehrkegel, auf den Mars zu. Innerhalb von sieben Minuten musste der milliardenteure Rover abbremsen und sanft auf dem Mars landen. Dass dies trotz Covid gelang, hatte mit einem Phänomen zu tun, das bei der Nasa und auch weltweit beobachtet werden konnte: Covid machte gute

Teams besser und schlechte schlechter. Die erschwerten Bedingungen zeigten mir wie eine Lupe, wo die Stärken und Schwächen unserer Teams liegen. Vertrauen wir uns? Wie treffen wir Entscheidungen? Ich hoffe sehr, dass wir die Lehren daraus ziehen, unsere Teams stetig verbessern und wie Perseverance zum Erfolg bringen.»

Milosz Matuschek, Jurist und Publizist



«Meine Erkenntnis brachte Voltaire auf den Punkt: <Wer andere Menschen dazu bringen kann, Absurditäten zu glauben, kann sie dazu bringen, Gräueltaten zu begehen.>»

Patricia Danzi, Direktorin der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza)



«Die Fähigkeit, schnell und unbürokratisch auf eine Herausforderung dieses Ausmasses zu reagieren, und die hohe Solidarität in Bevölkerung und Politik haben mich sehr beeindruckt. Wir haben Neues

gewagt. Die Zusammenarbeit zwischen Staaten, dem Privatsektor und Stiftungen in Bereichen wie Diagnostik und Impfungentwicklung haben die Innovationskraft unter Beweis gestellt. Mit Anpassungsfähigkeit, Flexibilität

und der Bereitschaft, Herausforderungen anzunehmen, hat die Schweiz bewiesen, dass sie dank ihrer humanitären Tradition und einer breitgefächerten Expertise eine zentrale Rolle spielen kann, wenn es darum geht, nachhaltige Lösungen für globale Probleme mitzugestalten.»

Reiner Eichenberger, Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Freiburg



«Die Schweizer Corona-Politik war besser als die der EU: weichere Massnahmen und weniger Schäden an Gesundheit und Wirtschaft. Doch dieser Vergleich veranschaulicht das Malaise der Schweiz. Das Anspruchsniveau EU ist viel zu tief. Auf diese Weise muss die Regierung ihre Politikfehler nicht eingestehen und kann sie als alternativlos darstellen. Doch Demokratie und Erfolg leben von realistischen Politik-Alternativen. Die Umverteilungsmaschine Parlament liefert diese nicht. Deshalb brauchen wir zweierlei: ein vernünftiges Benchmarking an erfolgreichen Staaten und Regionen und eine vom gesamten Schweizer Volk gewählte Gegenvorschlagskommission mit einem klaren Mandat: Entwicklung von Alternativen zur bundesrätlichen Politik.»

Umfrage: Roman Zeller

«Wer neugierig bleibt, kann Neues schaffen.»

Stefan Mächler
Group CIO
zum selbstbestimmten Leben.

Weg mit der Präambel!

Der freie Mensch braucht den Schwulst der Geleitworte nicht. Es genügt die Formel: «Die Schweizer Bürger und die Kantone geben sich folgende Verfassung.» Eine Replik.

Urs Paul Engeler

Mit seiner Forderung, Gott aus der Präambel der Bundesverfassung zu eliminieren, hat SP-Nationalrat Fabian Molina in das Nest der Wespen gestochen, die nun heillos konfus herumschwirren und -surren, als wären sie ihres Lebenssinns beraubt worden. Wenn sie wieder in der Wabe ruhen, lässt sich über die nicht neue Idee reden.

Tatsächlich ist es einigermaßen anmassend, beinahe eine Gotteslästerung, einen Text «im Namen Gottes» abzufassen, ohne das Einverständnis des allmächtigen Herrn eingeholt zu haben und ohne einen Pakt mit dem überirdischen Mandanten vorweisen zu können. Wer weiss schon, ob der angerufene Herr tatsächlich mit allen 195 Artikeln der Bundesverfassung und den Details der Übergangsbestimmungen einverstanden ist.

Dass er in der Mehrheitsmeinung der Stimmentenden automatisch seinen Willen offenbart und durchsetzt, werden sofort all jene bezweifeln, die in die Minderheit versetzt werden, zum Beispiel die Eliten der Landes-

Wer weiss schon, ob der angerufene Herr tatsächlich mit allen 195 Artikeln einverstanden ist.

kirchen, die im Namen des christlichen Gottes die Konzernverantwortungsinitiative erfolglos ins Grundgesetz predigen wollten. Und die muslimischen Schweizer Bürger können wohl noch heute nicht verstehen, dass ihr Allah dem Verbot, Minarette zu bauen, zugenickt haben soll. Oder ist der nicht gemeint? Auch Jahwe nicht, der sich sicher noch heute grämt, dass 1893 das Schächtverbot in die Verfassung geschrieben wurde?

Eigenständig denkende Bürger

Jedes Nachdenken über die Gottheiten und deren Rolle in der politischen Realität endet augenblicklich im Absurden. Da niemand die «höhere Macht» definieren kann, dient sie als Allzweckargument, zum Beispiel für Kriege, für Zwangsbekehrungen, für Kirchensteuern

oder da für die Segnung und dort für die Achtung von Homo-Ehen. Doch diese Willkür ist nicht das Hauptproblem der Anrufung Gottes im Grundlagentext des (direkt)demokratischen Staates.

Kontrast zur Selbstdefinition

Die Rechtfertigung von Menschenmacht und von politischen Aktivitäten durch Gott ist nämlich ganz und gar kein freiheitliches, selbstbestimmtes Bürgerprinzip, wie die *Weltwoche* nachweisen will. Die Maxime steht vielmehr in der Tradition des Gottesgnadentums, mit dem absolutistisch regierende Kaiser, Könige und Fürsten ihre Vorrechte als Aufträge des Himmelsherrn begründeten. Die Insignien (Kronen, Reichsapfel mit Kreuz, Urkunden und dergleichen) wurden ihnen von Päpsten, Äbten und Bischöfen verliehen. Die Vollmachten und Anordnungen der Regierenden waren damit jeder Diskussion enthoben. Dass auch die renitenten Eidgenossen im Spätmittelalter ihre Bündnisse gegen das Heilige Römische Reich mit einer Gottesformel einleiteten, diente, zeitgeistig politisch logisch, einfach der spiegelbildlichen Konstruktion einer Gegen-Legitimation.

Der Bezug auf Gott steht jedoch im scharfen Kontrast zur Selbstdefinition der Schweiz als Willensnation eigenständig denkender und

rational handelnder Bürger. Indem er vorspiegelt, dass eine «höhere Macht [...] den Wert des Irdischen relativiert» (Botschaft des Bundesrats) und weise irgendwo die wichtigen Fäden in die richtige Richtung zieht, widerspricht er jeder Idee echter Demokratie. Die Grundlagen und Regeln des demokratischen Staates ergeben sich allein aus den Mehrheitsentscheiden der vernünftigen Bürger, die ihre Interessen artikulieren und der Abstimmung

Kein Gottesgebot, kein Weltgeist, kein Naturrecht regiert die Schweiz.

unterstellen. Kein Gottesgebot, kein Weltgeist, kein Naturrecht regiert die Schweiz. Die Menschen organisieren sich selbst. Ihre Beweggründe, ob religiöser, finanzieller oder anderer Art, sind Privatsache, über die sie keinerlei Rechenschaft ablegen müssen.

Die Bevormundung bleibt

So viel Autonomie will SP-Mann Molina dem Bürger indes nicht zugestehen. Durch die Hintertür schiebt er für den Gott, der entsorgt werden soll, eine andere von oben lenkende Macht in die Vorrede zur Verfassung, eine, die den links-grünen Hirnen entsprungen ist: die «Umwelt». Die Rolle des entsorgten tradierten Gottes soll, gendergerecht, eine Öko-Bio-Göttin ausfüllen, in deren Sinne Grundrechte und Gesetze gestaltet werden müssen und der die Schweizer laut Molina «in Verantwortung» zu huldigen haben.

Die Gottheit wechselt, die Bevormundung bleibt. Und diese geht über das G-Wort hinaus. Die gesamte heutige Präambel mit ihrem moralisch-theologisch-naturrechtlichen Werteschwulst kann ohne Erstickungs- und Depressionsgefahr kaum gelesen werden. Solche Belehrungen braucht der aufgeklärte freie Bürger nicht. Zur Einleitung genügt der Satz: «Die Schweizer Bürger und die Kantone geben sich folgende Verfassung.» Das ist der klare Ausdruck von Souveränität.



«Rezept für eine globale Katastrophe»

Der belgische Virologe Geert Vanden Bossche fordert den Stopp der weltweiten Impfkampagne. Er befürchtet, dass wir ein resistentes Killervirus heranzüchten. Im Gespräch erklärt er sich.

Wolfgang Koydl

Natürlich hat man ihn sofort als Verschwörer abgetan. Als Impfgegner, als Spinner, als Aluhut. Auch medizinische Fragen sind inzwischen politisiert und polarisieren – als ob man fragen wollte: Bist du für oder gegen Krebs? Nur bei Corona scheint die Frage nicht mehr so absurd zu tönen: Der Mainstream marschiert hinter der Politik her, Lemming-gleich und notfalls über die Klippe.

Geert Vanden Bossche will diesen Marsch stoppen, von dem er glaubt, dass es buchstäblich ein Todesmarsch ist. Der belgische Virologe ist der vorerst Letzte in einer Reihe von Medizinern und Wissenschaftlern, die in pandemisch-hysterischen Zeiten einen kühlen Kopf und vor allem eigenständiges Denken bewahrt haben. Und die deswegen totgeschwiegen, diffamiert oder denunziert werden.

Vanden Bossches Forderung hat es in sich: In einem offenen Brief an die Weltgesundheitsorganisation (WHO) fordert er die sofortige Einstellung der weltweiten Impfkampagne gegen Covid-19. Sie und andere Massnahmen wie etwa Lockdowns seien ein «Rezept für eine globale Gesundheitskatastrophe». Das Risiko: Damit könne eine tödlichere, ansteckendere und resistente Corona-Variante herangezüchtet werden. Vanden Bossche nennt sie ein «wildes Monster».

Eindrücklicher Lebenslauf

Als wäre diese Prognose nicht endzeitlich genug, setzt der Wissenschaftler noch einen drauf: Die durch die gängigen Anti-Covid-Vakzine hervorgerufenen Antikörper würden dauerhaft die natürlichen Antikörper des Körpers zurückdrängen und schwächen. Langfristig würde so das angeborene Immunsystem des Menschen zerstört. Die Folge: «Sie verlieren jeden Schutz gegen jede andere Virus-Variante oder Coronavirus-Variante – das bedeutet also, dass Sie keine einzige Immunreaktion mehr haben. Ihre Immunität ist gleich null.»

Als einen verqueren Impfskeptiker kann man den Belgier nicht abtun. Er arbeitete für mehrere Pharma-Unternehmen, darunter die Schweizer Novartis, bevor er zunächst zur Bill-und-Melinda-Gates-Stiftung und anschliessend zur Global



«Wildes Monster»:
Forscher Vanden Bossche.

Alliance for Vaccines and Immunisation (Gavi) ging. Dort machte er sich einen Namen mit Forschungen zu einem Ebola-Vakzin. Heute ist er als unabhängiger Berater tätig.

Aufgrund dieser Erfahrungen hat er auch keine Bedenken gegen die derzeit verimpften Vakzine. Sie seien von «brillanten und kompetenten Wissenschaftlern» entwickelt worden und grundsätzlich eine scharfe Waffe. Doch im Krieg gegen das Covid-19-Virus seien sie die

«Wir ziehen in einen Krieg und kennen unseren Feind nicht. Und wissen nicht, wie unsere Waffe funktioniert.»

falsche Waffe. «Wir ziehen in einen Krieg und wir kennen unseren Feind nicht», meint Vanden Bossche. «Und wir wissen nicht, wie unsere Waffe funktioniert.»

Bei einer Virusinfektion tasten sich der Erreger und das Immunsystem zunächst ab wie zwei Krieger, die Stärken und Schwächen des Gegners abzuschätzen suchen. Je besser die Immunabwehr den Eindringling erkennt, desto schneller kann sie reagieren, indem sie Killerzellen produziert und in den Kampf schickt. In der Anfangsphase erkennt das Virus daher die Bedrohung durch das Immunsystem nicht und sieht keine Notwendigkeit, zu mutieren.

Mit den Covid-Vakzinen werde jedoch eine massive Immunantwort ausgelöst, die sofort Gegenmassnahmen des Erregers hervorrufe. Die Folge: Er duckt sich weg und verändert sich. Vanden Bossche nennt diesen Vorgang *selective viral escape*: Das Virus sucht und findet einen Notausgang. Ein verheerender Nebeneffekt: Es sind geimpfte Personen, die das veränderte Virus in sich tragen und verbreiten. Mit dieser These befördert Vanden Bossche zugleich alle Pläne für grüne «Freiheitspässe» in den Müll: Denn die Impfung macht den Geretteten zur gefährlichen Virenschleuder, die isoliert gehört.

Unterstützung von Kritikern

Weitreichender sieht der Virologe die langfristigen Folgen der Impfung. Die hervorgerufenen Antikörper würden dauerhaft natürliche Antikörper verdrängen. Das wäre vielleicht nicht weiter tragisch, wenn es nicht einen grossen Unterschied zwischen den beiden gäbe: Künstlich hervorgerufene Antikörper sind Spezialisten, die nur ein bestimmtes Virus erkennen können. Die körpereigene Abwehr hingegen ist Generalist und Detektiv zugleich: Sie vermag auch Erreger aufzuspüren, die ihr zunächst unbekannt sind oder sich maskieren.

Vielleicht am beunruhigendsten ist der Umstand, dass selbst Kritiker Vanden Bossche teilweise recht geben. So warnt auch der US-Mediziner Hooman Noorchashm vor einer «wahllosen Impfung» von Personen, die infiziert sind oder es waren. Und Deutschlands führender Virologe, Alexander Kekulé, gibt zu, dass Viren infektiöser werden, wenn sie auf immune oder teilimmune Menschen treffen.

Vanden Bossche bleibt nicht wissenschaftlich kühl, wenn er über die Gefahr spricht. «Wir werden einen hohen Preis zahlen», betont er. «Ich werde emotional, weil ich an meine Kinder denke. Es ist einfach unmöglich, was wir hier tun.» Und er fügt hinzu: «Wenn ich nachweislich falsch liege, werde ich es zugeben. Es geht nicht um mich. Es geht um die Menschheit.»

Militanter als der Vater

Trans-Aktivist*innen laufen in der Westschweiz Sturm gegen eine Humoristin und die Zeitung *Le Temps*. Mittendrin: der Sohn von Jean Ziegler.

Peter Rothenbühler

Dominique Ziegler, fünfzig, Sohn von alt Nationalrat und Soziologe Jean Ziegler, 86, ist fast noch militanter und vehementer als der Papa. Hat sich «Jeannot» noch dem Kampf gegen Armut und Unterdrückung, für die Ausgebeuteten und die Hungrigen dieser Welt gewidmet, so wirft sich heute Sohn Dominique, Schriftsteller, Dramaturg und Regisseur, als Kämpfer für alle «Beleidigten» und «persönlich Verletzten» in die Schlacht, wortgewaltig und mit dem finsternen Blick des Inquisitors: Der neue Ziegler militiert heftig für die LGBTQIA+-Bewegungen, die identitären Antirassisten, die Antikolonialisten, die *islamo-gauchistes* und alle anderen neuen radikalen Gruppierungen, die recht aggressiv auftreten und keinen Widerspruch tolerieren.

Diese Woche hatte Ziegler junior seinen grossen Moment in einer «Infrarouge»-Diskussion (welsche «Arena») zum Thema Humorfreiheit, wo er in der Runde der Einzige war, der sein Gesicht nie zu einem Lächeln verzog. Er beschwor mit rollenden Augen und finsternem Gesicht das «Aufwachen» und die «Revolte der Minderheiten», als stünde endlich die Revolution vor der Tür, von der sein Vater zu Hause immer erzählt hatte.

Phobien und Ismen aller Art

Dominique Ziegler dozierte wortreich, dass Themen wie Rassismus, Sexismus, Transphobie und Homophobie nie Gegenstand von Humor sein dürften. Im Namen dieses Prinzips stellte er die bekannte welsche Schauspieler*in und Humoristin Claude-Inga Barbey vor den Kameras in den Senkel, die mit einer Parodie den Zorn der LGBTQIA+-Bewegungen auf sich gezogen hat.

Barbey produziert seit vielen Jahren lustige Sketches, jeden Montag zu einem aktuellen Thema für die Zeitung *Le Temps* online. Dabei spielt sie jeweils zwei Rollen, die einer leicht neurotischen Psychiater*in namens Jacqueline und die einer Klient*in. Im letzten Sketch liess sie eine Person zur Konsultation kommen, die sich endlich wohlfühlte: Sie brauche keine Behandlung mehr, sie habe jetzt «transitioniert», sei ein «Das» geworden, weder Frau noch Mann,



Blick des Inquisitors: Ziegler junior.

eine «Genderqueer»; zwar hätten «die Bruder» und «der Schwester» noch nicht begriffen, wie es um «es» stehe, und so weiter. Barbey nahm im Sketch auch die «inklusive Sprache» mit Sternchen und Strichen und Klammern aufs Korn, humorvoll, parodistisch und intelligent.

Diese Parodie auf eine glückliche Transsexuelle hat das Collectif Radical d'Action Queer (CRAQ) gar nicht witzig gefunden. Zusammen mit anderen Kollektiven verfasste es einen Brief an die Zeitung *Le Temps*, in dem es «grossen Zorn» ausdrückte. Das Video sei «von extremer Gewalt» und beleidigend für alle «transgender und nichtbinären Personen». Es zeuge von einer schlimmen «Transphobie» und «enbyphobie», es entmenschliche Transsexuelle. Nicht zum ersten Mal habe sich Claude-Inga Barbey «rassistisch» und «xenophob» ausgedrückt. Das CRAQ verlangte eine Gegendarstellung und ein Gespräch mit der Redaktion.

Das Communiqué hat, wie nicht anders zu erwarten, im Netz einen regelrechten Shitstorm und persönliche Drohungen gegen die Humoristin ausgelöst. Ausgerechnet gegen sie, die im

Welschland als offene, eher linke, sehr humanistisch geprägte, tolerante Persönlichkeit und Künstler*in geschätzt wird. Aber eben: Der Trick der neuen Militanten ist erstens, nicht die Absicht des Absenders zu würdigen, sondern nur das persönliche Empfinden des sich verletzt Fühlenden. Gegen Gefühle lässt sich bekanntlich nicht argumentieren. Und zweitens: Sie verstehen bewusst die Botschaften und deren Absender falsch, was ihnen erlaubt, umso heftiger anzugreifen, zu denunzieren, zu stigmatisieren.

Markt in Frankreich

Das Gespräch mit *Le Temps* fand statt, die Chefredaktor*in Madeleine von Holzen hat in einem längeren Editorial auf Seite eins die Humoristin in Schutz genommen und eine grundsätzliche Erklärung abgegeben, dass sich *Le Temps* immer für Presse-, Meinungs- und Humorfreiheit einsetzen werde. Das welsche Fernsehen hat zur Diskussionssendung geladen, die im Ausspruch von Dominique Ziegler gipfelte, dass eigentlich nur Transsexuelle das Recht hätten, eine Transsexuelle zu parodieren. Nach amerikanischem Vorbild.

Die bedauernswerte Barbey war in der «Infrarouge»-Live-Sendung dauernd den Tränen nahe, beteuerte vergeblich, sie habe nie die Transmenschen beleidigen wollen. Keine Chance. Inzwischen erhielt sie viele positive Rückmeldungen aus dem Publikum. Im Vergleich zu Ziegler war der junge und bestimmt auftretende Anwalt des CRAQ geradezu mitfühlend freundlich mit Barbey. Ins gleiche Kapitel wie die Geisselung der Humoristin gehört, was sich zurzeit an den Unis Frankreichs abspielt: Die Studentenvereinigung Unef hat eine Veranstaltung organisiert, bei der alle Weissen ausgeschlossen sind, weil sie die Ursache allen Übels seien. Innenminister Gérald Darmanin hat es gewagt, solche Mätzchen «rassistisch» und «fascistisch» zu nennen. Jetzt steht er unter Beschuss der «Beleidigten».

Vielleicht wird Dominique Ziegler bald, wie sein Vater, vor allem in Frankreich ein begeistertes Publikum finden für sein trendiges politisches Engagement.

HERODOT



Mikronesien hat soeben seine Schweiz-Strategie veröffentlicht. Diese kritisiert, dass Frauen noch immer weniger verdienen als Männer, LGBTQ-Menschen schlechter gestellt seien als in 23 anderen europäischen Staaten, ein Viertel der Bevölkerung Steuern zahle, aber nicht wählen könne, und die 6 Prozent Muslime ihre Gotteshäuser nicht mit Türmen zieren dürften. Zudem horte in der Schweiz 1 Promille der Weltbevölkerung rund 30 Prozent der privaten Vermögen dieser Welt in seinen Banken, und das Land sichere sich damit als einer der grössten Auslandsinvestoren unangemessenen Einfluss und Einkünfte aus aller Welt. Weil die Schweiz ein technologisch fortgeschrittenes Land mit starker Industrie und Währung sei, wolle Mikronesien die Beziehungen trotzdem weiter pflegen, zusammen mit einem kritischen Dialog. Die schweizerischen Reaktionen schwankten zwischen Empörung und Belustigung über den Winzling vom andern Ende der Welt, der sich anmasse, über unser Land zu Gericht zu sitzen.

Mikronesien hat 114 000 Einwohner, 75-mal weniger als die Schweiz. Die Fiktion seiner Schweiz-Strategie mag helfen, unsere öffentliche Beurteilung eines Landes wie China mit 170-facher Bevölkerung und 5000 Jahren Geschichte im richtigen Licht zu sehen. Auch als Kleinstaat sollte man besorgt sein über Chinas Machtstreben und seine totalitäre Innenpolitik. Aber ist es sinnvoll, dies öffentlich kundzutun?

Für Kleinstaaten mit grossen Nachbarn gilt seit je die Devise, dass sie mächtige und weit entfernte Freunde brauchen. Die liberale Schweiz genoss nach 1848 den Schutz

Grossbritanniens gegenüber Druckversuchen ihrer damals reaktionären Nachbarstaaten. Heute versuchen diese, uns via EU die automatische Übernahme ihres künftigen Rechts und ihrer Gerichtsbarkeit aufzunötigen. Australien und Hongkong gewähren sie ohne weiteres die Börsenäquivalenz, der Türkei und Israel die Teilnahme an ihrem Forschungsprogramm. Uns verweigern sie beides mit dem unverhohlenen Ziel, uns einen Protektoratsvertrag aufzuzwingen und uns mittelfristig gleichzuschalten. Wer von seinen Nachbarn so behandelt wird, wäre heute wie im 19. Jahrhundert gut beraten, sich mit entfernten Mächten gut zu stellen.

Angemessene Zurückhaltung dient aber nicht nur dem Selbstschutz. Wenn man als Kleiner mit den grossen Wölfen heult, bewirkt man gar nichts. Aber man vergibt sich die Möglichkeit, als Brückenbauer den Angeprangerten – durchaus im Sinne der Wolfsmeute – zu beeinflussen. Bis zum Ende des Kalten Krieges sah der Bundesrat auf Rat weiser Diplomaten weitgehend davon ab, Vorgänge in aller Welt zu kommentieren und andere Staaten zu benoten. Dafür erbrachte die Schweiz gut hundert Jahre lang in unzähligen Konflikten Gute Dienste; über das damals noch weitgehend schweizerische Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) war sie der wichtigste humanitäre Akteur in der Welt. Kein kleines Land leistete in dieser Zeit so viel für Frieden und Zusammenarbeit in der Welt und zugunsten der Opfer von Krieg und Unterdrückung.

Als die Achtundsechziger nach dem Mauerfall in der schweizerischen Diplomatie die Führung übernahmen, änderte sich dies. «Neutralität» und «Sonderfall» wurden im Departement

des Äusseren (EDA) zu Schimpfwörtern, zum IKRK ging man auf Distanz. Man wollte sein wie alle andern, überall mitmachen und dazugehören. Wer bezweifelte, dass wir uns und der Welt damit einen Gefallen taten, wurde ausgegrenzt. Bundesrat Flavio Cotti verachtete die alte Diplomategarde und ihren Rat. Er wollte die Neutralität begraben und der EU beitreten – und scheiterte mit beidem. Aber Cottis Oberlehrer-Geist ging auch nach dem Ende seiner unseligen Amtszeit nicht zurück in die Flasche. Journalisten, NGOs und Parlamentarier fordern seither vom Bundesrat zu allem und jedem Stellungnahmen. Die veröffentlichte Meinung treibt die Aussenpolitik vor sich her. Entsprechend explodierte die Zahl der Mitarbeitenden in der Medienabteilung. Diese mutierte vom Mauerblümchen zum zentralen Dienst unserer Aussenpolitik.

Heute sind in der Berner EDA-Zentrale die Diplomaten eine Minderheit; seit bald zehn Jahren auch im engeren Umfeld der Departementschefs. Disproportional gewachsen ist dagegen die Zahl der Mitarbeitenden aus dem linken NGO-Umfeld. Für sie ist die Vertretung schweizerischer Eigeninteressen ein Sakrileg und die Anprangerung von Missständen in aller Welt wichtiger als stille Diplomatie. Wenn man mit solcher Politik wenigstens die Menschenrechtssituation in der Welt massgeblich verbesserte, könnte man als Altruist das Zurückstellen der Eigeninteressen ja noch hinnehmen. Leider ist das Gegenteil der Fall.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Entzauberung meiner Schweiz

Seit meiner Kindheit und in meiner Zeit als Botschafter war ich stolz auf unser Land. Dann kam die Corona-Krise.

Thomas Borer

Anfangs war erfreulich, wie die Bevölkerung solidarisch mitzog, als der Bundesrat einen ersten Shutdown verhängt hatte. Angesichts der vielen Unbekannten und Unvorhersehbarkeiten musste sich die Landesregierung auf den schlimmstmöglichen Fall vorbereiten. Die wirtschaftlichen Rettungspakete wurden schnell und unbürokratisch geschnürt. Das Gesundheitspersonal hat die Folgen der Pandemie in einem grossen Kraftakt bewältigt und unser Gesundheitssystem vor dem Kollaps bewahrt.

Doch kurz nach Krisenbeginn und bis heute anhaltend folgten Ernüchterungen und Enttäuschungen. Der Bundesrat hat das Virus anfangs gleichzeitig über- und unterschätzt. Die nach und nach gewonnenen Erkenntnisse wurden aber kaum in die Strategie einbezogen und sind folglich auch in den Massnahmen kaum erkennbar. Ein Shutdown und Rettungspakete waren im März 2020 das richtige Mittel. Aber wenn wir bei der dritten und vierten Welle noch immer keine bessere Lösung haben, muss man von Versagen im Krisenmanagement sprechen.

Eine Krise erfordert zentrale Führung, zentrale Organisation und Vorgaben mit einheitlichen Prozessen und Regelungen. Da muss der Föderalismus zurücktreten. Der Bundesrat nützt aber den im Normalfall berechtigten Hang zur Subsidiarität geschickt aus: Überall, wo man auch noch versagen könnte, gibt man die Leitung an die Kantone ab und multipliziert das Chaos mal 26. Föderalismus als Ausrede und aus Angst, selber zu versagen.

Ungenutzte Ressourcen

Die Schweiz rühmt sich in Sachen Innovation, zur Weltspitze zu gehören. Wir haben Spitzenforschung und Spitzenunternehmen.



Eigentlich tappen wir seit Beginn der Krise im Dunkeln:
Ex-Botschafter Borer.

Aber unsere Regierung bringt es während Monaten nicht fertig, eine funktionierende und allseits akzeptierte Covid-App einzusetzen. Wir rühmen uns der Digitalisierung, doch das Gesundheitssystem kommuniziert per Telefax.

Wir haben Tausende von Menschen, die in hochtechnologisierten Call-Centern jahrein, jahraus Grossunternehmen wie Swisscom oder die Banken betreuen. Aber viele unserer Kantonsregierungen meinen, sie müssten das Contact-Tracing neu erfinden und mit freigestellten Kantonspolizisten und Arbeitslosen, ausgerüstet mit Bleistift und Gummi, bewältigen.

Wir sind ein Land der Statistiken und Meinungsumfragen. Aber die Zahlenreihen des Bundesamts für Gesundheit und ihre Unlogik lassen sogar mathematisch wenig begabten Zeitgenossen wie mir die Haare zu Berge stehen. Je nach Bedarf interpretiert der Bundesrat die – falschen – Zahlenreihen in die eine oder andere Richtung. Eigentlich tappen wir seit Beginn der Krise weitgehend im Dunkeln. Die Regierung unterlässt es, das Volk regelmässig repräsentativ testen zu lassen – – ähnlich wie man repräsentative Volksbefragungen durchführt.

Der Bundesrat betont die vielen Ungewissheiten und Unvorhersehbarkeiten. Doch damit ist jeder Kleinunternehmer konfrontiert. Management ist Führung unter Unsicherheit. Andererseits fühlt sich der Bundesrat so allwissend, dass er meint, er könne mit detaillierten Vorschriften unser aller Leben rational lenken. Es fehlt der Mut zu einfachen, generell-abstrakten Regeln. Statt unter Einhaltung der Hygiene- und Abstandsvorschriften die Geschäfte zu öffnen, wird versucht, den Einzelfall zu regeln.

Wir rühmen uns der freien Marktwirtschaft. Aber die sozialen, gesellschaftlichen, gesundheitlichen

und wirtschaftlichen Folgen der permanenten Schliessungen werden von der Regierung völlig ungenügend gewichtet. Vielmehr greift der Bundesrat hoheitlich und willkürlich in den Wirtschaftskreislauf ein, ohne die langfristigen Folgen zu bedenken. Grossverteiler und Onlinehändler werden zu Lasten des Kleingewerbes gefördert; durch die Verordnung des Home-Office wird die Auslagerung ins Ausland attraktiver. Ganze Wirtschaftszweige werden hoheitlich abgewürgt, dafür wird der Staatskapitalismus schleichend eingeführt. Wenn man gewisse Politiker reden hört, fragt man sich, wofür man arbeitet und

Steuern zahlt, wenn der Staat sowieso nach Belieben Schulden machen oder Geld drucken kann. Krisenbewältigung darf nicht einseitig zu Lasten der folgenden Generationen geschehen.

Wir sind stolz auf unsere direkte Demokratie. Normalerweise wird dem Stimmbürger zugestanden, über hochkomplexe Vorlagen zu Energie-, Umwelt- oder Steuerfragen abzustimmen. Nur bei Covid-19 gibt die Regierung Experten und Professoren den Vorrang, die mit (pseudo)medizinischem und mathematisch-naturwissenschaftlichem Sachwissen die demokratischen Spielregeln unterlaufen dürfen. Der Stimmbürger wird als «leichtfertig», schon fast als «unmündig» qualifiziert.

Wir wollen souverän und unabhängig sein, aber der Bundesrat verweist zur Begründung der Einschränkungen immer auf die Nachbarländer. Wenn Deutschland oder Frankreich unsinnige Politik machen – müssen wir uns dann zwangsweise anpassen und ähnlich unvernünftige Massnahmen ergreifen? Wieso orientieren wir uns nicht an Florida, das ohne grosse Einschränkungen ungefähr die gleichen Krankheits- und Todeszahlen hat wie das klimatisch

Krisenstab des Bundesrates? Die besten Krisenmanager des Landes? Nein, Staatsangestellte, die bürokratisch formell zuständig sind – völlig unabhängig davon, ob sie «Krise können». Ganz offensichtlich können es die Verantwortlichen im Bundesamt für Gesundheit nicht. Sie haben schon bei der Prävention versagt.

2 — Weder einzelne Bundesräte noch die Gesamregierung müssen tatsächliche politische Konsequenzen fürchten. Das Parlament ist weitgehend zahnlos. Die Parteien unterstützen jeweils «ihren» Bundesrat bedingungslos. Eine Abwahl droht nicht. Das Volk hat bezüglich der Wahl des Bundesrates nichts zu sagen. Allfällige kritische Medien werden durch andere Medien und Hunderte von PR-Beratern auf Steuerkosten im Griff gehalten. Staatsangestellte müssen trotz offensichtlichem Missmanagement den Stuhl nicht räumen. All diese Personen sind letztlich weder von der Krise noch von ihren (Fehl-)Entscheiden betroffen. Nicht mal ihr Lohn oder ihre Pension sind gefährdet.

3 — In der Krise zeigt sich, wie schmerzlich sich die seit Jahren voranschreitende Entfremdung von Wirtschaft und Politik auswirkt. Beide Seiten sind dafür verantwortlich. Die Manager fou-

verteidigungsübungen regelmässig geübt. Man war eingespielt. Heute ist die Armee ein schwacher Fremdkörper. Die Politik weiss nicht einmal genau, was die Armee kann und was nicht. Wie soll sie von heute auf morgen in China Masken effizient beschaffen oder die so heikle Impflogistik organisieren?

5 — Eine grosse Stärke der Schweiz war immer der Vorrang der Selbstverantwortung vor dem allmächtigen, unser Leben bestimmenden Staat. Aber in den letzten Jahren haben wir uns an das schleichende Gift des fürsorgenden, umsorgenden Staats gewöhnt. Er sagt uns meist mittels teurer Kampagnen, was wir essen sollen, wie wir unsere Kinder aufziehen sollen, wie wir mit der Umwelt umzugehen haben, welche sexuellen Praktiken gut sind und so weiter. Viele von uns wundern sich nicht mehr, wenn der Bundesrat schulmeisterlich rät: Wascht die Hände, bleibt zu Hause, reist nicht. Selbstverantwortung und gesunder Menschenverstand bleiben auf der Strecke.

6 — In den Genen des Schweizlers steckt immer ein unbedingter Freiheitswille, eine Widerborstigkeit gegen staatliche Anordnungen. Diese wurden nicht nur hinterfragt, sondern –



ähnlich gelegene Kalifornien, das seit einem Jahr im strikten Lockdown verharrt? Was mich besonders nervt: Gerade in der Krise könnte die Schweiz international eine Vorbildrolle einnehmen und Ansehen gewinnen. Aber wir passen uns dem Mainstream an.

Das wohl Beschämendste ist, dass wir das Land mit der grössten Dichte von weltweit führenden Pharmaunternehmen sind. Gleichzeitig befinden wir uns bezüglich Durchimpfung der Bevölkerung auf dem Niveau eines armen Entwicklungslandes. Die Zulassung von Massentests dauert Monate länger als in der EU oder in den USA: Wie kann das sein? Ist das schlicht Unfähigkeit?

Die Gründe des Versagens

1 — Die Schwierigkeit des Bundesrates, mit Krisen umzugehen, ist notorisch und systemimmanent. Keine Feuerwehr der Welt rennt mit sieben gleichberechtigten Kommandanten zum Brand und diskutiert öffentlich während Stunden und Monaten, was zu machen wäre. Das tut nur der Schweizer Bundesrat. Auch in der Krise erfolgen Entscheide nach langem Hin und Her im Mehrheitsvotum. Und wer gehört in den

tieren sich um Bern; sie sind globalisiert und delegieren an Lobbyisten. Viele Politiker befürworten das Primat der Politik; die Wirtschaft soll sich fügen. In allen Parteien, gerade auch in den bürgerlichen, dominieren Etatisten und Berufspolitiker. Die Corona-Krise veranschaulicht, dass Bundesräte, Regierungsräte und

Wir haben uns an das schleichende Gift des fürsorgenden, umsorgenden Staats gewöhnt.

Staatsangestellte – mit wenigen löblichen Ausnahmen – keine Ahnung davon haben, was die Wirtschaft, die Technologie, die Unternehmen leisten oder welchen Grad der Einschränkungen sie verkraften können.

4 — Wir haben die Armee seit Jahrzehnten verkommen lassen. Bis vor zwanzig Jahren war sie die leistungsfähige Basis fürs Krisenmanagement. An ihrer Spitze standen auch Milizoffiziere mit hohen Funktionen in der Wirtschaft und oft in der Politik. Sie verstanden beide Seiten. Die Armee war gut ausgerüstet und gut trainiert. Krisen wurden in Gesamt-

wenn unsinnig – schlichtweg missachtet. Man zeigte den Oberen mit der Heugabel, wer das Sagen hat. In dieser Krise ist es für mich beängstigend, zu erkennen, wie leicht wir uns unter der Führung des Bundesrates und mit Unterstützung eines Grossteils der Politiker und der Medien einschüchtern und gefügig machen lassen. Wer anderer Ansicht ist, wird als Verschwörer ausgegrenzt, wer Massnahmen des Bundesrates kritisiert, ist gleich ein Corona-Leugner. Enttäuscht bin ich vor allem von unserer Jugend. Sie wird sozial und wirtschaftlich am meisten durch die Corona-Massnahmen belastet. Aber sie zeigt kaum Widerstand. Eine Petition ist das höchste der Gefühle. Dabei weiss jeder Politiker: Petitionen sind formlos und wirkungslos.

In der Corona-Krise ist für mich der Mythos Schweiz entzaubert worden. Wir sind mittlerweile ein Land wie jedes andere – nicht schlechter, aber ganz gewiss auch nicht besser.

Thomas Borer ist Unternehmensberater und ehemaliger Diplomat.

Gender-Alarm an der Uni St. Gallen

Zeitgeist-Professoren wollten die Studentenschaft in «Studierendenschaft» umbenennen. Mit ihrem Scheitern können sie sich nicht abfinden. Der neue Kulturkampf erreicht die Schweiz.

Florian Schwab

Das historische Kürzel «HSG» der Universität St. Gallen steht für «Hochschule St. Gallen». In der Stadt hat sich die hochtrabende Bezeichnung «Universität» nie richtig durchgesetzt. Die St. Gallerinnen und St. Galler sagen eigentlich nur «d'Hochschul». Und das Schulhafte hat die HSG auch im Lehrplan nie richtig abgeschüttelt. Voraussetzung für das Weiterkommen nach dem ersten Jahr sind ausreichende Leistungen in einem stark an den Schulbetrieb erinnernden Fächerkanon, mit einer genügenden Buchhaltungsprüfung als Grundvoraussetzung. Das zieht sich weiter bis in die höheren Semester. Gelernt wird in erster Linie das Handwerk, um in Konzernbürokratien zu bestehen.

Kurz: Die HSG ist nicht unbedingt ein Ort, an dem man ideologische Auseinandersetzungen erwarten würde, geschweige denn einen Kulturkrieg, wie er an angelsächsischen Universitäten an der Tagesordnung ist. Ein solcher trägt sich aber derzeit in St. Gallen zu.

Seit über fünf Jahren streitet sich die Studentenschaft, der politische Arm der Studentinnen und Studenten innerhalb der Uni, darüber, ob sie sich in «Studierendenschaft» umbenennen soll – ein Schritt, der an allen anderen Schweizer Universitäten vollzogen wurde. Eine Gruppierung im St. Galler Studentenparlament hat dies vor zwei Jahren gefordert, scheiterte aber. Der damalige Präsident der Studentenschaft, Florian Wussmann, bezifferte die Kosten einer Umbenennung mit 180 000 Franken, was offenbar den Ausschlag für die Ablehnung im Parlament der Studenten gab.

Das rief einen Studenten auf den Plan, der für das *Prisma* schreibt, das offizielle Magazin der Studentenschaft. In einem Beitrag wollte er den Entscheid kritisieren, doch das *Prisma* lehnte die Publikation ab. Nachdem der junge Mann das *St. Galler Tagblatt* mobilisiert hatte, wurde er aus der Redaktion ausgeschlossen – ein Entscheid, den die Rekurskommission später rückgängig machte. Der Mann sammelte Unterschriften für eine Urabstimmung. Deren Ergebnis lag Mitte März vor: Bei einer Wahl-

beteiligung von 11 Prozent lehnten 53 Prozent die Umbenennung ab.

Grund genug für die beiden Professoren Miriam Meckel (Herausgeberin der deutschen *Wirtschaftswoche*) und Matthias Beschorner, Professor für Wirtschaftsethik, ihrerseits für das *St. Galler Tagblatt* in die Tasten zu greifen: Unter dem Titel «Maximilian mag's männlich: Warum die HSG über einen grundlegenden Kulturwandel nachdenken muss» kritisierten sie die Urabstimmung: «Wir glauben, die Stu-

Meckel und Beschorner geht es nicht nur um Pragmatismus, sondern auch um Ideologie.

dierenden haben sich selbst und der Universität St. Gallen mit diesem Entscheid einen Bären dienst erwiesen.»

Lap dance im Vorlesungssaal

Damit legen sie den Finger auf einen wunden Punkt. Aufgrund ihres konstant tiefen und stagnierenden Frauenanteils von etwa 35 Prozent steht die HSG international unter Beobachtung. Bei Akkreditierungen und in Hochschul-Rankings werden ihr die Gender-Defizite regelmässig angekreidet. Und in vie-

len Firmen, welche auf dem Arbeitsmarkt die HSG-Absolventen in Empfang nehmen sollen, hat sich die Gender-Ideologie bereits festgesetzt. Da hilft es nicht, wenn der HSG ein Ruf als Macho-Zentrale vorausseilt. Und dass es in der von jungen Männern dominierten Universität St. Gallen teilweise sexistische Episoden gibt, liegt in der Natur der Sache. 2015 mobilisierte eine Studentenverbindung in der Startwoche für Erstsemester eine Stripperin, die sich in einem Vorlesungssaal auszog und auf dem Schoss eines Verbindungsmitglieds einen *lap dance* vollführte.

Zur Image-Pflege gäbe es also durchaus pragmatische Gründe für eine Umbenennung. Doch Meckel und Beschorner geht es nicht nur um Pragmatismus, sondern auch um Ideologie. Beschorner kennzeichnet sich auf LinkedIn im Code der Gender-Bewegung als maskulin: «he/him». Im *St. Galler Tagblatt* kommen die beiden ins Predigen: «An der HSG können Studierende unter anderem lernen, dass Sprache Realität schafft, dass diese einfache Einsicht nicht nur ein Thema in den <Gender Studies> ist, sondern einen Kern unseres sozialen (auch wirtschaftlichen) Miteinanders ausmacht.»

Mit der Parteinahme der zwei Professoren ist der Kulturkrieg auf einer höheren Stufe lanciert. Es geht nicht mehr nur um den Namen der Studentenschaft, sondern um mehr: «Wesentlich aber ist, dass der Entscheid der Studierenden eine maskuline Realität reproduziert, die als reaktionär beschrieben werden kann.» Zwei ihrer eigenen Professoren werfen der HSG öffentlich vor, ein Hort des reaktionären Denkens zu sein. Das Thema wird die Universität St. Gallen so schnell nicht loslassen. Es ist wahrscheinlich, dass sie sich unter dem Druck von Arbeitsmarkt und Akkreditierungsstellen bald brav am Zeitgeist orientiert.

Andere Bildungsinstitutionen haben sich schon eingereiht. An der Zürcher Hochschule der Künste sind gender-neutrale Toiletten gang und gäbe. Solche kündigte auch die Kantonschule Enge letzte Woche an. Die Gender-Bewegung an Schulen und Universitäten ist in der Schweiz angekommen.



„Der Verkäufer sagte, dieses neue Modell ist der absolute Renner...“

Halbstark am Bosphorus

Im Ausland lässt er die Muskeln spielen – von Libyen bis zum Kaukasus. Daheim ist der türkische Präsident angeschlagen. Das Ende der Ära Erdogan ist nahe.

Wolfgang Koydl

Was wäre Recep Tayyip Erdogan ohne seinen Lieblingsfeind, die Europäische Union? Gerade erst haben ihm die Europäer wieder Geschenke überreicht: neue Milliarden für die Fortsetzung des Migrantendeals sowie eine Modernisierung der Zollunion. Die Türkei verdiene diese Zugeständnisse, befand Josep Borrell, der Aussenbeauftragte der Union. Übrigens derselbe Mann, der noch im Dezember Sanktionen gegen Ankara gefordert hatte.

Kehrtwenden sind keine Neuigkeit im Verhältnis der EU zur Türkei. Das gilt allerdings für beide Seiten. Denn das jüngste Tauwetter wurde vom türkischen Präsidenten ausgelöst. Nachdem er seine Partner in Europa und der Nato monatelang provoziert hatte, schlug er plötzlich andere Töne an: Ankara wolle mehr Freunde gewinnen, alle Feindseligkeiten beilegen und die Region zu einer «Insel des Friedens» machen, erklärte er. Ausserdem sei das Land natürlich ein «untrennbarer Bestandteil Europas».

Kräfte überschätzt

Erstaunliche Worte von einem Mann, dessen Truppen in Libyen, Syrien, dem Irak und dem Kaukasus aktiv im Einsatz sind. Ein Mann, der Öl- und Gasförderrechte vor der Küste Zyperns beansprucht. Ein Mann, der auch schon mal ein paar tausend muslimische Migranten über die griechische Grenze trieb, um Druck auf die EU zu machen. Ein Mann, der die USA und die Nato brüskierte, als er ein modernes Raketenabwehrsystem in Russland kaufte und russischen Kampfjets Überflugrechte auf dem Weg nach Syrien einräumte.

Die Wende vollzog Erdogan indes nicht freiwillig. Denn derweil seine aggressive Aussenpolitik die Türkei in den Rang einer respektierten, wenn nicht gar gefürchteten Regionalmacht befördert hat, schwindet daheim die Zustimmung zu ihm und zu seiner Regierung rapide. Wären jetzt Präsidentschaftswahlen, könnten er und seine Gerechtigkeitspartei (AKP) nach Ansicht unabhängiger Meinungsforscher auf höchstens 30 Prozent der Stimmen hoffen. Was

sich bei den Kommunalwahlen vor zwei Jahren abgezeichnet hat, würde sich landesweit wiederholen: ein Sieg der Opposition.

Die Ursache liegt bei Erdogan selbst. Er verhielt sich in den letzten Jahren wie ein Halbstarker, der seine Kräfte überschätzt: ein Teenager, der sich auf der Strasse prügelt, zu Hause aber nichts zu sagen hat. Denn zu einer kräftigen Aussenpolitik gehört immer auch eine



Unfreiwillige Wende: Staatsführer Erdogan.

kräftige Wirtschaft – und daran mangelt es. Inflation und Arbeitslosigkeit wachsen. Für einfache Türken, einst Erdogans treueste Wähler, wird das Leben täglich teurer. Inzwischen wetteifern sie mit den rund vier Millionen syrischen Flüchtlingen im Land um früher unbeliebte, schmutzige und gefährliche Jobs. Zum ersten Mal seit Ende des Ersten Weltkriegs gibt es wieder Hunger im Land.

Die Corona-Pandemie hat eine schwierige Lage verschlimmert. Tausende kleiner Läden und Firmen – meist Familienbetriebe – mussten bereits schliessen oder stehen kurz vor dem Konkurs. Erdogans wiederholter Aufruf, die Türken sollten Gold und Devisen unter den Matratzen hervorholen und auf die Bank bringen,

wurde weitgehend ignoriert. Im Gegenteil: Er schürte die Zweifel an der Wirtschaftspolitik der Regierung. Von diesen Zweifeln wurden mittlerweile auch ausländische Investoren angesteckt, die sich mit neuen Engagements in der Türkei zurückhalten, sofern sie das Land nicht gleich verlassen.

Religiöse Zinspolitik

Auslöser dieser Kapitalflucht ist eine zunehmend erratische Finanz- und Wirtschaftspolitik Erdogans. Vor kurzem entliess er den Zentralbankchef, den dritten innerhalb von zwei Jahren. Dessen Fehler: Er wollte die Zinsen erhöhen, um die türkische Lira zu stützen, die sich im freien Fall befindet. Doch Erdogan ist gegen höhere Zinsen – vermutlich weniger aus ökonomischen als aus religiösen Gründen. Denn der Islam verurteilt Zinsen grundsätzlich als Wucher.

Die Zinspolitik ist nur ein Beispiel dafür, wie sehr Erdogan mittlerweile vom harten islamistischen Kern seiner politischen Bewegung abhängig ist. Nur um sie zufriedenzustellen, trat er unter anderem auch aus der Istanbul-Konvention zum Schutz der Frauenrechte aus – die er einst selbst mit auf den Weg gebracht hatte.

Die Islamisten sind freilich nur ein Teil des Schraubstocks, in den Erdogan eingezwängt ist. Auf der anderen Seite sind es die Rechtsextremen der Nationalistischen Bewegung (MHP), mit denen Erdogan bei den letzten Wahlen einen Pakt eingehen musste, um an der Macht bleiben zu können. Die jüngsten repressiven Massnahmen gegen die Kurdenpartei HDP etwa sind in erster Linie eine Beruhigungspille für die Nationalisten.

Islamisten und Nationalisten schränken den Handlungsspielraum des Präsidenten ein. Politische Beobachter in Ankara sprechen bereits davon, dass sie ihn mehr oder weniger kontrollieren. Ist dies das Ende der Ära Erdogan? Er hat sich früher immer wieder aus Krisen befreit. Doch diesmal wird es immer zweifelhafter, ob sich das Stehaufmännchen der türkischen Politik abermals wieder aufrichten können.

Gott ist tot, es lebe der Heilige Geist

Die politische Korrektheit ist zu wenig radikal. Die Pandemie lenkt von tatsächlichen Gefahren ab. Und Sex ist ein Schlamassel. Philosoph Slavoj Zizek zerlegt den Zeitgeist.

Urs Gehriger

Zizek trägt eines seiner legendären Schlaber-T-Shirts, schlurft mit dem Laptop durch seine Wohnung in Ljubljana und erzählt etwas von einem kaputten Fenster. Aus dem Off zischt eine Frauenstimme. «Entschuldigen Sie, hier herrscht totales Chaos», sagt Zizek. Auf dem Skype-Videobild lässt sich verwackelt ein ungemachtes Bett erkennen. «Meine Frau steht gerade auf, sie hat bis tief in die Nacht gearbeitet, ich verziehe mich jetzt ins Schlafzimmer, da sind wir ungestört.»

Worüber ich sprechen möchte, will er wissen. Über die konfuse Weltlage? «Ich bin selbst verwirrt.» Er winkt ab. Die Ratlosigkeit ist Koketterie. Slavoj Zizek, 72, ist bekannt für seine fulminanten Geistesblitze, die für jedes Dilemma neue Perspektiven eröffnen. Mit mehr als siebzig veröffentlichten Büchern, die meisten schwer zugänglich, zählt der Slowene zu den produktivsten Intellektuellen der Gegenwart.

Als «Heavy-Metal-Philosophen» hat die Kritik ihn bezeichnet. Als «gefährlichsten Philosophen im Westen», der mit provokanten Aussagen wie «Gandhi war gewalttätiger als Hitler» Schlagzeilen generiert. Heute sei er ein «gemässigt konservativer Kommunist», sagt er. Verhasst bei Linken und Rechten und «ziemlich isoliert».

Zizek ist ein Denker mit Vollkörpereinsatz. Er greift sich, von einem manischen Tick getrieben, alle paar Sekunden an Nase, Ohr und Bart und streicht sich über das schwitzende Gesicht. Seine Rhetorik ist ein rauschendes Fest. Aus seinem Sprachfehler hat er ein Markenzeichen gemacht. Ostentativ zischt er Satzfragmente in brachialem Holzhacker-Englisch durch die Stockzähne.

Kaum ist die erste Frage gestellt, heben Zizeks Gedanken ab wie Feuerwerksraketen, die in alle Richtungen losschiessen und in einem funkelnden Spektakel den geistigen Horizont erhellen.

«Ich mag die Schweiz», sagt er in einer Feuerpause. «Diese sauberen, effizienten Städte, perfekt organisiert, sind sie nicht wunderbar?» Die Linken würden ihn dafür hassen, «aber insgeheim bin ich ein Faschist – ich liebe Ordnung».

Weltwoche: Slavoj Zizek, wie würden Sie die Zeit, in der wir jetzt leben, charakterisieren?

Slavoj Zizek: Hegel verwendete den Begriff «verkehrte Welt». Er bedeutet nicht einfach eine Welt, in der die Dinge schlecht sind. Er bedeutet, dass gerade dann, wenn wir unglaubliche Zeichen des Fortschritts und der Möglichkeiten sehen, sich die Dinge irgendwie in ihr Gegenteil verkehren. Wir leben heute in einer metaphysischen Krise.

Weltwoche: Wegen der Corona-Pandemie?

Zizek: Das Coronavirus ist faktisch keine Megakatastrophe, aber selbst in unseren entwickelten Ländern hat es den Alltag ruiniert. Obwohl ich sie verachte, verstehe ich all diese Maskenprotestler. Auf CNN sah ich eine einfache Lehrerin aus Texas, die sagte: «Ich will keine Masken tragen. Ich sehe aus wie ein Hund. Ich will ein Mensch sein.» In gewisser Weise hatte

«Es ist sinnlos, an eine höhere Macht zu glauben, die sich um uns kümmert.»

sie recht. Was wir als Menschsein identifiziert haben, ist tot, also müssen wir metaphysisch neu erfinden, was Menschsein bedeutet.

Weltwoche: In Krisenzeiten neigen die Menschen dazu, sich an einem Schöpfer zu orientieren. Glauben Sie, dass Gott heute eine noch wichtigere Rolle als bisher spielt, oder ist er tot?

Zizek: Leider denke ich, dass die Lehre aus der Pandemie genau darin besteht, dass Gott tot ist. Die typische religiöse Reaktion auf die Pandemie ist, dass man nach einer tieferen Bedeutung dieser Katastrophe sucht: Vielleicht ist es eine Warnung. Vielleicht sollten wir etwas über unsere Endlichkeit lernen. Ich halte nichts davon. Das ist bloss ein Versuch, die Idee von Gott zu retten. Natürlich sollten wir die sozialen, wirtschaftlichen Umstände analysieren, die mit der Pandemie zusammenhängen, aber im Grunde genommen können bedeutungslose Katastrophen wie Pandemien oder Asteroideneinschläge einfach so passieren. Das ist eine sehr schwer zu akzeptierende Erkenntnis.

Weltwoche: Wenn Gott tot ist, hat dann das Christentum noch irgendwelche Bedeutung?

Zizek: Ich bezeichne mich ironischerweise als einen atheistischen Christen. Die Lektion des Christentums, so wie ich sie lese, ist ungeheuer gewaltig: Gott ist tot, was überlebt, sind der Heilige Geist, die Gemeinschaft der Gläubigen. Die Lektion des Christentums lautet: Suche nicht nach einem äusseren Eingriff. Akzeptiere, dass das Leben keinen Sinn hat. Es ist sinnlos, an eine höhere Macht zu glauben, die sich um uns kümmert. Nein. Wir müssen diese radikale Offenheit akzeptieren. Das ist der Preis, den wir für unsere endgültige Freiheit zahlen müssen.

Weltwoche: Die meisten Menschen spüren diese Freiheit derzeit nicht mehr, sie fühlen sich gefangen und – mit all diesen Covid-Massnahmen – kontrolliert.

Zizek: Die Vorstellung, dass die Behörden die Corona-Pandemie als Vorwand benutzen, um uns harte Massnahmen zur Kontrolle aufzuerlegen, ist beliebt sowohl unter Linken wie Rechten. Man fürchtet sich vor Massnahmen, die dann stillschweigend für immer eingeführt bleiben, weil die Regierungen sagen: «Die Bedrohung durch das Virus ist immer noch da, wir sollten es kontrollieren.» Aber die Grunderfahrung der Pandemie ist nicht so sehr, dass der Staat versucht, uns total zu kontrollieren. Es ist vielmehr eine grosse Verwirrung und Ohnmacht der Behörden, auch der medizinischen Wissenschaft, der staatlichen Mechanismen, die sich offenbart. Diese Kontrolle, von der alle sprechen, war in einer viel härteren Form schon vorher da.

Weltwoche: Wie?

Zizek: Die Leute haben Angst davor, durch die Ortungsfunktion ihres Smartphones verfolgt zu werden, die Aufzeichnungen über jede Bewegung führen, die man macht. Was mich deprimiert, ist, wie relativ harmlos diese Massnahmen sind. Was ich viel mehr fürchte, ist die totale Kontrolle darüber, was wir lesen, was wir anschauen, was wir kaufen, über unsere Meinungen und so weiter. Ich kenne mindestens drei Staaten, die Vereinigten Staaten, China und Israel, es gibt andere, die vielleicht noch schlimmer sind, von denen man weiss, dass



«Akzeptiere, dass das Leben keinen Sinn hat»: Philosoph Žižek.

alle E-Mails und Telefongespräche registriert werden. Okay, sie haben nicht genug Leute, um sie alle abzuhören, aber sie versuchen, Algorithmen zu entwickeln, um uns zu kontrollieren. Es gibt etwas, wovor ich mich besonders fürchte. Ich habe darüber in meinem letzten ernsthaften Buch «Hegel im verdrahteten Gehirn» geschrieben. Es geht um die Vorstellung, dass ein Computer direkten Zugriff auf Prozesse in unserem Gehirn bekommt. Wenn diese Gedankenkontrolle Wirklichkeit wird, werden wir in einer total überwachten Gesellschaft leben.

Weltwoche: Das klingt wie George Orwell auf Steroiden.

Žižek: In Ansätzen geschieht das schon. In China müssen Millionen von Kindern in den Grundschulen während des Unterrichts einen einfachen Metallring tragen, der ihre Hirnaktivität kontrolliert, so dass der Lehrer sie nicht einmal ansehen muss. Wenn sie nicht aufpassen und aufnehmen, was der Lehrer sagt, wird es auf seinem Bildschirm angezeigt. Diese Massnahmen der Kontrolle sind noch relativ primitiv, aber sie nehmen zu. Ich neige zu der Ansicht, dass dieser Fokus auf die Kontrollmassnahmen durch die Pandemie dazu da ist, uns von der wirklichen Kontrolle, die bereits stattfindet, abzulenken. Und ich denke, wir sollten dies im Zusammen-

hang mit einer anderen Entwicklung sehen. Wir alle wissen ja, was das grosse Ereignis des letzten Jahres war.

Weltwoche: Nein, was war es denn?

Žižek: Einige amerikanische Theoretiker vertreten die Ansicht, dass wir in eine Ära des Neofeudalismus eintreten. Das ist eine überspitzte Metapher, aber es steckt ein Körnchen Wahrheit darin. Seit einiger Zeit ist der Aufstieg der neuen Megareichen wie Bill Gates, Jeff Bezos et cetera zu beobachten. Dabei ist wichtig, festzuhalten, dass sie keine klassischen Kapitalisten mehr sind. Bill Gates beutet seine Arbeiter nicht aus. Es sind nur ein

paar tausend, und ich glaube, er bezahlt sie sogar relativ gut.

Weltwoche: Wie sind denn Gates, Bezos und so weiter so reich geworden?

Zizek: Marx sprach von der Privatisierung des öffentlichen Raums. Mit öffentlichem Raum meinte er unseren gemeinsamen Raum. Unsere Allmende des Cyberspace wird von Bill Gates privatisiert, so dass wir Miete an ihn zahlen müssen, um unseren gemeinsamen Raum zu betreten, in dem wir kommunizieren. Wenn Sie einen persönlichen Chat haben wollen, zahlen Sie Miete an Facebook. Der gemeinsame Raum, in dem man Bücher kauft, ist Amazon, dort ist es Jeff Bezos, der abkassiert. 60 bis 70 Prozent der Bücher werden bereits von Amazon verkauft. Ihre Macht ist in diesem Sinne nicht mehr die klassische kapitalistische Macht, sondern es ist diese Privatisierung des öffentlichen Raums. Julian Assange, den wir nicht vergessen sollten, charakterisierte Google am zutreffendsten. Er sagte, Google werde mehr und mehr zu einer privatisierten NSA (National Security Agency). Also denke ich, dass wir diese Privatisierung des öffentlichen Raums in Kombination mit der sozialen Kontrolle verstehen sollten. Die beiden funktionieren Hand in Hand ... Entschuldigen Sie, ich glaube, ich habe zu viel geredet. Verzeihen Sie, meine Freunde nennen mich Fidel.

Weltwoche: Bitte ... reden Sie aus. Wir erleben derzeit oft, dass Menschen zum Schweigen gebracht werden. In einer Welle des Bildersturms werden Denkmäler niedergerissen und Meinungen unterdrückt. Im amerikanischen Repräsentantenhaus wurden familiäre Bezeichnungen wie «Mutter», «Vater», «Tochter» und «Sohn» offiziell verboten. Um mit den Worten Ihres Helden, des Philosophen Hegel, zu sprechen: Die «Er-Innerung» wird ausgelöscht. Was bleibt übrig, wenn wir unser Gedächtnis auslöschen?

Zizek: Ich stimme Ihnen zu, dass diese Löschkultur gefährlich ist, und das hat mir grossen Ärger mit vielen Linken eingebracht. Aber wir sollten aufpassen, dass wir nicht in die Falle tappen, alarmistisch zu werden und zu behaupten, dass die *woke*-Kultur mit ihrer politischen Korrektheit zu weit gehe und dass wir uns mässigen sollten. Nein, sie ist nicht radikal genug. Sie besiegt den Rassismus nicht, sie macht uns immun gegen Rassismus. Diese junge Dichterin – ich denke, sie ist eine schreckliche Dichterin, ich bin gegen sie. Ach, wie heisst sie bloss? Amanda Gordon?

Weltwoche: Die afroamerikanische Poetin, die bei Bidens Amtseinführung gesprochen hat? Sie ist die jüngste Antrittsrednerin in der Geschichte der USA.

Zizek: Nun, die Spitze der Absurdität ist, dass es bereits in zwei Ländern einen Streit darüber gibt, wer ihr Gedicht in die jeweilige Sprache übersetzen darf. In Portugal wurde zu-

erst ein angesehener Übersetzer ausgewählt, der auch Homer ins Portugiesische überträgt, dann musste er zurücktreten. Die Begründung lautete, seine Erfahrung reiche nicht aus – er ist ein alter weisser Mann –, um das Gedicht akkurat wiederzugeben. Er sagte: «Wie bitte, ich weiss schliesslich auch nichts über das alte Griechenland, und ich habe trotzdem Homer übersetzt.» Das ist mein erstes Problem mit der Identitätspolitik. Die Vorstellung, dass, sagen wir mal, einzig eine schwarze, lesbische, alleinerziehende Mutter uns wirklich sagen kann, was es bedeutet, eine schwarze, lesbische, alleinerziehende Mutter zu sein, ist ab-

«Die Woke-Kultur besiegt den Rassismus nicht, sie macht uns immun gegen Rassismus.»

surd. Da die meisten von uns keine schwarze, lesbische, alleinerziehende Mutter sind, sollen wir einfach den Mund halten? Die *woke*-Kultur impft uns ein permanentes Schuldgefühl ein. Selbst wenn man versucht, antirassistisch zu sein, reproduziert man immer noch Rassismus. Ein Beispiel: Ich beschäftige mich gerade mit meiner Lieblings-Hardrockband, Rammstein.

Weltwoche: Ich dachte, Ihre Lieblingsband sei Laibach?

Zizek: (*Lacht*) Okay, Laibach sind nicht so bekannt, aber es ist das gleiche Phänomen in Slowenien mit Laibach.

Weltwoche: Rammstein wird vorgeworfen, faschistisches Gedankengut zu verbreiten und die nationalsozialistische Ästhetik gedankenlos zu idealisieren.

Zizek: Mein Gott, Sie wissen ja, was die Linken sagen: «Okay, wir wissen, dass sie sich über totalitäre Rituale lustig machen, aber was ist, wenn einige Neonazis das ernst nehmen?» Sorry, ich verfolge das genau, es gibt keine Neonazis, die das ernst nehmen. Ja, offensichtlich imitieren Rammstein einige totalitäre Rituale. Sie praktizieren, was ich Über-Identifikation nenne. Sie tauchen völlig in sie ein und treiben diese Rituale ins Absurde. Auf diese Weise überwindet man diese Faszination für das Totalitäre. Es sind die wütenden politisch-korrekten Linken, die diese Geister mit ihren Verboten nicht überwinden, sie unterdrücken sie bloss.



Weltwoche: Ihre Kritik des politisch korrekten Zeitgeists lässt vermuten, dass Sie auch mit der #MeToo-Bewegung ein Problem haben.

Zizek: Ich glaube, dass #MeToo eine wichtige Bewegung ist. Aber es ist so typisch, dass die Protagonistinnen Schauspielerinnen waren, die gezwungen wurden, mit einem Produzenten zu schlafen, um Rollen zu bekommen. Sorry, ich finde das lächerlich im Vergleich zum Leid von Millionen von normalen Frauen. Eine Schauspielerin, die sehr progressiv ist, Kristen Stewart, sagte etwas sehr Schönes. Sie sagte: «Vergessen Sie die Schauspielerinnen, die vielleicht von einem Produzenten erpresst wurden. Schauen Sie sich all diese Strassenmädchen an, gewöhnliche Sekretärinnen, sie leben die ganze Zeit in diesem Raum der sexuellen Ausbeutung. Was ist mit dem gewöhnlichen Terror der Frauen, die von ihrem Mann nicht mehr geliebt werden und es sich nicht leisten können, ihn zu verlassen?» Politische Korrektheit ist eine Kritik, die extrem erscheint, aber in Wirklichkeit drückt sie sich um die wirklich harte Arbeit. Nichts an politischer Korrektheit ist wirklich radikal.

Weltwoche: Was wäre denn wirklich radikal?

Zizek: Wirklich radikal wären einige grundlegende wirtschaftliche Veränderungen, einige soziale Veränderungen. Anstatt die Gesellschaft dort zu verändern, wo Gewalt und Ausbeutung entstehen, beschäftigen sie sich mit oberflächlichen Dingen. Ich denke, der Charakter der politischen Korrektheit heute ist: «Wie kann man etwas so verändern, dass sich nichts wirklich ändert?» Diese Art fanatische politische Korrektheit ist eine Lüge. Sie sind nicht wirklich bereit, die Dinge zu verändern.

Weltwoche: Was ist die grössere treibende Kraft der Geschichte? Macht oder Sex?

Zizek: Ich denke, Sex an sich ist eine Domäne der Gewalt, des Antagonismus. Wir sollten Sex entidealisieren. Was mich an diesen *woke*-Menschen stört: Sie glauben, dass, wenn man dem Sex die Macht nimmt, man eine Art reinen, unschuldigen, rein lustvollen Sex habe. Mein Gott! Sie ignorieren Freud schlichtweg.

Weltwoche: Was ist für Sie die grundlegende Lehre Freuds?

Zizek: Nehmen wir an, Sie geniessen Sex, aber dann verbietet eine moralische Autorität eine bestimmte Praxis. Die libidinöse Dialektik besteht für Freud darin, dass man dann beginnt, dieses Verbot selbst zu geniessen. Man wird diesen Genuss nie wieder los, und so kann das Verbot selbst eine Quelle neuer Freuden sein, das erklärt masochistische Formen und so weiter. Es ist interessant, wie diese *woke*-Bewegung denkt, dass es ursprünglich eine Art von unschuldiger Pluralität gab, freischwebend, und dann kam das böse Patriarchat und hat dem eine binäre Norm aufgezwungen. Nein, das Chaos war von Anfang an da. (*Lacht*) Es ist heute schwer zu akzeptieren. Sex ist ungerecht, unmoralisch, in diesem Sinne subversiv. Sex ist ein Schlamassel.

Aufmüpfigster aller Kantone

Moutier hat sich für den Wechsel zum Kanton Jura entschieden. Das freut mich. Ich bewundere die Jurassier, diese stolzen Freiheitskämpfer und Demokraten.

Andreas Gross

Von Basel aus ist der Jura das Tor zur Schweiz. Genauer gesagt, bietet er mancherlei Tore, seit hundert Jahren vor allem Tunnels, einige Talengen, eben die berühmte Klus, auch jene von Moutier, und Pässe wie den Oberen und den Unteren Hauenstein, den Passwang oder den Pierre-Pertuis. Von Bern aus gibt es jetzt zwar die automobilen Transjurane bis an die französische Grenze am Pruntrut Zipfel. Doch Berner wagen sich kaum freiwillig über den Jurasüdfuss nordwestwärts hinaus. Solche Zipfel werden eher gemieden. Wenn schon nach Paris, dann über Neuenburg oder Genf; wenn schon nach Basel und Deutschland, dann lieber über Olten oder Egerkingen.

Das Birseck gehörte zu jenem nördlichen Teil des ehemaligen Bistums Basel, das von den imperialen Herrschaften am Wiener Kongress 1815 dem unmittelbaren Nachbarn Basel-Stadt zugesprochen wurde. Obwohl katholisch, integrierte es sich in den folgenden Jahrzehnten bestens in den mehrheitlich protestantischen Kanton Basel-Stadt. Der viel grössere, französischsprachige Teil des Bistums mit Sitz in Pruntrut wurde in Wien dem ihm mehrheitlich fremden Kanton Bern zugesprochen. Europas Supermächte wollten, dass die helvetische Grenze zu Frankreich vom auch militärisch stärksten Kanton der Eidgenossenschaft bewacht würde. Zudem konnte Bern so nach Meinung der europäischen Herrscher für den endgültigen Verlust der Waadt und des Aargaus kompensiert werden.

Kompensation für Bern

Entsetzt über diesen territorialen Schacher waren beide, die Berner wie die Jurassier. Im Jura empfand man den Wiener Beschluss als «tiefe Ungerechtigkeit» und Bern als «neues Joch». Die Jurassier hätten einen eigenen Kanton mit der Hauptstadt Biel oder sogar eine Weiterexistenz als französisches Département Mont-Terrible dem Anschluss an Bern vorgezogen. Die Berner ärgerten sich mächtig über den Verlust ihres «Weinkellers» (Waadt) und der «Kornkammer» (Aargau); sie wollten sich mit dem «leeren Estrich» Jura nicht zufriedengeben. Diese Zwangsheirat sollte niemanden glücklich machen. Die



Unrecht nicht als Schicksal: Moutier.

«Jurafrage» war geboren. Sie sollte 160 Jahre lang für heisse Köpfe und Konfrontationen sorgen. «Rebellion und Repression folgten sich im Lauf von anderthalb Jahrhunderten», wie der Bieler Journalist und Jurakenner Marcel Schwander (1929–2010) bilanziert hat.

Bern unternahm wenig bis gar nichts für die wirtschaftliche Entwicklung und politische Integration des Jura. Die Jurassier fühlten sich als Fremde im eigenen Kanton, vernachlässigt und diskriminiert. Doch jeder Widerstand und jeder jurassische Emanzipationsversuch wurde von Bern brachial unterbunden. Das musste schon der erste «Separatist», Xavier Stockmar, immerhin Pruntrut Stadtpresident, liberaler Berner Grossrat und 1835 sogar Regierungsrat, erfahren, als er sich seiner Verhaftung wegen «Hochverrats» nur durch die Flucht nach Frankreich entziehen konnte. Immer mal wieder schickte Bern sogar Truppen in den Jura, um für «Ordnung» zu sorgen. 1947 brachte der berühmte Tropfen das Fass zum Überlaufen: Nur weil er französischsprachig war, wurde Regierungsrat Georges Moeckli aus Delsberg vom Grossen Rat die kantonale Bau- und Eisenbahndirektion verwehrt. Sieben Männer gründeten das Rassemblement jurassien und machten sich, so Mitbegründer Roland Béguelin (1921–1993), «auf den Weg zur konkreten Utopie, der Gründung eines eigenen Kantons Jura».

Es folgten 25 Jahre voller Demonstrationen, Aktionen, Diskussionen, Verfassungsrevisionen, Volksinitiativen, Abstimmungen, neuer Ak-

tionen und neuer Abstimmungen – die Volksabstimmung vom vergangenen Sonntag in Moutier war die neunte der wichtigsten Stadt des Südjuras zur «Jurafrage» innert 71 Jahren. Dabei machten sich die Jurassier die föderalistischen, kommunalistischen und direktdemokratischen Traditionen von Bern und der Schweiz zunutze – gleichsam die Antithesen zum imperialen Herrschaftsverständnis des Wiener Kongresses. 1974 sprach sich eine knappe Mehrheit der ganzen Region Jura für einen eigenen Kanton aus, zu dem aber nur die Hälfte der sechs französischsprachigen Jurabezirke Berns übertreten wollten. Die Gemeinden an der neuen Kantonsgrenze erhielten eine zusätzliche Möglichkeit, in kommunalen Volksabstimmungen zu entscheiden, auf welcher Seite der Grenze sie landen möchten. Und weil die Berner Regierung der siebziger Jahre bei gewissen Abstimmungen mit Geldern aus «schwarzen Kassen» nachhalf, mussten einige Abstimmungen im Laufental und in Moutier wiederholt werden.

Am Gemeinsinn orientiert

Doch insgesamt führte dieses jahrzehntelange, mehrere Generationen umfassende politische Engagement im Jura nicht nur zum von mir persönlich hochgeschätzten aufmüpfigsten Kanton der Schweiz. Es bildete sich eine ganz besondere politische Kultur mit der grössten Citoyennität. Meiner Meinung nach sind sich im Jura die Bürgerinnen und Bürger ihrer demokratischen Macht am stärksten bewusst. Sie haben erfahren, was sie gemeinsam schaffen können. Das macht sie so selbstbewusst, aufgeschlossen und am Gemeinsinn orientiert.

Die Jurassier wissen sich nicht nur jeder Arroganz zu widersetzen, sie haben auch bewiesen, wie man eine solche bekämpfen und überwinden kann. Sie stimmen für eine Schweiz ohne Armee, für die Menschenrechte und gegen Gesichtshüllungen. Sie wissen mehr als andere, dass man Unrecht nicht als «Schicksal» hinnehmen muss.

Andreas Gross ist ehemaliger SP-Nationalrat und lebt in Saint-Ursanne, Kanton Jura.

Wo bleibt der Schweizer Föderalismus?

In Deutschland gibt es eine grosse Vielfalt an lokal angepassten Belebungen der Wirtschaft. In der Schweiz hat die Zentralregierung das verhindert.

Bruno S. Frey und Margit Osterloh

Deutschland steht derzeit in heftiger Kritik wegen seiner Corona-Politik. Die NZZ titelte: «Johnson top, Merkel Flop?» (NZZ, 27.3.21). Und doch gibt es in Deutschland gegenwärtig zahlreiche Experimente auf föderaler und lokaler Ebene, von denen wir in der Schweiz bis jetzt nur träumen können.

In Tübingen sind dank des rührigen Bürgermeisters Boris Palmer seit Mitte März Kinos, Theater und der Aussenbereich der Gastronomie offen, und das mit Hilfe von flächendeckenden Schnelltests. Vorher schon hat Palmer Erleichterungen geschaffen, indem den Senioren am Vormittag gesonderte Einkaufszeiten vorbehalten waren und sie gratis mit dem Taxi statt mit dem ÖV fahren konnten.

Im Saarland sollen ab dem 6. April mit tagesaktuellen Schnelltests Kinos, Fitnessstudios und die Aussengastronomie geöffnet werden. In Rostock in Mecklenburg-Vorpommern gab es am letzten Wochenende mit vorherigen Schnelltests ein Fussballspiel vor 777 Zuschauern. In Oberwiesenthal und Augustusburg in Sachsen können ab dem 1. April Hotels und Gaststätten nach vorausgegangenem Test wieder Tagesgäste bedienen.

Die meisten Öffnungen sind wissenschaftlich begleitet und würden auch wieder beendet, wenn sich grössere Probleme zeigten – so in Berlin, wo ein Modellprojekt für Kultur- und Sportveranstaltungen gestoppt wurde.

Was tut der Ständerat?

Weshalb ist Ähnliches nicht auch in der Schweiz möglich? Auch bei uns unterscheiden sich die Ansteckungs- und die Hospitalisierungsraten infolge des Coronavirus in den einzelnen Kantonen stark voneinander. Warum werden bei uns nicht ähnliche Innovationen zugelassen und wird nicht entsprechend abgewartet, welche Auswirkungen sie auf die Pandemie haben? Warum wird der Ständerat, der ja die Interessen der Kantone vertreten sollte, nicht endlich in dieser Hinsicht aktiv, anstatt mit den für das ganze Land geltenden zentralstaatlichen Vorschriften mitzuschwimmen?

Föderalismus bringt den Bürgerinnen und Bürgern zwei wichtige Vorteile: Zum einen können die einzelnen Einheiten – seien es Kantone oder Gemeinden – auf die lokalen, kulturellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten eingehen. Die Entscheidungen der Politik werden nicht von oben aufoktroziert,

Ein Genfer ist kein Tessiner, ein Tessiner kein Zürcher und ein Zürcher noch weniger ein Basler.

sondern orientieren sich an den Bedürfnissen der Einwohner und den lokalen Gegebenheiten.

Zum ändern können die föderativen Einheiten weitgehend selbständig entscheiden, weil sie selbst festlegen können, welche Ausgaben sie tätigen wollen, wie diese finanziert werden und was sie dafür erhalten. Dadurch wird die Innovation gefördert. Wenn ein Kanton oder eine Gemeinde etwas Neues unter-

nimmt, können die anderen Einheiten schauen, ob es erfolgreich ist. Ist dies der Fall, können sie die Neuerung übernehmen; ist es nicht der Fall, werden sie darauf verzichten.

Solche Vorstellungen sind in der Zeit der Pandemie weitgehend abhandengekommen. Die Autonomie der Kantone ist fast schlagartig und in einem erheblichen Ausmass reduziert worden. Es sei an den eigenständigen Versuch des Kantons Graubünden erinnert, mittels eines umfangreichen Testregimes die Aussenbereiche der Bergrestaurants offen zu halten. Einige Innerschweizer Kantone haben mitgezogen. Aber wenige Tage später sind alle diese Kantone eingeknickt und haben sich der bundesrätlichen Vorstellung gebeugt, nach der alle Restaurants vollständig geschlossen bleiben müssen – selbst wenn erwiesen ist, dass bei einem Aufenthalt im Freien die Gefahr, sich mit Corona anzustecken, minimal ist.

Gebot der Zentralregierung

In der Presse wurden die Gründe dieses Einknickens kaum diskutiert. Warum haben sich diese innovativen Kantone so rasch und leise den Geboten der Zentralregierung gebeugt?

Der Föderalismus ist – neben der direkten Demokratie – ein Wesensmerkmal der Schweiz. Er prägt unser Land historisch und politisch. Wir Schweizer sind gemeinhin stolz auf unser Regierungssystem und auf die politische Einheit, in der wir leben: Ein Genfer ist kein Tessiner, ein Tessiner kein Zürcher und ein Zürcher noch weniger ein Basler.

Wir betrachten unser politisches System als besser als das deutsche, wo so vieles von oben diktiert wird. Es ist deshalb peinlich, feststellen zu müssen, dass in Deutschland der Föderalismus während der Pandemie lebendiger und durchschlagskräftiger ist als bei uns.



„Ich habe extra einen Architekten beauftragt...“

Bruno S. Frey und Margit Osterloh sind emeritierte Ökonomieprofessoren sowie Forschungsdirektoren bei Crema (Center for Research in Economics, Management and the Arts), Zürich.

Radikal und staatstragend

Annalena Baerbock auf dem Weg ins Kanzleramt.



Zuerst war es nur eine Frage, die sich so anhörte, als wollte jemand wissen, ob es Leben auf dem Mars gebe. Oder Krokodile, die fliegen können. «Kann Annalena Baerbock Kanzler?» Doch je öfter die Frage gestellt wurde, desto rhetorischer war ihr Klang. Sechs Monate vor der Bundestagswahl geht es nicht darum, ob Baerbock «kann», sondern ob sie bereits «auf dem Weg ins Kanzleramt» ist. So der Titel eines Porträts der grünen Powerfrau, das letzten Montag im Bayerischen Rundfunk ausgestrahlt wurde.

Genau genommen war es kein Porträt, sondern eine Hymne auf eine Politikerin, die «für eine neue, pragmatische Generation der Grünen» steht, als «ehrgeizig» gilt, «immer gründlich vorbereitet» auftritt, «gut vernetzt» ist und «bereits klargemacht hat, dass sie sich das Kanzleramt zutraut». Niemand sei, so Baerbock, «als Kanzler vom Himmel gefallen, alle müssten im Amt dazulernen»; sie habe zwar «bisher kein Regierungsamt gehabt», dafür aber «internationale Erfahrung und europäische Verankerung, die andere dazulernen müssten».

Wenn das alles ist, was eine Frau oder einen Mann für ein Spitzenamt qualifiziert, dann könnte sich Annalena Baerbock auch als Chefin eines Zigaretenschmugglerrings bewerben, denn die brauchen auch internationale Erfahrung und europäische Verankerung, wenn sie grenzüberschreitend dealen wollen.

Annalena Baerbock ist keine Grüne geworden, sie war schon lange eine, bevor sie 2018 zur Co-Vorsitzenden der Partei gewählt und ein Jahr später mit sensationellen 97 Prozent im Amt bestätigt wurde. Sie ist auf einem Bauernhof aufgewachsen, schon als Zweijährige nahm sie mit

ihren Eltern an Demonstrationen gegen Atomkraft teil, sie studierte Politikwissenschaft und gewann dreimal Bronze bei den Deutschen Meisterschaften im Trampolinspringen. Ihre Karriere verlief gradlinig wie die Flugbahn eines handgeschnitzten Irokesen-Pfeils.

Von der Sprecherin der grünen Bundesarbeitsgemeinschaft Europa über die Vorsitzende des Landesverbands Brandenburg bis in den Bundestag, in den sie zweimal, 2013 und 2017, über die grüne Landesliste «gewählt» wurde, mit sieben bzw. acht Prozent der Erststimmen. Im Bundestag avancierte sie zur klimapolitischen Sprecherin der grünen Fraktion, Mitglied des Ausschusses für Wirtschaft und Energie, Mitglied des Ausschusses für die Angelegenheiten der Europäischen Union, stellvertretendes Mitglied im Umweltausschuss und im Ausschuss für Familie, Frauen, Senioren und Jugend – nur um die wichtigsten Stufen der Karriereleiter zu nennen.

Definiert man «Arbeit» im Sinne der Betriebswirtschaftslehre als eine «plan- und zweckmässige Betätigung einer Arbeitsperson in körperlicher und geistiger Form, die dazu dient, Güter oder Dienstleistungen in einem Betrieb zu produzieren», dann hat Baerbock nur drei, bestenfalls vier Jahre in ihrem Leben richtig gearbeitet, von 2000 bis 2003 «als Journalistin» für die *Hannoversche Allgemeine Zeitung*, eine Art Praktikum, das ihr später zugutekommen sollte.

Im Januar 2018, also vor gerade drei Jahren, gab Baerbock im Vorfeld ihrer Bewerbung um den Parteivorsitz dem Deutschlandfunk ein längeres Interview, in dem sie ausführlich erklärte, warum sie die Vorsitzende der Grünen werden

möchte. Liest man das Interview heute, begreift man, warum die Bewerbung für das Kanzleramt der logische, beinahe zwangsläufige nächste Schritt auf ihrem Weg in die Hall of Fame ist.

Sie sei, sagt sie in dem Interview, eine «leidenschaftliche Europäerin», als ob sie jemals die Option gehabt hätte, eine «leidenschaftliche Asiatin» zu sein. Es sei ihr «total wichtig, [...] dass wir nicht zurück ins nationale Kämmerlein fallen», alle Probleme, von Kinderarmut bis Agrarpolitik, müssten «europäisch» angegangen werden. Als eine «leidenschaftliche Klimapolitikerin» wolle sie «leidenschaftlich kämpfen». Ihren Parteifreunden riet sie, «radikal in der Sache [zu] sein, [...] aber von der Haltung her staatstragend». Die Politik müsse es «wieder schaffen, dass die Leute Lust auf Politik, Lust auf Demokratie haben». So wie sie Lust habe, «dieses Land zu verändern».

Es sind sinnfreie Sätze, die auch von Angela Merkel sein könnten, die ihre erste Kandidatur auf das Kanzleramt im Mai 2005 mit dem Satz, «Ich will Deutschland dienen», unterlegt hatte. Es ist gut möglich, dass die Grünen die Wahlen gewinnen und Annalena Baerbock die Nachfolgerin von Angela Merkel wird. Der Einzige, der es verhindern könnte, wäre der andere Co-Vorsitzende der Grünen, der Philosoph und Kinderbuchautor Robert Habeck. Er sagte neulich bei «Anne Will»: «Wenn Annalena Baerbock als Frau sagen würde, ich mache es, weil ich eine Frau bin – und die Frauen haben das erste Zugriffsrecht –, dann hat sie es, natürlich. Aber weder Annalena noch ich argumentieren so.»

Als Frau ist Robert Habeck ein Versager. Als Mann aber könnte noch was aus ihm werden. Wenn er sich nur trauen würde.

Sympathie für China

Nr. 12 – «Freundliche Beziehungen zu China»
Editorial von Roger Köppel

In den letzten Tagen war in den Schweizer Medien viel über China zu lesen und zu hören. Leider fast nur Negatives. Das haben die Chinesen nicht verdient! Verdient haben sie es vielmehr, dass wir mit ihnen in einen vorurteilsfreien Dialog eintreten, der ergebnisoffen und fair ist. Blickt man nur auf einen Aspekt, dann verengt sich die Sicht auf ein Land, in dem 1,4 Milliarden Menschen leben – und in ein Land, das so faszinierend und vielseitig ist wie die Schweiz. Natürlich gibt es viele Unterschiede! Aber ohne einen Vorschuss an Sympathie kann es kein Verständnis geben; und um Schwierigkeiten zu überwinden, war Freundschaft noch immer eine der besten Voraussetzungen.

Benjamin Stocker-Zaugg, Rüderswil

Bisswunden

Nr. 12 – «Scharfrichter statt Ringrichter»
Alex Baur über Sandro Brotz

Wer die TV-«Arena» trotz dieser Fehlbesetzung des Moderators weiterhin am Bildschirm verfolgt, ist jedes Mal schockiert, wenn Sandro Brotz ein Mitglied oder einen Parlamentarier der SVP mit reiner Provokation anspricht oder diesen Teilnehmerinnen und Teilnehmern sofort das Wort entzieht, wenn sie Dinge beim Namen nennen wollen. *Rolf Bolliger, Lyss*

Es braucht Durchhaltewillen und Überwindung, um eine «Arena» oder einen «Club» bis zum Ende über sich ergehen zu lassen. Das Schweizer Fernsehen mutiert zu einer Art Erziehungs- und Belehrungsinstitution. Linken

und grünen Politikern wird eine extrem hohe Präsenzzeit eingeräumt. Praktisch eine Dauerwerbepattform für links-grüne Anliegen. Das Versprechen, künftig auf den Meinungsjournalismus zu verzichten und ein Programm zu machen, das informiert und nicht polarisiert, hat sich komplett ins Gegenteil verkehrt.

Marlisa Schmid, Rebstein

Vor Jahren hat Christoph Mörgeli in der «Rundschau» dem TV-Sprachrohr nach einer rufschädigenden Behauptung entgegengeschleudert: «Sind Sie vom Affen gebissen?» Man darf Brotz zugutehalten, dass er sich nach Kräften bemüht, die berechtigte Frage immer wieder zu beantworten, die Bisswunden nur notdürftig verhüllend. *Bernhard Ecklin, Zollikon*

Flexibles Solothurn

Nr. 11 – «Arrestbefehl per SMS»
Alex Baur über Corona-Tracing

Der Artikel von Alex Baur bezüglich der Quarantäneverfügungen irrt in einem Punkt: Die Mühlen der Justiz mahlen diesmal tatsächlich nicht langsam. Im Fall der zwölf publizierten Entscheide des Solothurner Verwaltungsgerichts zu Quarantäne- oder Isolationsanordnungen erging der Entscheid in der überwiegenden Zahl der Fälle innert ein bis zwei Tagen nach Einreichen der Beschwerde – in einem Fall gar gleichentags! Üblicherweise wurde ein bis zwei Tage nach der Anordnung der Quarantäne/Isolation Beschwerde erhoben, und der Entscheid des Gerichts folgte wiederum ein bis zwei Tage darauf. Die überwiegende Zahl der Beschwerden wurde abgewiesen, die Kosten bei vollständiger Abweisung betragen einheitlich 200 Franken. Die Justiz hat sich

also zumindest in dem im Artikel betrachteten Kanton Solothurn als überraschend flexibel erwiesen. *Thomas Baumann, Riethal*

Einseitiges Talent

Nr. 11 – «Kunstliebhaber Alain Berset»
Christoph Mörgeli über den SP-Bundesrat

Schön für ihn, dass er musikalisch so talentiert ist; schlecht für uns, dass er politisch absolut talentfrei ist. *Peter Meier, Volketswil*

Der Autor hat es fertiggebracht, diesen «Kunstliebhaber» auseinanderzunehmen. Dazu die zwei Fotos – da braucht es keinen Psychiater mehr. *Pierre Nussbaumer, Grolley*

Durch solche Landesväter fühlen wir uns äusserst gut vertreten! Sind wir eigentlich alle verrückt gemacht worden? Zerstört Corona eventuell Hirnzellen? *Emmanuel Steiger, Brien*

Spürsinn

Weltwoche allgemein

Ihre hervorragenden journalistischen Leistungen allein, Ihr ausgeprägter Spürsinn und Ihr Mut, selbst unangenehme und heikle Dinge aufzudecken und diese beim Namen zu nennen, beflügeln mich, mein *Weltwoche*-Abo per sofort um zwei Jahre zu verlängern. Ich bin Ihnen für Ihr ungemein nützliches Wirken und Schaffen sehr dankbar und wünsche Ihnen weiterhin viel Kraft und vor allem eine gute Gesundheit. *Valentin Gambon, Horgen*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Bertrand Tavernier (1941–2021)
 Uta Ranke-Heinemann (1927–2021)



Ironie und Romantik: Filmemacher Tavernier.

Er gehörte nicht zur Nouvelle Vague, begann seine Karriere aber ähnlich: als Filmkritiker mit leidenschaftlicher Liebe zum amerikanischen Kino. Der Lust am Schreiben, neben seiner Karriere als Filmemacher, blieb er bis in die späten Jahre treu. Er war, darin unterschied er sich diametral von den Revoluzzern à la Godard und Co., in seiner Wahl an Stoffen vielfältiger und publikumsbewusster. Der in Lyon geborene Sohn eines Schriftstellers war seit Kindertagen ein Kinobesessener und wurde vor allem ein Spezialist für den US-Western. Nach Regieassistenzen bei Jean-Pierre Melville und seiner Zeit als Presseemann bei Jean-Luc Godard und Stanley Kubrick gelang ihm 1974 der Durchbruch mit der Simenon-Verfilmung «L'horloger de Saint-Paul». Auf der Berlinale erhielt er dafür den Silbernen Bären.

Was Taverniers Œuvre (es umfasst um die fünfzig Filme) auszeichnete, war seine Genre-Vielfalt. Alle Gattungen auszuprobieren, war für ihn wie eine «Forschungsreise», wobei er dabei nie Anspruch und kritisches Engagement vergass. So gehört «Coup de torchon» (1981), nach einem Roman von Jim Thompson, zu seinen gelungensten Politsatiren. Tavernier transferierte den Thompson-Plot nach Afrika in die französische Kolonialzeit, um die grausigen Zustände anzuprangern. Sein vielleicht bekanntester Film «Autour de minuit» (1986) gilt nicht nur dank des Saxofonisten Dexter Gordon in der Hauptrolle als bester Spielfilm

über Jazz. Tavernier war ein Geniesser, der das Kochen und gute Weine schätzte – dementsprechend waren seine Filme sinnliche Erlebnisse. Das bewies er auch im «leichten» Fach, dem Mantel-und-Degen-Genre.

Wie er in «La fille de d'Artagnan» (1994) eine federleichte Balance zwischen Ironie und Romantik hält, ist nur vergleichbar mit dem Klassiker des Mantel-und-Degens-Genres: «The Three Musketeers» (1948) mit Gene Kelly (Degenfechterei als Tanz), den der Kinokenner selbstredend auch zitiert. Denn das amerikanische Kino hatte es ihm durch seine radikale Extrovertiertheit besonders angetan; und darüber schrieb er auch Bücher. Der Pflege und Erhaltung der Filmkunst in all deren Facetten und Niveauunterschieden galt sein Engagement. Und darüber konnte er, ohne professoralen Oberton, mit grosser Kenntnis erzählen. Philippe Noiret gehörte zu seinen Lieblingsmimen, der in zahlreichen seiner Filme brillierte: Auch er war ein Geniesser und Erzähler. In den vergangenen Jahren hatte er sich immer stärker zu einem diskreten Mahner und Humanisten hin entwickelt, der vor allem den Blick auf die Vergessenen richten wollte. «Ich will nicht die Welt verbessern, aber zeigen, wie sie ist und vielleicht sein könnte», sagte er. Für den Film «De l'autre côté du périp» (1997) verbrachte er mehrere Monate in den Trabantenstädten von Paris. Bertrand Tavernier gehörte zu den letzten Vertretern des «cinéma français classique». *Wolfram Knorr*

Zur Provokation ihres Vaters, des späteren Bundespräsidenten Gustav Heinemann, konvertierte sie 1953 zum Katholizismus. In Rom rechtfertigte damals der Jesuit Gustav Gundlach mit Erlaubnis des Papstes den Atomkrieg. Und auch zur Abwehr der Bikinimode sprach Papst Pius XII. mit der zwölfjährigen Maria Goretti eine Blutzugin für den von der Kirche verlangten Widerstand bei Vergewaltigung heilig. Dies kurz nach der Verkündung des Dogmas der leiblichen Aufnahme der Gottesmutter in den Himmel. Es war kein Beispiel für die «Minderwertigkeit» der Frau.

Substanz christlicher Mystik

Die hochbegabte Abiturientin, deren Mutter bei Rudolf Bultmann, dem «Entmythisierer» des Evangeliums, studiert hatte, machte als habilitierte katholische Theologin früh Karriere. Da fiel ihr der Kirchenvater Augustinus als «Sexualneurotiker» auf, Joseph Görres als unkritisch bis «monströs»: immerhin der Wiederentdecker christlicher Mystik. Dass der nur «gynäkologische» Sinn immerwährender Jungfräulichkeit der Gottesmutter das Wesen der «Frau Gottes» (Paracelsus) nicht trifft, gehört zu den Binsenwahrheiten katholischer Mystik.

Hier hätte die Theologin mit Frauengeschichte glänzen können. Aber mit ihrem Buch «Eunuchen für das Himmelreich» traf Uta Ranke-Heinemann lediglich den Tiefstand des Klerikalismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Derselbe steht jenseits einer verschütteten, durchaus noch zu entdeckenden Substanz christlicher Mystik. Deren bis heute bedeutendste «Lebemeister» (zuma auch Frauen) waren nie auf Weihen, Ämter und Kirchensteuer angewiesen.

Pirmin Meier



Frühe Karriere: Ranke-Heinemann.

Unschweizerische Ferienwünsche

Die steigende Lebenserwartung ist ein Geschenk, das nicht noch vergoldet werden muss.



Immer wieder ist im Ausland von den sonderbaren Schweizern und ihrem unverständlichen Abstimmungsverhalten die Rede. Warum stimmen die Leute nicht konsequent für maximale sozialpolitische Wohltaten, wenn sie es doch in der Hand haben? Grosses Staunen denn auch im März 2012, als die Volksinitiative «6 Wochen Ferien für alle» an der Urne mit 66,5 Prozent Nein-Stimmen scheiterte. Die Schweizer sagten sich: Weniger Arbeitszeit wäre sicher toll, aber das hiesse auch weniger Einkommen.

Aus dieser Sicht ist fast unglaublich, was heute in der Schweiz passiert: Jedes Jahr eine Woche mehr Ferien, voll bezahlt, bedingungslos. Wie kommt das?

Die Lebenserwartung nimmt jährlich um gut eine Woche zu. 2009 betrug sie für Männer 79,8 Jahre, ein Jahrzehnt später 81,9 Jahre. Bei den Frauen stieg die Zahl von 84,4 auf 85,6 Jahre. Das ist ein Geschenk. Ein Lebensjahr in guter Qualität ist viel wert. Gut 100 000 Franken schätzen Gesundheitsökonominnen, andere mehr.

Aber damit nicht genug. Die frisch Pensionierten erhalten ein Dessert dazu. Zusätzlich zum Plus an Lebensfreude gibt es für diese Zeit Geld aus der Altersvorsorge: AHV und Pension. Das sind bezahlte Ferien. Jedes Jahr eine Woche mehr für den ganzen Eintrittsjahrgang. Auch das wurde an Volksabstimmungen beschlossen. Warum fiel diesmal der Entscheid pro Ferien? Es stand eben nicht die Frage nach mehr Ferien zur Diskussion, sondern die Frage: Beibehalten oder leichte Reduktion der jährlichen Renten?

«Beibehaltung der Rente» tönt auf den ersten Blick bescheidener als «mehr Ferien». Aber wenn die Jahresrenten gemeint sind und die

Lebenszeit zunimmt, steigt eins zu eins die bezahlte Lebensfreizeit. Das Geld kommt von den jüngeren Kolleginnen und Kollegen.

Wollen das die Rentner wirklich? Wenn man sich vergegenwärtigt, dass der Gewinn der zunehmenden Lebenszeit von der ganzen Gesellschaft erarbeitet wird, könnte es sein, dass die Pensionäre sagen: «Wir alle haben einander geholfen für diesen schönen Zeitgewinn, kommt, das Dessert teilen wir mit euch!» Das wäre eine AHV-Reform auf Gegenseitigkeit.

Altlasten der Credit Suisse

Die Credit Suisse ist wieder einmal in schwerer Bedrängnis, schon zum dritten Mal innerhalb von kurzer Zeit. Es drohen Verluste in Milliardenhöhe aus einem Geschäft, bei dem Kreditrisiken nicht richtig unter Kontrolle gehalten wurden. Die Banker hatten offenbar zu wenig genau kalkuliert, wem sie zu welchem Zweck Geld ausgeliehen haben. Konnten sie es nicht besser, oder waren sie leichtsinnig? Die Karriere der Bank in den vergangenen drei Jahrzehnten ist deprimierend. Seit der Finanzkrise 2009 erzählt der Aktienkurs eine Trauergeschichte.

Warum bringen Schweizer Grossbanken, früher die Stars der Entwicklung des Landes, Meister im Nutzen der Schweizer Standortvorteile, keine Erfolgsgeschichte mehr zustande? Die UBS ist ja ähnlich dran wie die CS.

Vergleicht man die CS mit der Zuger Partners Group, einer auf Private Equity spezialisierten Firma, die ebenfalls grosse Summen investiert, wächst, sehr ertragreich arbeitet und an der Börse jetzt sogar etwas höher bewertet

wird als die CS, zeigt sich ein zentraler Unterschied: Die Manager von Partners Group sind mit eigenem Vermögen im Unternehmen engagiert, mit «skin in the game», ihr Vermögen hängt von ihrer Sorgfalt ab.

CS-Manager dagegen verlieren im schlimmsten Fall den Bonus. Das verführt zu Leichtfertigkeit, übertriebener Risikoneigung. Wenn es klappt, ist ihre Gewinnbeteiligung extrem hoch, wenn es schief läuft, trägt die Bank, der Eigentümer den Verlust. Der Verwaltungsrat sollte eigentlich solche Entwicklungen verhindern, aber er haftet auch nicht wirklich für das, was er tut oder unterlässt. Solche Firmen kommen langfristig nicht richtig weiter.

Neurisiken bei GM

Der drittgrösste Autohersteller der Welt, General Motors (GM), beendet die Verbrennungsmotor-Ära und setzt voll auf das Elektroauto. Konzernchefin Mary Barra will bis 2035 den Regimewechsel vollziehen. Sie unterstreicht das mit einer radikalen Änderung des Logos von GM, das seit 1964 gilt. Neu steht GM in Kleinbuchstaben und völlig anderem Stil. Unwillkürlich fühlt man sich an Evolution und Technik erinnert: «Nie allzu viel gleichzeitig ändern», lautet ein Leitsatz von Ingenieuren. «Die Natur ist konservativ», ist ein anderer Spruch, die Evolution sei geprägt durch kleine Veränderungsschritte. GM macht jetzt grosse Schritte, ja Schnitte, radikal wie das Logo, zu E-Autos und Strom-Monokultur. Man spekuliert darauf, dass es draussen im Markt neue Elektrizitätsnetze, Ladestationen und eine gigantische Stromproduktion geben wird. Volles Risiko.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Das Fernsehgericht tagt:
Dokfilme über Promis
werden immer
parteiischer.
Beatrice Schlag, Seite 66



Geschöpfe des Windes.

Gustave Courbet, Die Welle, ca. 1869 – Es war das Jahr 1866, als Courbet (1819–1877) der Kunstgemeinde für immer das Jungfernhütchen der Anständigkeit nahm. Das Bild hiess «Der Ursprung der Welt», man sah die von schwarzem Haar umrandete Vulva einer Frau, die, ohne Kopf, mit nackten Brüsten und leicht gespreizten Beinen, empfangensbereit daliegt. Das Bild löste im philisterhaften und bigotten Bürgertum einen Sturm der Entrüstung aus. Hinter der Fassade stachelte es, natürlich, die Geilheit seiner Betrachter an.

Vielleicht kommt es daher, dass Courbet danach Wellen malte, diese Geschöpfe des Windes, die rauschen und donnern, die getrieben

sind und ohne Kompass, die streicheln und vernichten, die rollen und brechen, die uns tragen oder uns verwirbeln.

Niemand weiss, wie viele Wellen es gibt, noch, wie viele es geben wird. Wie viele uns noch umspülen, wie viele uns auf den Grund drücken werden und uns die Orientierung rauben. Wie viele uns ins Leben treiben und wie viele unwiederbringlich in die Tiefe. Wie viele Wellen noch über uns brechen, bis wir endlich in ruhige und sichere Gewässer getrieben werden und wieder Segel setzen können und auf selbstbestimmten Kursen steuern.

Courbets Leben verflüssigte sich gegen das Ende hin, nachdem er zuvor, aus Wut über die

Wellen der Zeit sozusagen, Mitglied der Pariser Kommune geworden war, des revolutionären Stadtrats, und die ihm politisch und ästhetisch verhasste Siegessäule auf der Place Vendôme niedergerissen hatte. Als die Zeiten die Kommune nach nur drei Monaten Existenz wegspülten, wurden Courbet die Kosten für den Neubau einer Siegessäule in Rechnung gestellt.

Er floh in die Schweiz, in den Jura, der offenbar schon damals das letzte Rückzugsgebiet all jener war, die im Rest der Welt nicht mehr schwimmen konnten. Er wollte baden in den Wellen des Lebens des jurassischen Meeres, was nicht gelang. Daraufhin ertrank er im Alkohol.

Michael Bahnerth

Das still Erhebende

Sören Kierkegaard war ein Einzelkämpfer des Denkens.

Seine Überlegungen zu Gott und der Welt sind eine zeitlose Anleitung zur Selbsterfahrung.

Otto A. Böhmer

Sören Kierkegaard: Entweder – Oder. Teil I und II. Aus dem Dänischen von Heinrich Fauteck. dtv Taschenbuch. 1040 S., Fr. 21.90

Die Diagnose des dänischen Philosophen Sören Kierkegaard (1813–1855) mutet merkwürdig modern an: Die Hektik, die Schnellebigkeit, die er erkannte, hat sich noch gesteigert; sie nimmt globale Ausmasse an und besetzt mit den virtuellen Welten zusätzliches Terrain, das so faszinierend anmutet wie die Hochglanzfotos in den Katalogen der Reiseveranstalter. All das, anscheinend doch Leistungsbeweise für eine ungebremste Kreativität des Menschen, geht mit dem Verlust elementarer menschlicher Eigenschaften einher: der Fähigkeit, innezuhalten, ruhig zu werden, nachzudenken und zuzuhören; der Fähigkeit auch, über das eigene Dasein zu staunen und dessen Rätselhaftigkeit anzunehmen.

Wo solche Eigenschaften verlorenzugehen drohen oder schlicht nicht mehr gefragt sind, da trifft Kierkegaards Diktum vom herabgesetzten Kurswert des Menschen, ausgesprochen vor mehr als 150 Jahren, noch immer zu. Der Mensch gleicht mittlerweile einer Kunstfigur, die dabei ist, sich an ihren eigenen Möglichkeiten zu überheben; sie kann vor Kraft kaum laufen, glaubt aber, mit mal dreister, mal anrührender Treuherzigkeit, alles im Griff zu haben.

Verführungen der Lautstärke

Dass einst nach einer höheren Einlösung des irdischen Daseinsauftrags gesucht wurde, interessiert nicht mehr; der Himmel hat seine fliehenden Sterne und den Weltraummüll, einen Ort für Gott aber, von dem sich manche, trotz des einst ausgesprochenen Bilderverbots, noch immer ihr Bild machen wollen, hat er anscheinend nicht: «Während der Mensch den Menschen bewundert, weil der ganz wie die anderen ist, sehnt sich keiner nach der Einsamkeit, in der man zu Gott betet. So wichtig ist der Augenblick sich selbst geworden!»

Kierkegaard hat die moderne Umtriebigkeit schon zu seiner Zeit verwirklicht gesehen; dass sie zum Prozess wurde, der mittlerweile naturgesetzlich mit den Menschen umspringt, hätte ihn nicht überrascht. Allerdings vermag die Hektik inzwischen auch gegenteilige Tendenzen zu erzeugen – den Wunsch nach Stille etwa, nach unvoreingenommener Selbstbefragung, nach einem Bedenken über Tag und Anlass hinaus.

Kierkegaard ersuchte unentwegt um Ruhe; dafür nahm er sogar wohlmeinende Zwangsmassnahmen in Kauf: «Das erste, was getan werden muss, und die unbedingte Voraussetzung dazu, dass überhaupt etwas getan

Es ist ein verwunschener Ort, den Kierkegaard für die Liebe vorsieht, er kann überall und nirgends sein.

werden kann, ist: Schaffe Schweigen, gebiete Schweigen! [...] Ach, alles lärmt, und wie heisses Getränk das Blut bekanntlich in Wallung bringt, so ist in unserer Zeit jedes einzelne, selbst das unbedeutendste Unternehmen und jede einzelne, selbst die nichtssagendste Mitteilung bloss darauf berechnet, die Sinne zu reizen oder die Masse, die Menge, das Publikum und den Lärm zu erregen!»



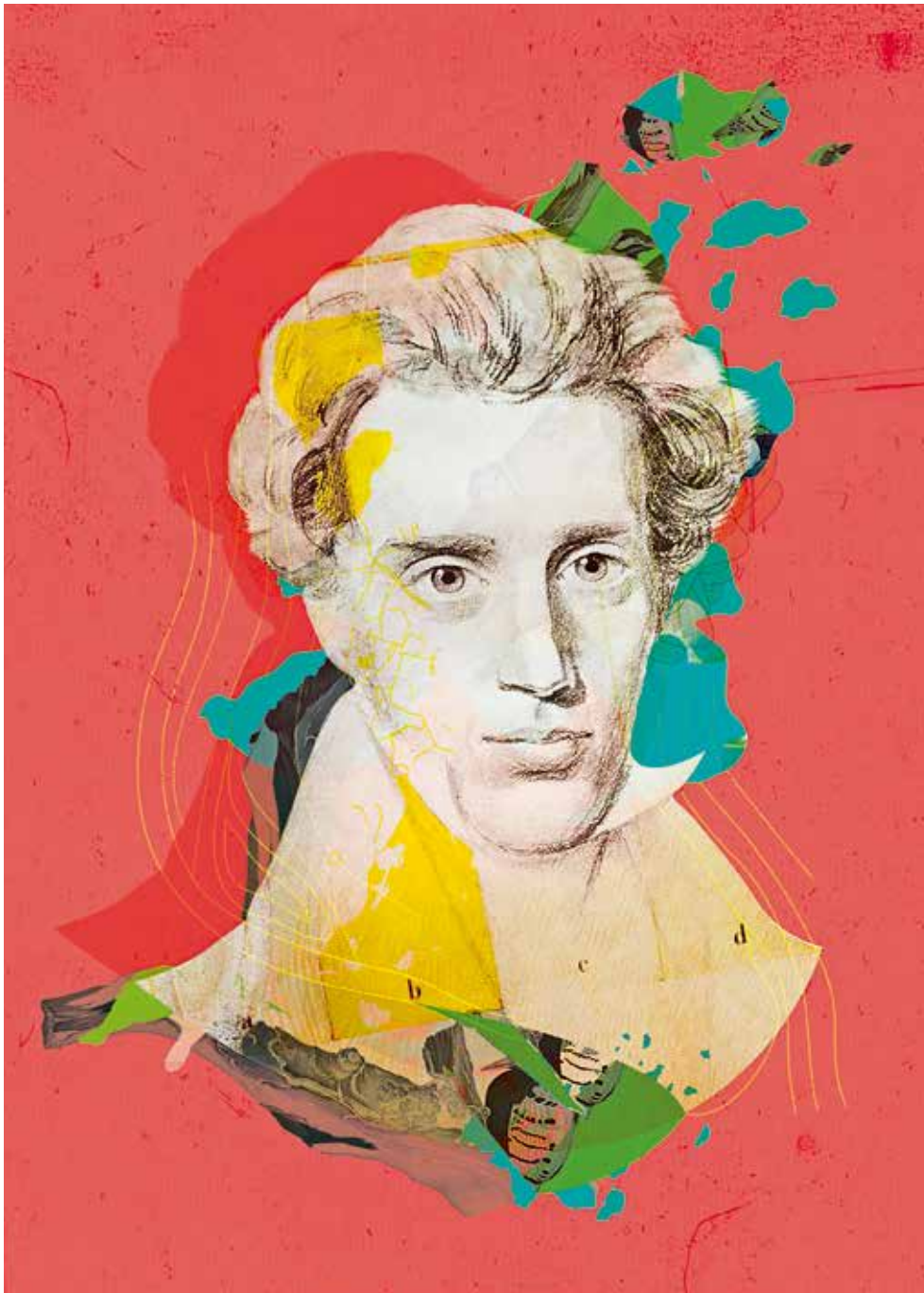
Den Verführungen der Lautstärke kann man kaum mehr entkommen, was sich in den Varianten des Wissens bemerkbar macht, die in Umlauf sind: Auch sie wirken dröhnend, sind einschüchternd und besitzergreifend, zumal sie dem Bewusstsein in einem Tempo zugespielt werden, das ebenso verdächtig wie bestaunenswert ist. Was aus den Tiefen und Untiefen der weltweiten Netze aufsteigt, kommt zunächst lautlos daher, entwickelt aber, einmal aufgerufen und zur Bedröhnung der Köpfe freigegeben, seinen eigenen Lärm, der eine zentrale Botschaft mit sich führt: Mach mit oder lass es, es ist eh egal.

Radikaler Christ

Ob wir das alles so gewollt haben? «Der Mensch, dieser gewitzigte Kopf, sinnt fast Tag und Nacht darüber nach, wie er zur Verstärkung des Lärms immer neue Mittel erfinden und mit grösstmöglicher Hast das Geräusch und das leere Gerede möglichst überallhin verbreiten kann. Ja, was man auf solche Weise erreicht, ist wohl bald das Umgekehrte: die Mitteilung ist an Bedeutungsfülle [...] auf den niedrigsten Stand gebracht, und gleichzeitig haben umgekehrt die Mittel der Mitteilung in Richtung auf eilige und alles überflutende Ausbreitung wohl das Höchstmass erreicht; denn was wird wohl hastiger in Umlauf gebracht als das Geschwätz?!»

Man würde Kierkegaard, aus heutiger Sicht, missverstehen, wenn man aus seinen Schriften nur den oft variierten Aufruf zu einem rigiden, insgeheim jedoch nostalgisch verbrämten Christentum herauslesen wollte. Auch wer nicht gläubig ist, kann sich von der Erhebung zu einem solchen Glauben ansprechen lassen, der das grenzenlos Schwierige, das eigentlich Unglaubliche einbringt. In ihm, im Unbedingten und Unbekannten, hat der radikale Christ Kierkegaard auch den Ort ausgemacht, an dem die Liebe zu Hause ist; ihr mutet er mehr zu, als es das irdische Aufklärungswerk für möglich hält.

Die Liebe ist Gottes Geschenk an den Menschen, er kann es annehmen oder ablehnen – er



«Mehr kann ein Ich, das sich sucht, nicht finden»: Philosoph Kierkegaard.

gründen kann er es nicht: «Es ist eine Stätte im Innersten des Menschen. Von dieser Stätte geht das Leben der Liebe aus [...]. Diese Stätte kannst du nicht sehen. Wie weit du auch eindringen magst; der Ursprung entzieht sich dir in Ferne und Verborgenheit; selbst wenn du so weit, wie es dir möglich ist, eindringst, ist der Ursprung beständig gleichsam ein Stück tiefer drinnen – genau wie der Ursprung eines Quells, der, wenn du ihm am nächsten bist, immer noch ein Stück weiter fort liegt.»

Hohe Kunst der Selbstfindung

Es ist ein verwünschter Ort, den Kierkegaard für die Liebe vorsieht, er kann überall und nirgends sein. Geheimnisvoll ist der Ort, ein träumerischer, in Schwebegehaltener Ruhe- und

Gewissheitspunkt im Menschen, Heimat des Ich, das aufbricht, um zu sich selbst zurückzukehren. Bei der Ankunft steht man in einem besonderen Licht, das alles sagt – das Herz öffnet sich und die Seele: «Von dieser Stätte geht die Liebe aus, und sie geht über mannigfaltige Wege; aber auf keinem dieser Wege kannst du in ihr verborgenes Werden eindringen.»

Wollte man sich den Ort der Liebe, aus Anschaulichkeitsgründen, in einer Art Aussenansicht vorstellen, läge er vielleicht in einem verborgenen Waldstück, das sich rund um einen kleinen See erstreckt, in dem eine Quelle sprudelt. Anziehend und verführerisch ist diese Quelle, aber man sollte ihr nicht zu nahe kommen: «Wie das Hervorsprudeln des Quells mit dem bezaubernden Geplauder seines Rie-

sels den Menschen lockt und geradezu bittet, den Weg einzuhalten und nicht neugierig einzudringen, [...] ist es der Wunsch und die Bitte der Liebe, ihren verborgenen Ursprung und ihr verborgenes Leben im Innersten ein Geheimnis bleiben zu lassen.» Der Mensch muss begreifen, dass er nicht alles begreift; das Geheimnis des Seins kann er annehmen und verehren, verstehen kann er es nicht. Dabei hat er es zu belassen, denn es gibt gute Gründe dafür, dass uns das Wesentliche entzogen bleibt.

Wer sich nicht mehr auf Kierkegaards christliche Grundüberzeugung einlassen möchte, kann dennoch von ihm lernen – die hohe Kunst der Selbstfindung beispielsweise, der er

Das Geheimnis des Seins kann der Mensch annehmen und verehren, verstehen kann er es nicht.

auf ein Niveau verhalf, das von heutigen Sinnstiftern kaum mehr erreicht wird. Kierkegaard hat den Geschäftsgang in eigener Sache als ein ebenso ernstes wie heiteres Erkenntnispiel betrieben, das in Reichweite existenzieller Rahmenbedingungen bleibt. Es rechnet die Menschenwürde zu dem einen Daseinsgeschenk hinzu, das dem Menschen übergeben wurde; mit ihm muss er umgehen lernen, ohne sich allzu wichtig zu nehmen – aus der Selbsterfahrung des Menschen darf keine Selbstüberschätzung werden.

Offen für Einspruch und Widerruf

Wer sich finden will, muss eine behutsame Seelenerkundung betreiben, die für Einspruch und Widerruf offenbleibt und als vertrauensbildende Massnahme dient. Das Ich, das aus dieser Selbsterfahrung hervorgeht, ist demütig und stolz zugleich; es schaut zum Himmel auf und steht mit beiden Beinen auf der Erde. Von der Grossartigkeit, vom Wunder der Schöpfung sieht es den Glanz, der seinen Abglanz hat in ihm selbst; mehr kann ein Ich, das sich sucht, nicht finden: «Wenn alles stille geworden ist um den Menschen, feierlich wie eine sternklare Nacht, wenn die Seele in der ganzen Welt allein mit sich selbst ist, da tritt ihr nicht ein ausgezeichnete Mensch gegenüber, sondern die ewige Macht selbst; es ist, als ob der Himmel sich öffnete, und das Ich wählt sich selbst, oder vielmehr, es nimmt sich selbst in Empfang [...]. Denn das Grosse ist nicht, dieser oder jener zu sein, sondern man selbst zu sein; und das kann jeder Mensch sein, wenn er will.»

Otto A. Böhmer ist Schriftsteller. Sein neuestes Buch, «Reif für die Ewigkeit – Kierkegaard und das Lachen der Götter», erscheint im Juli im Verlag Karl Alber.

Im alten Auto durchs *Bel Paese* Mark van Huisseling

Marco Maurer: Meine italienische Reise oder wie ich mir in Sizilien einen uralten Cinquecento kaufte und einfach nach Hause fuhr.
Prestel. 240 S., Fr. 41.90

Die Übungsanlage dieses Buchs klingt wie eine Idee, die man nach einem feinen Abendessen beim Lieblingsitaliener entwickelt, kurz vor dem dritten Limoncello. Und dann, leicht verkatert, spätestens im kalten Licht des folgenden Morgens wieder verwirft. Ausser man ist Marco Maurer, ein deutscher Journalist und Reporter.

Er hat tatsächlich einen Fiat Cinquecento von 1968 – nicht irgendeinen, sondern ein Exemplar der seltenen «Langvariante», so etwas wie ein Kombi, mit Bezeichnung «Giardiniera», Gärtnerin – in Messina gefunden, geprüft und gekauft, um damit nach Deutschland zu fahren. Respektive vor allem durch Italien, Tausende Kilometer auf engen Strassen, entlang von Küsten, über Pässe, durch Städte et cetera. Natürlich ist in jedem Roadmovie respektive Buch, das von einer Reise handelt, der Weg das Ziel, auch in diesem.

Und wenn wir's von Klischees haben: Der Autor, mit dem ich bekannt bin, ist klug genug, die Gefahr, solche zu verbreiten, von sich aus anzusprechen respektive einen entsprechenden Haftungsausschluss zu liefern: Ja, er wäre immer gern Italiener gewesen, vor allem in der Teenagerzeit. Doch ausser seinem Vornamen sei vermutlich nichts Südländisches an ihm. Und wie viele andere Deutsche verspüre auch er starke Italien-Sehnsüchte.

Ideen, die zu Herzen gehen

Es folgen auf vielen Seiten Liebeserklärungen an sein neues altes Auto, die «Gärtnerin», die er mal «alte Dame», mal «Oma» nennt. Weshalb sich bei jemandem wie dem Rezensenten, der ein paar Tropfen Benzin im Blut hat beziehungsweise etwas von Autos, Sportwagen hauptsächlich, zu verstehen und solche fahren zu können meint, die Organe zusammenziehen.

Warum kauft sich einer nicht ein anständiges Gefährt für die Reise zu sich selbst, frage ich mich. Im Wissen zwar, dass es wahrscheinlich den meisten Buchlesern, die ja -leserinnen sind, wie man in der Marktforschung lernt, ähnlich ergeht wie Maurer: Sie verfallen dem Glanz und der Ausstrahlung einer alten Dame, einer Oma, die ab und zu nicht den Berg hochkommt. Davon abgesehen – welcher Mann/Kraftfahrer gäbe seinem Auto solche Namen?



Glanz und Ausstrahlung einer alten Dame: unterwegs im Fiat Cinquecento von 1968.

Bevor der Cinquecento auf die Fähre verladen wird, mittels deren der Schreiber das italienische Festland erreicht, besucht er einen Vorbesitzer des Autos auf Sizilien. Das ist eine weitere Idee, die zu Herzen geht. Respektive durch den Magen – natürlich wird überall gegessen und getrunken. Das Buch kommt denn auch mit 25 Rezepten im Stil von «Der Geschmack eines Sommers – Nonna Elenas Giardiniera» daher.

So viel Schwärmerei soll sein. Oder, genauer, muss sein, denn wenn schon schwärmen, dann richtig schwärmen. Und Maurer ist ein grosser Schwärmer. Was dazu führt, dass man fast nicht anders kann, als seinen Text zu mögen,

*Der Autor gehört wohl zu den letzten
Touristen, die Italien bereisten,
als man sich dort noch umarmte.*

auch wenn er einem manchmal ein wenig schwer aufliegt vor lauter Dieses-Land-diese-Leute-diese-Lebensfreude-Duktus.

Weiter geht die Reise durch Kalabrien, Kampanien, Neapel, über die Abruzzen, durch Latium, Rom, Bologna, über den Apennin und durch Ligurien. Mittlerweile kennt man nicht bloss Mensch Marco und Maschine Cinquecento, sondern auch die Familie des Autors und ihre Geschichte. Was kein strenges Urteil ist, sondern ein Lob – schliesslich hat er neben der Reisereportage gleich noch

die Chronik (eines Teils) seiner Familie aufgeschrieben.

Ausgerechnet in Turin, wo sich der Hauptsitz von Fiat befindet und das Auto seinerzeit gebaut wurde, verblüht schliesslich die «Giardiniera» respektive bleibt mit Motor und ein paar anderen Schäden liegen. An einem Morgen im Starkregen. *Se non è vero, è ben trovato* (Falls es nicht stimmt, ist es gut erfunden), denkt man sich möglicherweise. Doch Aufnahmen aus der Werkstatt – starke Bilder, wie alle im Buch, vom Fotografen Daniel Etter – belegen den Sachverhalt.

Die Alte wird irgendwie wiederbelebt und schafft's schliesslich über den Brenner nach München, dann sogar nach Hamburg, wo Marco Maurer lebt. Und das Auto, hoffentlich, noch lange rumkurven und die Betrachter mit seiner Anmut auch dort zum Lächeln bringen wird.

Der Autor und sein Fotograf gehörten wohl zu den letzten Touristen, die Italien bereisten, als man sich dort noch umarmte, küsste, zusammen ass und miteinander trank, als gäbe es kein Morgen, schreibt er, im Januar vergangenen Jahres angekommen, am Ende des Buchs. Und in einem gewissen Sinn gibt es dieses Morgen auch nicht, jedenfalls bis auf weiteres. Nur schon deshalb – Timing ist wichtig – darf der Text als lesenswert beschrieben werden. Jeder gute Schreiber nimmt seine Leser an der Hand und mit auf eine Reise. In diesem Buch gar auf eine, die im Augenblick so nicht erlebbar ist.



Warum die Kirche Europa retten muss

Sebastian Sigler

Alexander Dietz, Jan Doehorn, Axel Bernd Kunze, Ludger Schwienhorst-Schönberger: Wiederentdeckung des Staates in der Theologie. Evangelische Verlagsanstalt. 264 S., Fr. 37.90

Vier Hochschullehrer beleuchten ein grosses, oft vernachlässigtes und von der politischen Linken vielfach diskreditiertes Thema unserer Zeit. Ihre These: Das westliche Christentum, das «römisch» geworden war, transportierte die Idee eines gerechten Staatswesens, das durch eine gerechte und gerechtfertigte Obrigkeit gelenkt wird, mit der biblischen Botschaft untrennbar verwoben. Mit dieser Botschaft beschäftigen sie sich aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln. Die Beiträge hängen inhaltlich zusammen – das belegen die 39 Thesen, die durchgehend nummeriert den Band durchziehen.

Alexander Dietz, Professor für systematische Theologie in Hannover, beklagt eine Fokussierung auf die sogenannte Zivilgesellschaft und einen grassierenden Transnationalismus. Er wendet sich gegen eine Dekonstruktion des Staates und fordert, dass der Staatsbegriff wieder «lebensdienlich» werden müsse. Seine These, sie trägt die Nummer 9: «Luthers Zweiregimente-Lehre ist nach wie vor das beste Fun-

dament evangelischer politischer Ethik.» Womit er den Bogen zur heutigen Bundesrepublik spannt. Er kritisiert die «Grünen» nicht explizit – der Leser erkennt, was gemeint ist.

Ein Kernstück dieses grundlegenden Werkes ist Jan Doehorns Exegese des 13. Kapitels des Römerbriefes, Vers 1–7. Der im englischen Durham lehrende Theologe legt den biblischen Text aus, der die theologische Fundierung einer «gerechten Regierung» im christlichen Glauben bildet. Die Frage, wie der Rechtsstaat verstanden werden sollte, wird dann von Axel Bernd Kunze, der als Pädagoge die Leitung einer kirchlichen Einrichtung innehat, trefflich analysiert. Ausdrücklich warnt er vor einer Moralisierung politischer Debatten, und er nennt dabei die jüngere Debatte um die Migration. Eine solche Moral – eher eine Hypermoral – bringt er in Zusammenhang mit einer «moralisierenden, inquisitorischen Charakterveränderung des Rechts- und Verfassungsstaates». Kunze: «Freiheit wäre dann auf Dauer nur noch als Freiheit im engen Rahmen gesetzter Gesinnungsprüfung lebbar.»

Aufforderung zum Umsturz

Auf den Punkt kommt Kunze mit seiner These Nummer 30: «Wo staatliche Ordnungspolitik durch einen moralischen Individualismus in Frage gestellt wird, nimmt auf Dauer auch der humanitäre Rechtsschutz Schaden. Denn ein moralischer Impetus, der sich über Recht und Gesetz hinwegsetzt, verhindert notwendige Differenzierungen in der Anwendung bestehenden Rechts.» Laut Kunze «eröffnet das Evangelium den Raum für eine Politik aus christlicher Verantwortung, die im politischen Diskurs Kontur gewinnt und eine Verschiedenheit säkularer Gesetze zulässt». Das Christentum als Mutter der Toleranz – voilà!

Basierend auf der Exegese des Römerbriefes wird in diesem wahrlich inhaltsschweren Band ein Bild des Staates entwickelt, das nicht des Aufruhrs und der latenten Aufforderung zum klandestinen oder offen propagierten Umsturz bedarf. Es ist ein Manifest gegen Klimahysterie, gegen die Hypermoral einer angeblichen Geschlechtergerechtigkeit, gegen die Enteignungsversuche und die Fantasien von der Erschiessung wohlhabender Bürger, wie sie im grünlinken Spektrum bundesdeutscher Polit-Agitatoren kursieren.

Wirkmächtig wird dagegen erklärt, warum es die traditionelle, die konservativ verstandene christliche Kirche sein muss, die Europa davor rettet, nicht mehr «römisch» – und damit nicht mehr existent! – zu sein. Ein Standardwerk haben die vier Autoren geschaffen. Zunächst irritiert zwar, dass dieses inhaltlich so gewichtige Werk im Taschenbuchformat erschienen ist. Aber das ist vielleicht gerade ein Vorteil – dieses Buch gehört in jede Manteltasche, gehört in jede Aktentasche, sollte immer griffbereit sein.

Tausend Liechtensteins

David Dürr

Hans-Hermann Hoppe: Über den demokratischen Untergang und die Wege aus der Ausweglosigkeit. Holzinger. 197 S., Fr. 15.90

Die unaufhaltsam wuchernde Staatsgläubigkeit – siehe Covid-19-Massnahmen – wird zu einem guten Teil von Akademikern getragen. Virologen, Epidemiologen, aber auch Ökonomen und Philosophen predigen den allein seligmachenden Staat. Kein Wunder, werden doch all diese Professoren von ihm recht gut bezahlt. Gekaufte Wahrheit!

Es gibt Ausnahmen. Der Ökonom und Philosoph Hans-Hermann Hoppe hat sich, obwohl er auf eine erfolgreiche akademische Karriere zurückblickt – in Deutschland und als Universitätsprofessor in den USA –, nicht korrumpieren lassen. Er ist gegenüber staatlich verordneter Wahrheit kritisch geblieben, ja immer kritischer geworden. Trotz seinen akademischen Meriten verliert er sich nicht in abgehobenen Gesechtheiten, sondern erklärt pointiert, was die Quintessenz seiner philosophischen und ökonomischen Erkenntnisse ist.

Das macht diese Sammlung von fünfzehn Artikeln, Reden und Interviews aus den letzten Jahren zu einer ebenso gehaltvollen, überraschenden wie vergnüglichen Lektüre. Wenn Hoppe Klartext redet, ist das nicht Simplifizierung, sondern fundiertes und auf den Punkt gebrachtes Denk- und Wissenskonsensat: Da liest man nach stringenter Herleitung ein so unmissverständliches Fazit wie das, dass Steuerhinterziehung zwar gefährlich und deshalb nicht ratsam sei, jedoch moralisch gerechtfertigt; und dass man deshalb nicht Uli Hoeness, sondern die Diebesbande Merkel, Schäuble, Steinmeier und Co. einsperren sollte.

Solche und ähnliche Aussagen veranlassten einen Interviewer zur Frage, ob Hoppe denn nicht den Vorwurf fürchte, er übe Schelte auf dem Niveau der *Bild*-Zeitung. «Na und?», antwortete er, «bis zum 20. Jahrhundert gab es kaum einen wichtigen politischen Denker, der sich nicht abfällig über die Demokratie geäussert hat.» Das tue er jetzt halt ebenso, Demokratie sei noch immer ein ungerechtes Herrschaftssystem, es heuchle Gutmenschen vor, sei in Tat und Wahrheit aber das, was Nietzsche zu Recht «das kälteste aller kalten Ungeheuer» nannte.

An die Stelle dieses Ungeheuers setzt Hoppe, der sich als anarchokapitalistischer Sozialethiker bezeichnet, eine Alternative: Sezession und politische Dezentralisierung – beziehungsweise, an die Stelle der Nationalstaaten und der ökonomisch und moralisch perversen EU gehöre ein Europa der tausend Liechtensteins.

Mehr als eine frühe Feministin

Anton Beck

Tove Ditlevsen: Kindheit. Jugend. Abhängigkeit (Kopenhagen-Trilogie). Aufbau. Je Fr. 27.90

Als Schriftsteller oder Schriftstellerin den eigenen Ruhm nicht zu erleben, hat mehrere Nachteile. Es entgeht einem nicht nur ein grosser Batzen Geld, sondern in das eigene Werk wird von allerlei Experten jede Menge hineininterpretiert, ohne dass man etwas dagegen unternehmen kann. Tove Ditlevsens Büchern passiert genau das. Die Dänin, 1917 in Kopenhagen geboren, ergatterte zwar zu Lebzeiten einen Platz in der skandinavischen Literaturgeschichte, aber der Hype um sie dürfte selten so gross gewesen sein wie in diesem Frühling. Ihre Kopenhagen-Trilogie «Kindheit», «Jugend» und «Abhängigkeit», die derzeit in sechzehn Sprachen übersetzt wird, hat es in den letzten Wochen in fast jedes Feuilleton und auf die *Spiegel*-Bestsellerliste geschafft.

Ditlevsens Trilogie spielt mit dem, was die Literaturwissenschaft Autofiktion nennt. Sie erzählt ihr eigenes Leben, vom Aufwachsen im Vesterbro der 1920er Jahre, einem damals ärmeren Stadtteil von Kopenhagen, über die Jugendjahre, die vom Wunsch geprägt sind, Schriftstellerin zu werden, bis hin zum Leben mit Mann und Kind. Vergleiche sind naheliegend: Der bekannteste Name, den der Verlag aufführt, ist wohl Annie Ernaux, die französische Autorin, die durch ihre autobiografischen Erzählungen Bekanntheit erlangte. Vor allem aber – gerade im skandinavischen Kontext – drängt sich beim Lesen von Ditlevsens Trilogie der Norweger Karl Ove Knausgård auf.

Gegenwärtigkeit des Alltäglichen

Knausgård's sechsteiliges Werk «Mein Kampf» erzählt – wie Ditlevsen in ihrem – vom Aufwachsen in Skandinavien und vom Wunsch, Schriftsteller zu werden. Während Knausgård sich als Sohn am alkoholkranken Vater abarbeitet, nimmt Ditlevsen die diversen gefährlichen Substanzen selbst und versucht, aus der elterlichen Obhut auszubrechen: «Für meine Mutter wäre es genauso undenkbar, mich in einen anderen Stadtteil zu schicken wie nach Amerika.» Auch stilistisch erinnert Ditlevsens Erzählweise an die Präzision und Gegenwärtigkeit des Alltäglichen, für die Ernaux und Knausgård gefeiert wurden. Der Anfang von «Abhängigkeit» lautet: «Alles im Wohnzimmer ist grün, die Wände, die Teppiche, die Gardine, und ich befinde mich immer darin, wie in einem Bild. Jeden Morgen wache ich gegen fünf Uhr auf und beginne, auf der



Exzesse und Zeitgeschichte: Autorin Ditlevsen (1917–1976).

Bettkante sitzend, zu schreiben, während ich frierend die Zehen anziehe, denn da wir Mitte Mai haben, wurde die Heizung schon ausgestellt.» Die neue Übersetzung der Skandinavistin Ursel Allenstein verleiht Ditlevsen eine sehr gegenwärtige Sprache.

Der Band «Abhängigkeit» trägt im dänischen Original den Titel «Gift», was sowohl Abhängigkeit beziehungsweise Sucht wie auch verheiratet bedeutet. Darin wird bereits die im Buch verhandelte Kritik an der Ehe und der männerdominierten Gesellschaft des letzten Jahrhunderts angedeutet. Oberflächlich betrachtet lässt Ditlevsen sich leicht als «Frühfeministin» deklarieren, was zum aktuellen Hype beiträgt. Doch so einfach sollte man es sich nicht machen, denn in der Kopenhagen-Trilogie steckt mehr.

Anders als bei Knausgård liest sich Ditlevsens Leben rauer, strapazierter. Exzesse haben da ebenso ihren Platz wie die Zeitgeschichte: ««Vielleicht», sagte er ernst, «sollte man in den Widerstand gehen. Nachdem Frankreich

gefallen ist, sieht es ja nicht gut aus.» Auch scheut Ditlevsen den Humor nicht. Weil sie seit der Geburt ihres Kindes keinerlei Lust mehr hat, mit ihrem Partner Ebbe zu schlafen, kauft jener ein Kamasutra-ähnliches Buch, worauf Ditlevsen schreibt: «Morgens sind wir beide völlig erschöpft von der ganzen Akrobatik, aber eine Besserung tritt nicht ein.»

Gerade die Beziehung zu Ebbe zeigt, dass der Titel «Abhängigkeit» nicht nur als Kampf-ansage an das Patriarchat zu verstehen ist, sondern auch als etwas kitschig-romantische Sucht nach einem Menschen. Wenn Ebbe vor der Erzählerin einknickt und fragt, was eine so berühmte und schöne Frau denn mit einem versoffenen «Ungeheuer» wie ihm wolle, wirkt ihr «Wir haben ein Kind zusammen und ausserdem will ich keinen anderen Mann als dich» unbeschreiblich versöhnlich mit den fehlbaren Männern dieser verfehlten Welt, mit der sie selbst sich schliesslich nicht versöhnen konnte. Tove Ditlevsen nahm sich am 7. März 1976 das Leben.

Expertin fürs Töten

Pierre Heumann

Yishai Sarid: Siegerin. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama. Kein & Aber. 240 S., Fr. 31.90

Yishai Sarid greift mit seinem jüngsten Roman ein Tabu auf. In «Siegerin» hat die Psychologin Abigail die Aufgabe, aus jungen israelischen Soldaten und Soldatinnen Tötungsmaschinen zu machen. Es genüge nicht, den Soldaten den Befehl zum Töten zu geben, sagt sie jungen Bataillonsführern. Sie müssten die jungen Menschen von ihren Gewissensbissen befreien.

Abigail ist eine sympathische Karrierefrau, die in ihrer Mission aufgeht. Die Expertin für die Psychologie des Umbringens identifiziert sich derart mit dem Auftrag, die weiche Mehrheit der Soldaten zum Töten auszubilden, dass sie an der Front mit Scharfschützen sprechen will. Zweihundert Meter vom Grenzzaun entfernt, versetzt sie sich in die Nöte und Motive der Uniformierten. Diese Erfahrung sei die Voraussetzung für den Erfolg ihrer Arbeit, ist sie überzeugt. Sie müsse wissen, wie Soldaten auf tödliche Einsätze vorbereitet und gleichzeitig gegen Traumata resistent gemacht werden können.

Moralische Hemmnisse

Wie sie bei einer dieser Einsätze neben einem Offizier am Boden liegt und sich der Feind auf der anderen Seite dem Zaun nähert, hat sie keine moralischen Bedenken, auf den Abzug zu drücken und zu töten. Vielmehr wundert sie sich über die Kühnheit und Dummheit der Männer, die mit Sprengsätzen und Molotowcocktails auf der anderen Seite der Grenze auf den Zaun zugehen und provozieren. Der Offizier, der ihr den Umgang mit dem Gewehr beibringt, wird später ihr Liebhaber. Töten und Erotik sind nahe beieinander.

Und doch: Der Roman ist keine Verherrlichung des Tötens. Neben der hochintelligenten Abigail spielen Gegenfiguren eine wichtige Rolle, die das Ziel der Militärpsychologin und ihres Auftrags kritisch ausleuchten. Auch wenn die Protagonistin überzeugt ist, das Richtige zu tun, indem sie moralische Hemmnisse gegen das Töten abbaut, zeigt Sarid die Beschädigungen in der israelischen Gesellschaft. In ihrer Praxis behandelt Abigail kaputte, traumatisierte Menschen, die mit ihren Kriegserlebnissen nicht zurechtkommen.

Der Künstler Mendi wendet sich an sie, weil ihm die Menschen, die er während seiner militärischen Einsätze getötet hat, nachts den Schlaf rauben. Er träume, dass sie zurück-

kommen, um sich an ihm zu rächen. Abigails Vater, ein klassischer freudianischer Psychoanalytiker, wirft ihr vor, Dienerin der Macht und Teil der Maschinerie zu sein, die unentwegt Elend produziere.

Die israelische Tragödie

Sarid, der in der israelischen Armee gedient hat und kein naiver Pazifist ist, zeigt die zerstörerische Wucht des Kriegs nicht am Elend des feindlichen Gegenübers. Er will kein Mitleid mit den Menschen auf der anderen Seite erregen. Die Gräueltat des Kriegs belegt der praktizierende Rechtsanwalt vielmehr anhand des Leids, das die Soldaten nach der Schlacht nach Hause tragen. Die israelische Tragödie sei, sagt Sarid in einem Interview, dass das Überleben des Staates erfordere, seelische Verletzungen hinzunehmen.

Die Behandlung von posttraumatischen Belastungsstörungen ist denn auch ein Bereich, auf den sich Israel spezialisiert hat. Von Soldaten, die einen Granatschock erleiden oder

Sarid zeigt die zerstörerische Wucht des Kriegs nicht am Elend des feindlichen Gegenübers.

im Nahkampf bestehen müssen, bis hin zu Kindern, die vor Raketen aus dem Gazastreifen fliehen, sind Israelis wahrscheinlich mehr Traumata ausgesetzt als jede andere Bevölkerung in der entwickelten Welt.

Auch Shauli, der einzige Sohn der allein Erziehenden Abigail, kommt seelisch zer schlagen von einem Einsatz gegen den Feind zurück. «Krieg», sagt er zu seiner Mutter, sei «gar nicht schön». Der Satz klingt zwar reichlich banal. Aber weil er vom Spross der Frau stammt, die Soldaten mit viel Leidenschaft zum Töten verführt, ist er stark. Durch das Leiden ihres Sohns erfährt Abigail hart und schmerzhaft, welche zerstörerische Wirkung ihre Arbeit auf die psychische Gesundheit der Soldaten haben kann.



Ohne Worte

Die Sprache

Der Ruf der Beiz

«Es war dann öppen keine Beiz», so betitelte die *VHTL*-Zeitung anno 1960 eine Berichtigung. Ein Restaurateur hatte dem Gewerkschaftsblatt mit rechtlichen Schritten gedroht, weil man seine Gaststätte eine Beiz genannt hatte.

Es gab eine Zeit, da wurde die Beiz in einem Atemzug genannt mit Kaschemmen, Spelunken, Spunten und Knellen («Chnelle» auf Schweizerdeutsch). Was Wunder, ist doch dieses Wort aus dem jiddischen «bajis» (Haus) über die sogenannte Gaunersprache Rotwelsch ins Deutsche gelangt.

«Kennst du keine Beiz in der Stadt, wo man sich einmal ordentlich besaufen kann?», heisst es in Friedrich Glauers Erzählung «Beichte in der Nacht» (1934). Kurt Meyers «Schweizer Wörterbuch» (2006) bezeichnet die Beiz noch als «abwertend». Für den Duden ist sie ein Wirtshaus oder eine Kneipe.

Eine kleine Meldung in der *Tat* vom 13. Februar 1976 trug den Titel «Auf 230 Einwohner eine <Beiz>». Man beachte die Anführungszeichen. Die Beiz fühlte sich im Hochdeutschen noch nicht heimisch, hat es aber verstanden, sich via Stammbeiz, Quartierbeiz und Fressbeiz(li) bei uns einzuschmeicheln. Man geht auf eine Beizentour und bedauert das Beizensterben. Viele verkehren vorzugsweise in Alternativ- oder Kulturbeizen. Peter Bichsel wurde in der *Schweizer Illustrierten* einmal als berühmtester Beizenhocker der Schweiz bezeichnet. Die Beiz hat es sogar geschafft, als Kulturgut bezeichnet zu werden.

Auch heute flammen immer noch Diskussionen auf. Die Ombudsstelle der SRG hatte sich kürzlich mit einer Beschwerde gegen «Schweiz aktuell» zu befassen und befand, der Begriff «Beiz» sei nicht verletzend oder abschätzig, unter anderem auf die Fernsehsendung «Mini Beiz, dini Beiz» verweisend. Wenn Spitzengastronomen nicht Beizer genannt werden möchten, ist dies ihr gutes Recht. Die Beiz aber arbeitet kontinuierlich an ihrem Ruf, wie der Titel «Die besten Wild-Beizen!» auf Gaultmillau.ch beweist. Welches Wort ist denn zu einem Synonym für ein Feinschmeckerlokal oder ein Sternerestaurant geworden? – Die Edelbeiz.

Max Wey

Wenn das Fernsehgericht tagt

Dokumentationen über Promis boomen.

Je deutlicher sie Partei ergreifen, desto grösser ihr Erfolg. Objektivität war gestern.

Beatrice Schlag

Allen v. Farrow: HBO

Framing Britney Spears: *New York Times*

Surviving R. Kelly: Lifetime Television

Der bisher vernichtendste Film der neuen Ära der Prominenten-Dokus ging in den letzten Wochen bei HBO über den Sender: Die vierteilige TV-Dokumentation «Allen v. Farrow» rollte den erbitterten Sorgerechtskampf zwischen Regisseur Woody Allen und seiner Ex-Frau Mia Farrow wieder auf, begleitet von Farrows Anschuldigungen, Allen habe während ihrer Ehe die gemeinsame, damals siebenjährige Adoptivtochter Dylan sexuell belästigt. Dylan Farrow, heute 35, bekräftigte die Aussagen ihrer Mutter. Im Gerichtsurteil von 1993 wurde Woody Allen trotz des unverhohlenen richterlichen Unmuts über sein Verhalten für unschuldig erklärt.

Dass der Regisseur bereits während des Prozesses mit Soon-Yi lebte, einer anderen Adoptivtochter von Mia Farrow, erregte vor allem bei Frauen Empörung, war aber juristisch nicht von Belang. Soon-Yi war von Allen nie adoptiert worden und seit Beginn ihrer sexuellen Beziehung mit ihm volljährig. Seiner Karriere schadete der Skandal kaum. Verehrung des Meisters ging vor Zweifeln an seinem möglicherweise bedenklichen Privatleben. Wer wusste schon, was wirklich geschehen war? Wie bei fast allen Anschuldigungen wegen sexueller Delikte stand Aussage gegen Aussage. «Es spielt keine Rolle, was wahr ist», sagt Mia Farrow im Film, «was zählt, ist, was geglaubt wird.»

Attacke des Farrow-Clans

Da Woody Allen sich geweigert hatte, in dem Dokumentarfilm seine Version der Dinge zu schildern, geriet «Allen v. Farrow» zu einer Unisono-Attacke des grossen Farrow-Clans. Neues über den fast dreissig Jahre zurückliegenden Fall erfuhren die Zuschauer nicht. Dafür erhielten die Entrüsteten unter ihnen durch die gesammelten Anwürfe der Farrows genug emotionale Munition, um zu Tausenden in den Social Media loszuballern. Tenor: Un-

fassbar, wie sich vor #MeToo die Justiz schützend vor Schweine wie Allen gestellt hatte. Nun endlich war wenigstens im Fernsehen den Opfern Gerechtigkeit widerfahren. Die *Los Angeles Times* nannte den Film «einen Nagel im Sarg von Woody Allens Vermächtnis».

«Allen v. Farrow» ist keine Ausnahme, sondern lediglich das letzte Beispiel einer Serie von Berichten über Prominente, die heute unter dem Label Dokumentarfilm laufen. Waren Dokumentarfilmer nicht die Regisseure, die sich bemühten, menschliche Verfehlungen aus Täter- und Opfersicht zu zeigen, also dem unerreichbaren Ideal der Objektivität so nahe

«Es spielt keine Rolle, was wahr ist», sagt Mia Farrow im Film, «was zählt, ist, was geglaubt wird.»

wie möglich zu kommen? Waren sie nicht diejenigen, die bis vor ein paar Jahren mit Glück zu einem Filmfestival eingeladen wurden und deren Filme danach so gut wie nie ins Kino kamen, sondern höchstens nach Mitternacht in einem TV-Kulturgefäss liefen? Das traf vor Netflix, Hulu, Sky und Amazon überwiegend zu. Aber der immer grössere Bedarf an Streaming-Material und die veränderten Sehgewohnheiten des Publikums haben für den Dokumentarfilm neue Kriterien geschaffen. Ausgewogenheit gehört nicht mehr dazu.



Reality-Shows wie «Der Bachelor», «Bauer, ledig, sucht ...» oder «Frauentausch» haben mit Realität wenig zu tun. Viele davon sind *scripted*, das heisst, die Mitwirkenden folgen weitgehend dem vom Regisseur vorgegebenen Dialog und Ablauf. Dennoch glaubt Dr. Allison Covey, Ethikerin und Expertin für Pop-Kultur an der Villanova University in Pennsylvania, dass Reality-Shows die Ansprüche an das, was ein Dokumentarfilm heute bieten soll, wesentlich geprägt haben. «Die Erwartung, dass er objektiv und lehrreich sein soll, ist weitgehend verschwunden», sagte sie in einem Interview mit CNN. «Vor allem bei beliebten Streaming-Diensten wie Netflix wollen die Zuschauer gefühlsmässig involviert und lieber unterhalten als ausgewogen informiert werden.»

Ebenfalls deutlich verändert haben sich nach ihrer Erfahrung die Erwartungen an Prominenten-Dokus durch Sendungen über wahre Kriminalfälle: «Die beiden Sparten überschneiden sich in vielem: In Dokumentarfilmen wie «Framing Britney Spears» müssen wie bei Verbrechen rätselhafte Dinge gelöst oder Verschwörungen aufgedeckt werden. Das Publikum wird eingeladen, seine Theorien zu entwickeln, und es teilt diese oft bereitwillig auf den Social Media, was das Interesse an den Filmen weiter verstärkt.»

«Framing Britney Spears» war der Anfang Februar ausgestrahlte Dokumentarfilm über die amerikanische Pop-Sängerin, die mehr Platten verkauft hat als jede amerikanische Sängerin vor ihr. Als sie sich 2007 ihren Schädel rasierte, auf Paparazzi eindrosch und sich mit Baby auf dem Schoss ans Steuer setzte, wurde sie unter die Vormundschaft ihres ungeliebten Vaters gestellt. Noch immer darf die heute 39-Jährige mit dem dreistelligen Millionenvermögen weder Verträge unterschreiben noch Besucher ohne väterliche Zustimmung empfangen. Viele ihrer treuen Fans schlossen sich zur Bewegung «Free Britney» zusammen, die immer dann vor dem Gerichtsgebäude protestiert, wenn ein neuer Gerichtstermin stattfindet, in dem Britney die Vormundschaft ihres Vaters anfiht. Warum sie damit seit Jah-



Opfertheorie: Szene aus «Framing Britney Spears».

ren erfolglos ist, lässt der ihr durchaus wohlgesonnene Film offen.

Verdacht einer Verschwörung

Der Verdacht einer dunklen Verschwörung zwischen Justiz und dem angeblich geldgierigen Vater zieht sich durch den ganzen Film. Die plausiblere und immer wieder im Internet auftauchende Erklärung ist, dass Britney Spears manisch-depressiv sei und gelegentlich abrupt und mit verheerenden gesundheitlichen Folgen ihre Medikamente absetze. Das muss nicht stimmen, aber wäre in einer Dokumentation mindestens ebenso eine Erwähnung wert wie die Verschwörungsspekulationen, die sie zum Opfer machen. Britneys Vater ist zwar ihr Vermögensverwalter, muss aber dem Gericht jeden Cent, den er dafür kassiert, penibel begründen. Aber das passt nicht recht zur Opfertheorie.

Dass sich nicht nur Gerichte, sondern auch die öffentliche Meinung bei Skandalen Prominenter jahrzehntelang auf die Seite der Männer schlug, ist unbestritten. Als sich Britney Spears und der Sänger Justin Timberlake 2002 nach vier Jahren Verlobung trennten, machte er unmissverständlich klar, dass der Grund dafür ihre Untreue war. Sie war die Schlampe. Er schob auch gleich den Song «Cry Me a River» nach mit den Zeilen: «Du brauchst nicht zu sagen, was du getan hast. Ich

weiss es schon, ich habe es von ihm gehört.» Es war offensichtlich eine kalkulierte Lüge, der Song wurde ein Hit. Siebzehn Jahre später, wenige Tage nach der Ausstrahlung von «Framing Britney Spears», entschuldigte sich Timberlake öffentlich bei ihr: «Ich profitierte von einem System, das Frauenfeindlichkeit billigt. Ich habe Fehler gemacht.»

Der Erfolg der vorwiegend amerikanischen Dokumentarfilme mit Hang zur Einseitigkeit begann nicht zufällig mit dem Fall Weinstein und der rasant grösser werdenden #Me-

Der Erfolg der Dokumentarfilme mit Hang zur Einseitigkeit begann nicht zufällig mit dem Fall Weinstein.

Too-Bewegung. Die meisten Filme handelten und handeln von berühmten Männern, deren erwiesenes oder vermutetes Sexualverhalten heute gesellschaftlich nicht mehr tragbar ist. In den USA wurden deswegen Dutzende von TV-Moderatoren, Politikern und Schauspielern gefeuert. Kein Thema verursachte in den Social Media mehr Aufruhr. Unvoreingenommenheit den als Tätern Verdächtigten gegenüber ist in einem solchen Klima für TV-Filmer ein garantierter Quotenkiller. Kommt hinzu, dass sich kaum einer der Angeschuldigten vor der Kame-

ra ausfragen lassen wollte – weder Woody Allen noch Tiger Woods oder Dominique Strauss-Kahn («Zimmer 2806: Die Anschuldigung»). Michael Jackson war seit zehn Jahren tot, als Netflix «Leaving Neverland» zeigte.

Comeback unwahrscheinlich

Die Karriere ruiniert hat die TV-Serie über seine Person bisher einem einzigen Prominenten: R. Kelly. Der Sänger und Komponist, lange als «King of R & B» gefeiert, wurde seit den neunziger Jahren mehrmals von jungen, oft minderjährigen Frauen des sexuellen Missbrauchs bezichtigt. Er bestritt alle Anklagen und kam stets damit durch. Erst die im Januar 2019 ausgestrahlte sechsteilige Doku-Serie «Surviving R. Kelly», in der fast fünfzig Frauen über seine teilweise brutalen sexuellen Misshandlungen aussagten, führte zu seiner Verhaftung.

Seit Juli 2019 sitzt er in Chicago in Untersuchungshaft, angeklagt nicht nur wegen sexueller Verbrechen, sondern auch wegen Menschenhandels, Kinderpornografie, organisierten Verbrechens und Justizbehinderung. Freilassung auf Kautions wurde abgelehnt. Ein Comeback ist eher unwahrscheinlich. Aber wie bei Michael Jackson spielen die Radiosender, die ihn nach der Ausstrahlung der Doku-Serie boykottierten, seine Lieder längst wieder. So weit geht *cancel culture* dann doch nicht.



Traumotive unruhiger Nächte: Tätowiererin Ajja S.F. Leu (Mitte).

Kunst Am Rand des Wahnsinns

Rolf Hürzeler

Leu Art Family: Caresser la peau du ciel.
Museum Tinguely, Basel. Bis 31. Oktober

Ein Widder ist ein Paarhufer mit geschwungenen Hörnern. Die Zeichnerin Ajja S.F. Leu hat ein solches Wesen leicht verfremdet zu Papier gebracht, mit einem Kopf, der an einen menschlichen Schädel erinnert. Solche und ähnliche Zeichnungen verschönern die Körper und Gliedmassen unzähliger Zeitgenossen, die ihr Äusseres mit Tinte verzieren lassen. Viele Menschen tragen heute Tattoos und Piercings so selbstverständlich wie Lippenstift, Goldkettchen oder Ohringe. Jetzt ist die Zierde im Museum angekommen.

Die Ausstellung «Leu Art Family. Caresser la peau du ciel» erzählt die Geschichte einer Tätowierfamilie, in deren Mittelpunkt das Ehe-

paar Loretta und Felix Leu stehen. Dieser wiederum ist der Sohn der verstorbenen Künstlerin Eva Aepli, der ersten Frau von Jean Tinguely – womit die Verbindung zum Haus gegeben ist. Das Tinguely-Tattoo-Universum ist in zwei Räume aufgeteilt, die laut Ausstellungstext im Zeichen der chinesischen Dualität Yin und Yang stehen. Der erste Saal, das Yin, ist verdunkelt und somit der Nacht sowie dem Mond zugewandt. Der zweite, das Yang, ist von Licht durchflutet und symbolisiert die Sonne – alles klar?

Abenteuerlustiger Tintensüchtiger

Schier unzählige Skizzen von Tätowierungen warten im Yin auf den Besucher. Darunter hat es viel grässliches Gewürm, viele Fabelwesen und Fantasy-Figuren. Auch Seefahrermotive sind verbreitet und groteske Frauendarstellungen, meist mit einem XXL-Busen versehen. Über dieser Skizzensammlung thront eine Videoinstallation, die eine Art Schädel im dauernden Wandel zeigt, vom Totenkopf über einen *warrior* bis zur verzerrten Fratze. Eine geradezu beängstigende Fülle von Traummotiven unruhiger Nächte ist hier versammelt.

Der Schritt vom Yin zum Yang ist für den Besucher einfacher, als man denkt. Man begibt sich vom Dunkel in das Licht des benachbarten Saals und ist mit dem Kunterbunt querbeet hängender Bilder konfrontiert. «Ein Gesamt-

*Schier unzählige Skizzen
von Tätowierungen warten
im Yin auf den Besucher.*

kunstwerk im Zeichen des Himmels, an dem die Sterne hängen», heisst es dazu, auch wenn das nicht exakt dem Yang entspricht. Da lockt etwa eine farbige Sphinx, oder eine doppelgesichtige Frau regt zum Rätseln über ihren Charakter an. Andernorts leuchtet ein Abendrot hinter Bergen hervor, um an die Vergänglichkeit des irdischen Daseins zu erinnern.

Dokumentiert das Yin das gestalterische Spektrum von Tätowierungen, beleuchtet das Yang die Vielfalt der Impulse dieses Milieus. Sie reichen von abendländisch-christlichen Motiven über asiatische Zeichen bis zu Sujets aus prähistorischen Zeiten.

Loretta und Felix Leu reisten in den späten sechziger und siebziger Jahren mit ihren vier Kindern um die Welt und tätowierten ihre Kundschaft. Das Tattoo war und ist offenkundig ihr Lebensinhalt, auch wenn sie heute sesshaft geworden sind. Drei Generationen des Leu-Clans haben sich dem Metier verschrieben, wie ein dekorativer Stammbaum belegt. Das alles erinnert ein bisschen an den amerikanischen Schriftsteller John Irving, der mit seinem Roman «Bis ich dich finde» dem Milieu ein Denkmal setzte. Im Mittelpunkt der Geschichte steht ein abenteuerlustiger Tintensüchtiger – er hätte perfekt in das Yin und in das Yang von Tinguely gepasst.

Pop Stressabbau zum Schmunzeln

Anton Beck

K.I.Z: Und das Geheimnis der unbeglichenen Bordellrechnung. Eklat Tonträger.

Am Ende des Selbstmitleids beginnt die Wut. Auf die Welt, auf die Mitmenschen, auf sich selbst. Das zeigt sich auch in der Musik. Während Indie-Pop feststellt, dass die Welt grausam und die Umstände aussichtslos sind, und in Zurückgezogenheit verfällt, pariert Rap dieselbe Erkenntnis mit narzisstischer Gleichgültigkeit. Das führt bei Letzterem dann zu Reimen wie: «Ich mach' Liegestütze mitten im Club. Trage teuren Pelz und glitzernden Schmuck» oder «Ein verrückter Wissenschaftler kreuzte uns mit Auberginen. Wir machen Urlaub in den Sodomit».

Zu finden ist diese geballte Wut und all der Nonsense auf dem neuen K.I.Z-Album «Und das Geheimnis der unbeglichenen Bordellrechnung». Teilweise in gerade mal fünfzig Sekunden langen Liedern pendelt das dann



Geballte Wut und all der Nonsense:
K.I.Z-Cover.

zwischen Ironie und der nicht ganz so ironischen Lust auf Vernichtung: «Ein Dorf vernichtet, unzählige Tote. Denn manchmal vertausch' ich Playsi-Controller und den von der Drohne.» Im Hintergrund drückt einem dieses starke, verschwitzte Hauchen in die Ohren, diese selbstbewussten Beats und die unterschwelligsten, düsteren Melodien. Alles lähmt einen – wie ein Tinnitus nach einer Granatexplosion.

«Nenn es AH-Effekt»

Dieses ruppige Auftreten der Berliner Rap-Gruppe K.I.Z ist nicht überraschend. Die ehemals vier, mittlerweile nur noch drei Bandmitglieder überschritten im letzten Jahrzehnt mehrmals provokativ die Grenzen des guten Geschmacks. Etwa mit ihrem Song «Ich bin Adolf Hitler», in dem jener «deutsche Bad Boy», jener «erste Österreicher auf dem Spiegel-Cover», wie es im Song heisst, sich als Hipster durch die Strassen tummelt, während im Hintergrund Sätze fallen wie: «Ladys finden meinen Quadrat-Bart perfekt, sie lieben Adolf Hitler, nenn es AH-Effekt.» Oder als die Rapper beim «Wir sind mehr»-Konzert in Chemnitz gegen rechte Gewalt mit – so mag es für Leute, die K.I.Z noch nie hörten, wirken – durchaus gewaltverherrlichenden Texten auftraten.

Wer sich jedoch durch ihre Alben hört, die immer originelle Titel wie «Sexismus gegen Rechts» (2009) tragen, versteht den K.I.Z-Spin. Vieles davon ist im Rap-Milieu notwendige Koketterie, der Rest Gesellschaftskritik – wie etwa der Song «Doitschland schafft sich ab», ein ironischer Angriff auf Thilo Sarrazins fast gleichnamiges Buch. Was jedoch fast immer sitzt, sind die eingängigen Melodien, die perfekte Produktion und die Sätze, die einem ein Schmunzeln abringen: «Damit hab'n die nicht gerechnet, diese dummen Bullenschweine. Bevor ich 'ne Strafe zahle, fresse ich die Hundescheisse.»

Es gäbe viele K.I.Z-Reime, die sich zu zitieren lohnten. Mit dem neuen Album und der jüngst erschienenen Single «VIP in der Psychiatrie» sind es nun ein paar mehr geworden. Sie eignen sich besonders in der jetzigen Zeit zum Stressabbau. Sich einen Boxsack oder ein paar Hanteln kaufen und «Bin ein infantiler Glatzkopf wie Charlie Braun. Ich reisse dir den Kopf ab, weil er ragt über den Gartenzaun» mitzurappen, kann unglaublich entspannend sein.

Aber keine Angst, es dürfte auch wieder etwas gesellschaftskritischer und nachdenklicher werden. Denn «Und das Geheimnis der unbeglichenen Bordellrechnung» ist eine Art Vorbote zum Album «Rap über Hass», das im Mai erscheinen soll. Es ist eine gängige Praxis im Rap, ein Blödel-Album und bald darauf ein ernstes aufzunehmen – so ist für jeden etwas dabei.



Schlawiner: Schauspielerin Pulver.

Film Entfesseltes Fräuleinwunder

Wolfram Knorr

Der Korrespondent des *Time Life*-Magazins in München, Franz Spelman, war baff, als 1950 Susanne Erichsen zur ersten Miss Germany gekürt wurde: Das Land lag in Trümmern, da stolzierte eine selbstbewusste junge Dame triumphierend über den Laufsteg. Hier passiere ein «Fräuleinwunder», kabelte Spelman seiner Redaktion. Nicht erstaunlich: Auf der Leinwand dominierten die Leidensfrauen, ein Reflex auf die Nazi-Filme. Im Nachkriegskino machten die Männer Karriere, die Frauen hatten ein Gewissen und übernahmen den Weltschmerz. Stars dieser Opferschwülstigkeit waren Ruth Leuwerik, Maria Schell, Hildegard Knef. Masochismen und Märtyrerposen prägten ihr Leinwandleben.

Da platzte die Schweizerin Liselotte Pulver als leibhaftige Antithese in die Szene, eine Neuversion der Flapper, jener burschikosen Optimistinnen, die Kauzigkeit mit erotischer Koketterie mixten. Von Emanzipation war noch keine Rede, das «Fräulein» hatte den Kaffee zu bringen; Liselotte Pulver aber unterlief diese Gepflogenheit mit Schlawiner-Bockigkeit.

In «Männer im gefährlichen Alter» (1954) ist sie das Mündel von Hans Söhnker, diesem Inbegriff des jovialen Hosenträger-Grandseigneurs. Bald entpuppt sie sich als Wildfang, um das konservative Weltbild Söhnkers auf den Kopf zu stellen. In «Heute heiratet mein Mann» (1956) stürmt sie als geschiedene Modeschöpferin die Barrikaden männlicher Selbstherrlichkeit. Johannes Heesters, Paul Huberschmid, Gustav Knuth, Charles Regnier – die Nomenklatura des männlichen Nachkriegsfilms – «umzingeln» sie, und wie ein Wirbelwind bringt sie sie durcheinander.

Die 1929 in Bern geborene Schauspielerin wurde schon zu Beginn ihrer Karriere Part-

Fortsetzung auf Seite 70

Fortsetzung von Seite 69

nerin von Leinwandgrössen wie Hans Albers, O. W. Fischer, Albert Lieven und 1960 von Gustaf Gründgens. Mit ihrem Lachen, das zu ihrem Markenzeichen wurde, versteckte sie ihre Virtuosität als Charaktermimin. 1966 erkannte der Nouvelle-Vague-Cineast Jacques Rivette das Talent hinter ihrer Heiterkeits-Mimikry. In seiner Verfilmung von Denis Diderots «Die Nonne» besetzte er mit ihr die Rolle der Äbtissin, die sich der rebellischen Nonne (Anna Karina) über «Gebühr» nähert. Als der Film in Cannes zur Auf-führung kam, wurde er sofort verboten («Er ver-letzte die Gefühle der Katholiken»).

Leitfigur des «Fräuleinwunders»

Mit den Jeremias-Gotthelf-Verfilmungen «Ueli der Knecht» (1954) und «Ueli der Pächter» (1955) war Lilo, wie sie bald genannt wurde, in der Rolle des Vreneli zum Leinwandliebling geworden und seit «Ich denke oft an Pirotschka» (1955) zur Leitfigur des «Fräuleinwunders». In der Kostüm-Klamotte «Das Wirtshaus im Spes-sart» (1958) zieht sie als Comtesse von und zu Sandau alle Register weiblicher Täuschungs- und Identifikations-Wechsel-Spielereien.

Das ausserordentliche und selbstironische Potenzial des «Fräuleinwunders» erkannte (schon in der Rolle des Vreneli blitzte es sehr

wohl auf) der rabiataeste aller Komödien-Maes-tros: Billy Wilder. In seiner aberwitzigen Gro-teske «One – Two – Three» (1961) tanzt Lilo als Sekretärin Ingeborg in Ostberlin geilen, dumpfen Sowjet-Funktionären in einem ge-punkteten Kleid zur Musik von Aram Chat-schaturjans «Säbeltanz» den Verstand aus ihren Schädeln. Eine Szene, die in die Filmgeschichte einging, aber heute kaum mehr möglich wäre. Diskriminierungsvorwürfe würden eine solche Sternstunde verunmöglichen.

Billy Wilder soll von Lilo so angetan ge-wesen sein, dass er sie nach Hollywood holen wollte. Sie lehnte ab, auch andere, höchst lu-krative Angebote wie «Ben Hur»; später soll-te sie das bedauern. Liselotte Pulver war nicht nur die erfrischende Alternative zu den Welt-schmerz-Ladys, sondern auch zu einer ande-ren Bernerin: dem schaumgeborenen Bond-Girl Ursula Andress mit dem grossformatigen Sex-Appeal. Dafür war die Schweiz als «Aus-tragungsort» zu klein. Lilo dagegen leistete «Nachbarschaftshilfe»: In «Die Zürcher Ver-lobung» (1957) spielen Bernhard Wicki und Lilo Pulver heitere (!) deutsche Staatsbürger. Das fand man in der Schweiz damals köst-lich. Anlässlich des Schweizer Filmpreises 2021 wurde Lilo Pulver letzte Woche mit dem Ehrenpreis geehrt.

Kunst

Ungeheures Treiben

Angelika Maass

Ensor – Picasso: Maskeraden.
Kunstmuseum Winterthur / Reinhart
am Stadtgarten, bis 20. Juni

Dass wir in Corona-Zeiten alle zu Masken-trägern mutiert sind, hätte ihm wohl nur ein müdes Lächeln abgerungen. Denn ihm, der sich selbst als «Maler der Masken und des Meeres» betrachtete, war in Sachen Mas-kerade nichts fremd: James Ensor (1860–1949), Aussenseiter und Ausnahmekünstler aus Ost-ende. Für nicht wenige stehen er und seine Werke aus den 1880er Jahren – «Der Einzug Christi in Brüssel», «Die Vertreibung aus dem Paradies», «Der Fall der rebellischen Engel» – am Anfang der wahren Moderne. Nun kommen die beiden Grossmeister, der Bel-gier und der eine Generation jüngere Spa-nier Picasso, erstmals in einer Ausstellung zusammen. David Schmidhauser ist für die klar konzipierte Schau verantwortlich, die den Exponaten viel Raum lässt. Die sparsam



Seit 100 Jahren freiheitlich, anspruchsvoll, unbequem.

Die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur.

Im April: Jubiläum!



schweizermonat.ch/abo



Das wahre Gesicht: «Les masques et la mort» (1898) von James Ensor.

gesetzten Akzente kommen umso effektvoller zur Geltung.

Unter der Maske zeigt der Mensch sein wahres Gesicht. Die Menschen sind Marionetten auf der Bühne des Lebens. Hinter der Maskerade verbergen sich Dummheit, Bosheit, Grausamkeit, Irregeleitetheit – und immer wieder der Tod. Ensors entlarvende Darstellungen brechen Tabus, machen vor nichts halt, und seine Fin-de-Siècle-Visionen schreien zum Himmel.

Wenn man genau hinschaut – ein Muss, denn neben wenigen Gemälden und Skulpturen handelt es sich bei den rund 75 Exponaten um grafische Blätter, bei Ensor zudem oft um kleine Formate und/oder regelrechte Wimmelbilder –, beim genauen Hinschauen also entdeckt man allerlei Ungeheuerlichkeiten: Münder, aus denen gespien, nackte Hintern, aus denen geblasen und gekackt wird; ein Männlein, das mit seinen Darmwinden eine Kerze ausbläst. Manches mutet blasphemisch an, ironisch gebrochen, gerade bei Christusdarstellungen, in denen Christus die Züge von Ensor trägt, dem Verkannten, Unverstandenen.

Da gibt es den «Christus, von Dämonen gequält» mit teuflischen Gestalten, Skeletten, Maske, höllischem Treiben, immerhin einer

Engelsgestalt am Rand; ein Ungeheuerchen macht dem Gekreuzigten auf die linke Hand, einem Christus ohne Lendentuch, mit entblösstem Geschlecht. Da gibt es auch geradezu apokalyptische Schaustücke wie «Hop-Frogs Rache» oder «Der Tod verfolgt die Menschenherde», neben berühmten Blättern wie «Die Kathedrale» und «Dämonen, die mich quälen».

So wild und schrill, so beängstigend und symbolisch-allegorisch aufgeladen das alles ist: Es ist auch ausgesprochen unterhaltsam. Und mitunter werden hellere Töne angeschlagen, wie die farbigen Entwürfe zu Ensors Bühnenstück «La gamme d'amour» und einige Ölgemälde, meist in leuchtenden Farben, beweisen. Aus der Beirung aber findet man nicht heraus.

Picassos Beitrag zum aufschlussreichen Dialog zwischen zwei Künstlern, die zeitlebens an Masken, Maskerade und Formen der Selbstinszenierung interessiert waren, liest sich vergleichsweise einfacher. Seine intimen, von einem melancholischen Grundton getragenen Gauklerdarstellungen von 1905 stehen am Anfang der Schau. Blätter aus der «347 Suite» von 1968, unglaublich virtuos, beschliessen sie: Da scheint das pralle Leben auf, lustvoll und frech – ein Augenspiel.

Jazz

Talk with the spirits

Peter Rüedi

Silvio Cadotsch, Gabriel Dalvit, Albert Sanz, Dominique Girod, Jorge Rossy: Apple Tree. Klactovee Edition. Anuk Label. Klacto5

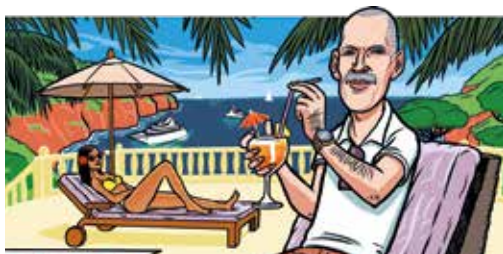
Was ist der Unterschied zwischen Traditionsbewusstsein und Reaktion? Zwischen je nachdem kritischer oder enthusiastischer Wiederbesichtigung alter Erfindungen und blossem Ausstattungstheater mit mottenstiebenden Klamotten von vorgestern? Manchmal schwer zu unterscheiden. Musterfall ist das Revival des «Traditional Jazz» in den vierziger und fünfziger Jahren. Zweifellos war vieles von dem, womit schmerzbäuchige, weisse Dixieland-Bands (Firehouse Five Plus Two u.a.) ihre Erfolge einfuhren, in seiner schrammelnden Gemütlichkeit das Gegenteil von einem Jazz, der sich am blossgelegten Nerv immer neu erfinden will. Schwer zu beschreiben, weshalb uns das so reaktionär anmutet, nicht aber die Musik der Tremble Kids.

Bei neueren Spiel- oder Stilformen stellt sich die Frage nicht anders. Ist also zum Beispiel der «neue Traditionalismus» von Wynton Marsalis so etwas wie der Dixieland der Postmoderne? Eher nicht. Den Unterschied macht wohl die Energie, mit der Nachgeborene in einer Sprache, die sie nicht selbst erfunden haben, ihre eigenen Geschichten erzählen. Blosser Kopisten attackiert ein schräger Titel von Charles Mingus: «If Charlie Parker Were a Gunslinger There'd Be a Whole of Dead Copycats».

Die Musik, mit der sich drei Schweizer und zwei gebürtige Spanier auf «Apple Tree» markante Stücke aus den vierziger und fünfziger Jahren vornehmen (darunter eines von Mingus und eines von Parker), ist in keinem Moment die von «Copycats». Silvio Cadotsch (Posaune), Gabriel Dalvit (Alto), Albert Sanz (Piano), Dominique Girod (Bass) und Jorge Rossy (Drums) verbeugen sich vor grossen Vorbildern, aber sie verbiegen sich nicht. *They talk with the spirits*.

In sieben Versuchen über Kompositionen von (neben den Genannten) Randy Weston, Benny Golson, Bud Powell und Sonny Rollins haben sie so etwas im Sinn wie eine Elegie auf den verlorenen Bebop: Cadotsch mit seiner wunderbar flexiblen, nachdrücklichen und leichtfüssigen Posaune; Dalvit in intensiv sonorem Legato-Stil; Sanz mit seinem ebenso flüssig eloquenten wie eigenwillig widerständigen Piano; und als Basis die zurückhaltende, intelligente, immer inspirierende Rhythmik von Girod und Rossy. Insgesamt das von Neugier diktierete Journal einer musikalischen Reise in ein fast entlegenes, fast noch vertrautes Land.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Kein Gentleman mehr

Mark van Huisseling

«Well I'm finding it harder to be a gentleman every day», ich finde es jeden Tag schwerer, ein Gentleman zu sein, überschrieb Jack White ein Lied für seine damalige Band The White Stripes. Das war 2001.

Ihrem Kolumnisten gefällt der Song heute noch. Auch trifft der Text für ihn zwanzig Jahre später noch immer zu, möglicherweise mehr denn je. «All the manners that I've been taught have slowly died away», alle Manieren, die man mich lehrte, sind langsam weggestorben. Ich meine: Was bringt Anstand, wenn man zur abnehmenden Minderheit gehört, die welchen hat? Beziehungsweise gute Umgangsformen zunehmend falsch verstanden werden, als Ausdruck böser Absichten nämlich.

Trete ich zum Beispiel in ein Geschäft, bin ich in der Regel der, der grüsst. Worauf von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – zu deren Gehältern Kunden wie ich beitragen – oft keine Rückmeldung folgt; liegt's an der Maske? Unwahrscheinlich, war bereits vor der Pandemie so. Oder wenn ich mich einer Kasse nähere, passiert immer wieder – erstmal nichts. Weil die dort arbeitende Person mit der an der Kasse daneben sitzenden quatscht. «Störe ich?», hätte mein ehemaliger Lehrer gefragt, «Vorsicht, Kunde droht mit Auftrag» ein früherer Vorgesetzter gesagt. Ich hab das auch schon versucht. Worauf (selten) leicht ungehalten / wenig sinnstiftend erwidert wurde: «Ich hab auch nur zwei Hände» oder so. Mehrheitlich werden solche Bemerkungen aber gar nicht erst verstanden. Was vielleicht an meinem Dialekt liegt (Berndeutsch, obwohl seit dreissig Jahren in Zürich diesen August). Eher aber daran, dass kaum mehr jemand in der sogenannten

Dienstleistungsbranche irgendeine Sprache beherrscht, in deren Name «deutsch» vorkommt.

Der öffentliche Raum / Verkehr ist hingegen fast eine «Kampfzone», um dieses häufigverwendete Wort auch mal zu brauchen. MvH staunt, wie viele Erwachsene nicht wissen (wollen), dass man Fahrgäste aus S-Bahn, Tram et cetera zuerst aussteigen lässt. Jugendlichen gegenüber will er nachsichtig sein, weil diese noch meinen, überall Vortritt zu haben (oder reife Menschen im Alltag so wenig wahrnehmen wie Männer Ü-50-Frauen in Bars). Was ich hingegen nicht dulden mag, ohne mich zu beschweren, ist das Benehmen von Rolltreppen-Ignoranten. Solchen ist unbekannt, so sieht's aus, dass man rechts steht und links geht – zwar weiss es mein Vierjähriger schon –, zudem gibt's für Doofe aufgemalte stehende respektive gehende Fusssohlen-Paare. Nützt aber alles nichts – wenn man, sich entschuldigend und um Platz bittend, links vorbeimöchte, muss man sich Frechheiten anhören.

Aus der Kampfzone ins Minenfeld der Komplimente. Wohlwollendes Hervorheben von sowohl «Eigenschaften oder Leistungen als auch äusseren Merkmalen wie geschmackvolle Kleidungs Auswahl oder die körperliche Beschaffenheit», steht bei Wikipedia (tatsächlich, ganz ohne Haftungsausschluss oder Warnung). Falls Sie, wie Ihr Kolumnist, ein mittelalter Mann sind: Haben Sie in jüngerer Vergangenheit einer Frau eine solche Höflichkeit mitgeteilt? Dann sind Sie mutig, ein Aben-

Was ich hingegen nicht dulden mag, ist das Benehmen von Rolltreppen-Ignoranten.

teurer gar (und/oder kennen coole Frauen). Andrew Cuomo, Gouverneur des Staates New York, wurde gerade vorgeworfen, er habe einer Assistentin gesagt, sie sei «ausgesprochen schön» (erst noch auf Italienisch, *New York Times*), anschliessend den Blick über ihre Bluse schweifen lassen sowie eine im Ausschnitt hängende Halskette kommentiert. Nicht nur Journalistinnen und Journalisten der NYT finden, der 63-Jährige müsse deswegen (sowie möglicherweise schlimmerer, teilweise weit zurückliegender Fehlleistungen wegen) zurücktreten. Auch Präsident Biden sieht das so (falls die Vor-

würfe zutreffen). Demokrat Cuomo, nebenbei, ist fast ein Liberaler im europäischen Sinn des Worts – und somit vielen in der Partei zu rechts respektive zu wenig crazy, wenn's um soziale Politik und so weiter geht.

Jack White, übrigens, hat die White Stripes 2011 aufgelöst, leider. Doch er macht noch immer fleissig gute Musik – solo und mit anderen Bands –, sein selbsterarbeitetes Vermögen soll knapp 60 Millionen Dollar betragen. Sieht man sich seinen Auftritt im Dokumentarfilm «It Might Get Loud» an, scheint einem, er sei doch ein Gentleman geblieben.



UNTEN DURCH

Das fast völlige Verschwinden der Hüte

Linus Reichlin

Ich behaupte: Das Automobil versetzte der männlichen Kopfbedeckung den Todesstoss. Man schaue sich einmal eine gefilmte Strassenszene aus dem Jahr 1905 an. Noch trugen alle Männer Hüte, manche einen Zylinder, andere Melonen oder den sogenannten Homburg. Doch unter die vielen Pferdekutschen mischten sich bereits die ersten Automobile, ohne dass die Männer im Geringsten geahnt hätten, was das für ihre Hüte bedeutete. Man kann annehmen, dass gerade die Männer mit den grössten und teuersten Hüten, den Zylindern, sich auch als Erste ein eigenes Automobil leisten konnten. Doch ihre Freude an dem schnellen Gefährt, das noch kein Verdeck besass, wurde erheblich dadurch getrübt, dass der Fahrtwind ihnen den Zylinder vom Kopf wehte. Mit einer Melone war man nicht besser dran, denn ihre breite Krempe verschaffte dem Hut bei Gegenwind den dynamischen Auftrieb, von dem auch die Fluggesellschaften profitieren. Die Männer waren gezwungen, mit der einen Hand zu steuern und

mit der anderen ihren Hut festzuhalten, das war würdelos. Deshalb ging man zum Bau von Automobilen mit Verdeck oder Fahrerkabine über.

Das rettete den Zylinder aber nicht vor dem Niedergang, denn nun verloren ihn seine Träger nicht mehr erst im Fahrtwind, sondern bereits beim Einsteigen in die Fahrerkabine. Die flachere Melone konnte sich hingegen noch eine Weile halten, doch dann wurde auch sie von der neu in Mode kommenden Schiebermütze verdrängt. Die Schiebermütze war die Antwort der Hutmacher auf das Automobil. Ihre flache Bauweise ermöglichte dem Mann von Welt den Einstieg ins Automobil ohne unbequemes Bücken, und ihre exzellente Aerodynamik führte bei tempo-reichen Fahrten ohne Verdeck sogar zu einem Anpressdruck: Je stärker der Fahrtwind, desto saugnapfartiger sass die Schiebermütze auf dem Kopf des Fahrers; es entstand zwischen Mütze und Kopf praktisch ein Vakuum wie in einer Packung mit Aufschnitt.

Doch bald zeigte sich, dass auch die Schiebermütze nur eine Episode auf dem Weg zum hutlosen Automobilisten war. Als nämlich das herunterkurbelbare Seitenfenster sich als Standard etablierte, begannen die Männer, sich lässig aus dem Fenster zu lehnen, wenn sie an einer Frau vorbeirasteten – dabei wurde ihnen aufgrund komplexer Strömungsdynamiken die Mütze vom Kopf gerissen. Wozu überhaupt noch eine Mütze tragen, sagten sich viele Automobilisten, wenn man doch dauernd nur Scherereien mit ihr hat! Und wenn man im Auto keine Kopfbedeckung mehr trägt, wieso sollte man dann ausserhalb des Autos eine tragen?

In der männlichen Bevölkerung kam es nun sogar zu einer Diskriminierung von Autofahrern, die noch einen Hut trugen. Man nannte sie Sonntagsfahrer und traute ihnen nicht zu, dass sie an einem Bahnübergang rechtzeitig anhielten. Es kursierte die Parodie eines Stauwarn-dreiecks, auf dem in einem der dargestellten Personenwagen ein stilisierter Hutträger zu sehen war. Die Bezeichnungen «ehrenamtlicher Stauführer» und «Fernlichtarsch» bürgerten sich ein sowie der Spruch «Fahrer mit Hut – Unfall und Blut».

Nur Filmstars wie James Dean durften es sich noch erlauben, beim Fahren einen Hut zu tragen – und auch er nur, weil es ein Stetson war und man diesem Cowboyhut in den fünfziger Jahren magische Kräfte zuschrieb. Jedenfalls ermöglichte das fast völlige Verschwinden der Hüte

den Ingenieuren nun die Konstruktion von Autos mit 10 Prozent geringerer Kopffreiheit: Der Siegeszug des Kleinwagens begann. Der Smart ist die Blech gewordene Verkörperung der Hutlosigkeit, die Antithese zu Zylinder und Melone. Zwischen einen menschlichen Scheitel und das Innere eines Smart-Dachs passt gerade mal noch eine Wintermütze, gestrickt von einer Mutter, die mit Wolle gegeizt hat, weil man nicht ihr Lieblingssohn ist.



FAST VERLIEBT

Verspielte lieben länger

Claudia Schumacher

In einem Filmkritikseminar während meines Studiums, da war dieser junge Mann. «Er ist so unfassbar ernst!», sagte meine Nebensitzerin fasziniert. Er verstand keinen Scherz, äusserte die trockensten Sätze ohne jede Ironie. Dass meine Nebensitzerin kurze Zeit später versuchte, ihm sein sehr ernstes Hirn rauszuvögeln, habe ich mir mit einem Vater-/Lehrer-Komplex bei ihr erklärt. Schliesslich konnte da etwas nicht stimmen. Welche Frau steht schon auf so einen furztrockenen Typen?

Tatsächlich sind ernste Menschen auf dem Paarungsmarkt in aller Regel im Nachteil. Sowohl Männer als auch Frauen bevorzugen Menschen an ihrer Seite, die eine gewisse Verspieltheit an den Tag legen; das ergab eine Studie im Jahr 2015. Frauen empfinden verspielte Männer als weniger gewaltbereit. Und Männer denken, verspielte Frauen seien besonders vital.

Aber Vorsicht: Man darf Verspieltheit nicht mit Humor verwechseln! Ich fand das Klischee schon immer seltsam, Frauen stünden auf Männer mit Humor. Zum einen wird dabei impliziert, Frauen hätten keinen eigenen, seien bei

Dates also nur zum Lachen da. Zum anderen ist nichts krampfiger als ein Typ, der auf Teufel komm raus witzig sein will. Natürlich kann Humor super sein und Menschen sehr sympathisch erscheinen lassen. Er kann im Zwischenmenschlichen aber auch aggressiv wirken, vor allem, wenn er auf Kosten des Gegenübers geht. Wirklich guter Humor ist eine Gabe – von der leider zu viele Menschen glauben, sie zu besitzen. Wer seine Frau gerne mal «Alte» oder «Specky Becky» nennt und das witzig findet, der schlägt vielleicht bei Gelegenheit am besten den Begriff «Mobbing» nach.

Verspieltheit hingegen ist lediglich eine Frage der Einstellung. Forschende aus Halle-Wittenberg haben herausgefunden, dass sich Verspieltheit erlernen lässt – und auch Singles zufriedener macht mit ihrem Leben. Das lässt sich biologisch erklären: Spielerische Verhaltensweisen aktivieren Hirnprozesse, die gute Laune auslösen – und beziehungs-fördernd sind. Laut einer neuen Studie sorgt Verspieltheit dafür, dass Liebesbeziehungen länger halten und zwischen zwei Menschen mehr Vertrauen und Zufriedenheit entsteht. Nur, was ist das jetzt genau, Verspieltheit?

Laut der Forschung zeigt sich Verspieltheit bei Leuten, die mit Gedanken und Ideen kreativ umgehen. Sie zeigt sich auch, wenn Menschen in einer heiklen Situation leichtherzig genug sind, um mit einem positiven Ausgang zu rechnen. In angespannten Situationen nehmen sich Verspielte selbst nicht zu ernst und richten den Fokus eher mal darauf, den anderen runterzuholen. Nicht zuletzt sind sie auch leicht wunderbar: Verspielte erlauben es sich, mal den Alltagstrott zu sprengen und etwas Ausgefallenes zu unternehmen. Ausserdem lassen sie sich eher auf extravagante Menschen ein – Gleich und Gleich gesellt sich eben gern.



Unendliche Jagd

Der Traum vom professionellen Glückssucher.



Und vor mir die nächste Hoffnung.

Ich sass da, es war Nacht, die Welt still, und in mir drin drehte sich mein Leben rückwärts. Hin zu jener Zeit und zu jenen Momenten, in denen alles funktionierte oder alles schiefging. Als die Jugend vorbei war und aus den Galaxien der Träume kein Universum wurde, sondern nur eine Ansammlung von ein paar Sternen. Aber immerhin.

Dahin zurück, als ich noch ganz viel werden wollte, weil ich noch nichts geworden war. Ich wollte professioneller Rasenmäher werden, was nicht geklappt hat. Rennfahrer und Golfprofi klappte auch nicht. Playboy war ich einen Abend lang, Anfang Juli 2005, auf der Insel Brioni vor der Küste Kroatiens. Das Modehaus Brioni, das den Namen der Insel in seine Anzüge nähte, feierte sein sechzigjähriges Bestehen und lud zu einem Poloturnier und einer Party; alles da, ein spanischer Graf, Winston Churchills Enkel, der künftige Maharadscha von Jodhpur, irgendein kleiner, dicker Netter aus der Rothschild-Dynastie, auf dessen Jacht abends gefeiert wurde.

Elefanten-Polo

Ich plusterte mich auf, machte einen auf Schriftsteller und unterhielt mich blendend mit dem jungen spanischen Grafen aus dem Hause Ripalda, dessen Bruder damals der Mann der Infantin Elena war und der gerade mit einem Jet-Ski als erster Mensch den Atlantik überquert hatte. Der zukünftige Maharadscha lud andauernd zu Drinks ein und sagte die ganze Zeit, Polo

mit Pferden sei ganz okay, wenngleich auch ein wenig kommerziell, und die Wahrheit liege im Elefanten-Polo. Höhepunkt war ein Gala-Diner draussen nach dem Poloturnier auf einer Ebene, die langsam ins Meer floss. Dresscode war *black tie*, Smoking also, aber ich hatte keinen dabei, nur einen dandyhaften Leinen-Seiden-Anzug. Ich war der Einzige, der keinen Smoking trug, was eine ungeheure Prüfung für mein Selbstbewusstsein war. Vor dem Essen stand ich draussen an der Bar, bestellte ein Glas Champagner, und eine Pferdelänge weit weg standen drei junge Damen vom Typ laszive Debütantinnen und glotzten meinen Anzug an. Ich zündete mir eine Zigarette an und schaute geradeaus, da sagte die eine: «He must be a playboy.» Das hat mich getragen durch den Abend und ein halbes Leben.

Ich wurde, was alle Menschen neben ihrem Beruf werden; Glückssucher. Der Unterschied von mir zu allen andern war, dass ich professioneller Glückssucher werden wollte, nicht so wie all die Amateure, die sich zwar anstrengen, aber das Glücksuchen nie als Kunstform zu leben vermögen. Glück, das war damals keine Verantwortung und die diversen Rauschzustände des Lebens an immer anderen traumhaften Orten. Glück, das war zu reisen mit sich selbst als leichtem Gepäck und dort ein Zelt aufzuschlagen, wo einen eine Landschaft, ein Ort, eine Szenerie umspülte wie ein Jacuzzi unter dem südlichen Sternenhimmel den Körper.

Ich bin nie angekommen oder immer nur für Momente, und als der Moment vorbei war, zog ich weiter, ein kleines Glück oder eine grosse Enttäuschung hinter mir und vor mir die nächste Hoffnung und Sehnsucht, dass es einen Weg zum Ziel gäbe, dass da ein Zauber wäre, der einen gefangenähme und einen für immer ankommen liesse.

Eine kleine Reise

Fast die einzigen Menschen, die ich angetroffen habe und die angekommen waren, bei sich und in der Welt, waren Fischer, Schafhirten oder Nomaden. Die paar andern waren Philosophen oder Alkoholiker im zweitletzten Stadium vor der Auslöschung. Der Rest war, wie ich selbst, voller innerer Unruhe, auf der unendlichen Jagd nach noch mehr, unfähig, eine kleine Zufriedenheit als grosses Glück zu empfinden. Als ob wir alle dauernd uns selbst hinterherreisten oder voraus, aber selten unmittelbar mit uns selbst.

Das waren die Gedanken, als ich da sass in dieser Nacht, als die Welt still war und ich eine kleine Reise tat zu meinen unerreichbaren Kontinenten. Ich weiss immer noch nicht, ob ich es eines Tages schaffen werde, bei mir selbst anzukommen für, wie Baudelaire sagen würde, länger als die Dauer einer Zigarette. Ich habe Bilder von Paradiesen im Kopf, von Häusern am Meer, aber keines vom Ankommen. Das ist nicht schlimm. Das ist nur der Preis, den jene bezahlen, die professionelle Glückssucher werden wollen.

Feingefühl und Überblick

Miriam Lustrati, 43, praktiziert, was kaum jemand lernt. Seit zehn Jahren ist die Portefeullerin selbständig.

Ich bin gelernte Portefeullerin, eine der ganz wenigen in der Schweiz. Mein Beruf heisst heute «Fachfrau Leder und Textil». Er dreht sich um Feinlederwaren aller Art. Ich fertige Taschen, Portemonnaies, Etais oder auch Gürtel – je nach Wunsch der Kunden. Ein grosser Teil aber umfasst auch Reparaturen. Oft von Lieblingsstücken, von denen man sich nicht gerne trennt. Ich repariere sie möglichst originalgetreu. Denn mir ist wichtig, dass Leute an einem Produkt nachhaltig Freude haben können. Entscheidend dafür ist die Qualität sowohl des Materials als auch der Verarbeitung. Seit mehreren Jahren beschäftige ich mich ab und zu mit der Kreation von eigenen Modellen.

Was ich mache, braucht Feingefühl, Ideen und den nötigen Überblick, sich bei Hunderten von kleinen Arbeitsschritten zurechtzufinden. Das beginnt bei der Besprechung mit den Kunden, welches Modell oder welche Reparatur überhaupt gewünscht wird, der Wahl des Leders, des Innenfutters und des Reissverschlusses, der Beschläge bis hin zur Farbe der Naht. Danach erstelle ich ein Schnittmuster, schneide das Leder zu, schärfe und spalte es, baue die einzelnen Teile zusammen, leime und hämmere, ich schlage die Kanten um und nähe alles zusammen.

Am Schluss mache ich immer eine Endkontrolle. Alles in allem kann meine Arbeit an einem Produkt von wenigen Stunden bis zu mehreren Tagen dauern. Für eine Tasche zum Beispiel brauche ich acht Stunden, je nach Modell muss ich aber auch mit zwanzig Stunden rechnen. Ein einfaches Portemonnaie kostet mich vier bis acht Arbeitsstunden. Am besten gefällt mir die Abwechslung, die mein Beruf mit sich bringt, und die verschiedenen Materialien und Leder, mit denen ich arbeite.

Einzig Adresse

Aufgewachsen bin ich im Zürcher Oberland, wo ich eine schöne, eine erfüllte Kindheit erlebte. Beim Ballett oder Geräteturnen, im Kinderchor oder in der Pfadi wurde es mir nie langweilig. Mein Vater kam aus Italien in die Schweiz, meine Mutter, eine gelernte Krankenschwester, ist Schweizerin. Beide sind handwerklich sehr begabt. Womöglich haben meine Schwester und ich das Feingefühl und den Sinn für Ästhetik geerbt. Sie ist Theatermalerin. Im zehnten Schuljahr, dem Berufsvorbereitungs-

jahr, besuchte ich eine Kreativklasse – und mir wurde klar, dass ich unbedingt etwas Künstlerisches, am liebsten ein Handwerk, erlernen wollte. Ich schnupperte als Töpferin, Drechslerin, Innendekorateurin, Schriftenmalerin und auch als Fotografin. Durch Zufall stiess ich auf den Portefeuller-Beruf. Das Lederverarbeitungsgeschäft von Hans Bachmann, wo ich meine Lehre begann, war die einzige Adresse im Kanton. Ob es in der Schweiz überhaupt eine andere freie Lehrstelle als Portefeullerin



«Möglichst originalgetreu»: Lustrati.

gab, weiss ich nicht. Womöglich nicht, denn heute gibt es nur noch wenige Portefeuller.

Meine Ausbildung war vielseitig. Ich durfte vieles lernen, was nicht unbedingt zum Beruf gehört. Etwa Lederkordeln herzustellen, die von Goldschmieden bestellt werden, um sie zu einem schmucken Ledercollier weiterzuverarbeiten. Mein Lehrmeister ging dann vor zehn Jahren in Pension, und ich übernahm sein Geschäft. Damals war ich schwanger, und mein Lebenspartner sowie meine ganze Familie unterstützten mich sehr. Sie helfen mir bis heute, auch weil ich vor etwas mehr als zwanzig Jahren einen Unfall hatte. Seither leide ich an chronischen Schmerzen, was mir die Arbeit manchmal erschwert. Ich wüsste aber nicht, was ich anderes machen sollte. Ich liebe meinen Beruf so, wie er ist.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Raumstation

Ernährungswissenschaftler: Kannst du nicht mal die Gänge durchlüften? Die Schweine riecht man bis ins Schlafmodul!

Astronaut: Mach doch die Fenster auf!
Ernährungswissenschaftler: Sehr witzig. Können wir nicht die Sauerstoffzufuhr etwas erhöhen?

Astronaut: Wir sind jetzt schon knapp. Deine Nutztiere verbrauchen 90 Prozent unseres Sauerstoffs.

Ernährungswissenschaftler: Dafür nutzen sie aber auch etwas. Hilfst du mir mit den Kühen? In der Schwerelosigkeit sind sie schwieriger zu melken, als ich dachte.

Astronaut: Wieso müssen wir im Weltall Kühe halten? Sie belegen die halbe Raumstation. Und es schwebt so viel Heu rum, dass es ständig am ganzen Körper juckt.

Ernährungswissenschaftler: Wir befinden uns in einem wichtigen Selbstversorgungsexperiment.

Astronaut: Nicht einmal im Wohnmodul kann man noch frei atmen, seit wir die Hühner dort vor den Schweinen in Sicherheit bringen mussten.

Ernährungswissenschaftler: Wie hätte ich wissen sollen, dass schwebende Schweine schwebende Hühner fressen?

Astronaut: Der Mist ist kaum mehr aus der Luft zu sieben.

Ernährungswissenschaftler: Sei froh, dass wir nicht im Wohnmodul schlachten.

Astronaut: Ich geh mal auf einen Kaffee rüber zu den Kollegen in den Modulen für Veganer. Die haben ein Tropenhaus mit Früchten und Zentrifugen mit Getreide, Gemüse und Salat. Und dank den Pflanzen haben sie erst noch genügend Sauerstoff.

Ernährungswissenschaftler: Du gehst mir nicht mehr rüber zu diesen Spinnern!

Astronaut: Wieso nicht?

Ernährungswissenschaftler: Was die tun, ist absolut unwissenschaftlich!

Andreas Thiel

Selbst am Herd – für die Torta Pasqualina

Der Shutdown der Gastronomie hält weiter an. So langsam fallen einem keine neuen Take-aways mehr ein. Deshalb werden nun im Freundeskreis immer mehr Rezepte ausgetauscht, und die Fernsehprogramme mit Köchen und Restaurants haben Corona-bedingt Hochsaison. Wir bereisen mit Gennaro Contaldo die Landschaften Italiens oder mit Julie Andrieu die Regionen Frankreichs und notieren uns für bessere Zeiten die Adressen von guten Lokalen.

Kürzlich haben wir uns im Pastetenbacken geübt. Um Ostern herum wird in Ligurien eine Torta pasqualina kredenzt, die mit Teig, Spinat und – wen wundert's an Ostern – mit Eiern komponiert wird. Der Teig ist einfach: 500 Gramm Mehl, 200 Gramm Wasser, 100 Gramm Öl sowie ein Ei und eine Prise Salz werden zu einem weichen Teig geknetet. Diesen Teig rollt man zu einer Rolle, die man in



acht gleiche Teile trennt, aus denen man kleine Kugeln formt, die mit Öl eingepinselt werden und dann einen Tag im Kühlschrank ruhen. Anschliessend werden sie zu dünnen runden Fladen von etwa 25 cm ausgewallt und wieder mit Öl bestrichen. Je vier werden aufeinandergetürmt und noch weiter ausgewallt.

Als Füllung werden 500 Gramm frische junge Spinatblätter, eine gehackte Zwiebel und eine feingeschnittene Knoblauchzehe mit etwas Öl in der Pfanne kurz gegart und anschliessend

gut ausgedrückt und mit dem Messer gehackt. Dazu kommen 300 Gramm Ricotta, 100 Gramm geriebener Parmesan, gehackter Oregano, Muskat, Salz und Pfeffer – und ein Ei.

Diese Masse wird auf einer der beiden Teigtranchen in eine hochwandige Backform gefüllt. In diese werden mit einem Löffel vier oder fünf Gruben eingedrückt, die je mit einem aufgeschlagenen Ei gefüllt werden. Dann deckt man es mit der zweiten Teigtranche zu. Der überflüssige Teig wird entfernt und der Rand sauber verknetet. Mit Eigelb bestreichen und in der Mitte eine kleine Öffnung – Kamin – einfügen. Bei 200 Grad eine knappe Stunde backen. Mit einer Füllung mit halb Spinat, halb Hackfleisch wird das Ganze noch spannender. Wir haben in unserer Lieblingsbeiz in Ventimiglia immer eine Version mit Krautstiel (Mangold) genossen. Nicht zu verwechseln mit der – süssen – Torta di Pasqua aus Süditalien!

WEIN/PETER RÜEDI

Jenseits von Ballermann

Toni Gelabert. Illenc (Colònia de Sant Pere, DO Pla i Llevant) 2018. 14,5%.
Weinwerft, Uitikon Waldegg. Fr. 34.–.
www.weinwerft.ch

Der Covid-bedingte Slowdown und Heimzwang ist ja zugegeben eine Qual, und zwar nicht nur für partyversessene Teenager und jene Zeitgenossen, die um ihr Seelenheil fürchten, wenn sie nicht jedes halbe Jahr in eine andere Weltgegend *seckeln* können. Sich selbst entkommt ja ohnehin keiner (ganz nach Wilhelm Buschs Zweizeiler «Das Wetter gut, die Gegend neu / Der alte Lump ist auch dabei»).

Die Verpflichtung zu mehr oder weniger Hausarrest hat ja auch ein paar positive Effekte, darunter den, dass sich die Fantasie bewegen muss, wenn die Physis blockiert ist. Auch lesend lässt es sich reisen. Und Destinationen gibt es, die sind in einem Weinglas eindrücklicher zu erleben als in der Realität. Mallorca zum Beispiel, zur Hochsaison in sogenannten normalen Zeiten regelmässig eine Art siebzehntes deutsches Bundesland. Allein, jenseits



von Ballermann gibt's ein anderes, weithin unbekanntes Mallorca, das zum Beispiel, in dem Wein gezogen, gepflegt, ausgebaut wird, der zu subtileren Vergnügen einlädt als zu teutonischen Saufereien an der Platja de Palma. In zwei DO-Bereichen, Binissalem und Pla i Llevant, erlebt unter der Hand einer neuen Generation von Winzern eine Vielzahl von autochthonen Spezialitäten neue Wertschätzung (ja zum Teil eine veritable Auferstehung von den Toten), werden aber auch internationale Sorten mit den lokalen Terroirs konfrontiert.

Einer dieser kreativen Winzer ist Toni Gelabert. Seit 1979 betreibt er in Manacor im Südosten der Insel auf seinem Familienbetrieb (inzwischen immerhin eine Rebfläche von 14 Hektaren) einen behutsamen,

naturnahen Bio-Rebbau. Ihm wird (an diesem Standort!) ein besonders feines Händchen für den Umgang mit Pinot noir nachgesagt, und andererseits gilt er als Retter der Giro blanc, einer alten, praktisch ausgestorbenen Sorte, deren letzte Rebstöcke er im Jahr 2000 vor der Vernichtung bewahrte.

Sein Roter mit Namen «Illenc» ist ebenfalls ein schöner Beweis für Gelaberts Verbindung von Tradition und Weltoffenheit. Er ist eine Cuvée aus der autochthonen Callet (der Name bedeutet «schwarz» im Dialekt Mallorcas) und Cabernet Sauvignon, ausgebaut ein Jahr in neuer Eiche, aber keineswegs überholt (auch im Umgang mit dem Holz ist Gelabert ein Feinmeister): ein schön strukturiertes, austariertes, dunkelfruchtiges, sehr frisches und gehaltvolles Mittelgewicht von einem mediterranen Wein. Kirschen, Cassis, ein Hauch Lorbeer, sehr würzig; etwas Vanille. Elegant und «originell» in einem (wenn immer wir unter Letzterem nichts forciert Aufdringliches verstehen). Zugänglich und doch ein Wein wie keiner.

Unter Denkmalschutz

Der offene Audi R8 mit Heckantrieb und V10-Motor ist ein Sportwagen, den man nur schwer wieder vergessen kann.



Der Audi R8 Spyder mit V10-Motor war einer der ersten offenen Sportwagen im Segment über 500 PS, die ich fahren durfte. Und wie mit manchen anderen Dingen, mit denen man irgendwann im Leben beginnt, bleibt das erste Mal in Erinnerung. Mit dem R8 fuhr ich damals von Linthal Richtung Klausenpass, musste aber auf halber Höhe umkehren, weil die Strasse ab Urnerboden gesperrt war.

Weil man selben Fehler nicht zweimal machen sollte, verzichtete ich jüngst auf die Fahrt über Alpenpässe, auch wenn genau dafür der neue R8 V10 Spyder RWD gemacht worden ist. Audi kombiniert in diesem Fahrzeug den wunderbaren Saugmotor mit zehn Zylindern, 5200 Kubikzentimeter Hubraum und 540 PS mit einem 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe, Heckantrieb sowie einem mechanischen Sperrdifferenzial an der Hinterachse.

Der Verzicht auf den berühmten Quattro-Allradantrieb spart Gewicht, macht den Audi deswegen aber nicht gleich zur Heckschleuder. Dafür müsste man vermutlich mit stark überhöhter Geschwindigkeit unterwegs sein, und mein Testwagen war zudem mit Winterreifen versehen.

Das wichtigste Verkaufsargument für das Auto ist ohnehin dieser Motor, den man unter Denkmalschutz stellen sollte, wie ein deutscher Kollege schrieb. Gerade beim offenen R8 ist es eigentlich nie zu kalt, um das Stoffverdeck zu öffnen und Wind, Wetter und dem Klangorphan dieses Triebwerks ausgesetzt zu sein, das mit seiner Positionierung vor der Vorderachse einen grossen Teil der Wagenfläche ein-

zunehmen scheint. Falls es einmal regnen sollte, gibt es immer noch die kleine, versenkbare Glasscheibe zwischen Fahrgastzelle und Heck beziehungsweise Motor, so ist man akustisch noch nahe genug am Geschehen.

Bis zu 8800-mal pro Minute dreht der V10, er brabbelte auf der Landstrasse sonor vor sich hin, wenn sogar eine Zylinderbank abgeschaltet wird, und brüllt kurz darauf so kernig und vehement beim Beschleunigen, dass jeder Sportwagenfreund eine Gänsehaut kriegen muss.

Auch fünfzehn Jahre nach seinem ersten Auftritt als Strassenversion des Rennprototyps Audi R8 Le Mans ist der heutige R8 immer noch ein Auto, mit dem seinem Fahrer im öffentlichen Raum Aufmerksamkeit garantiert ist. Die Mischung aus präsentem Klang und der Form, die vor allem der Funktion geschuldet ist, macht es schwer, sich diesem Sportwagen zu entziehen.

Dabei ist der R8 auch als RWD Spyder ein Auto, mit dem man mühelos ein paar hundert Kilometer Autobahn fahren kann, ohne dass danach ein Termin beim Chiropraktiker fällig wird. Im Alltag wirkt der Audi handlich, und er ist auf angenehme Art schnell. Nicht so, dass man fast das Bewusstsein verliert, sondern immer so, dass es grösstmögliche Freude macht.

Audi R8 Spyder V10 RWD

Motor/Antrieb: V10-Saugmotor, Heckantrieb, 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe, Hubraum: 5204 ccm; Leistung: 540 PS (397 kW), max. Drehmoment: 540 Nm bei 6400 U/min; Verbrauch: 13,2 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 322 km/h; Preis: Fr. 169 200.–, Testwagen: Fr. 204 125.–



OBJEKT DER WOCHE

So praktisch, so fein

Bleistift Caran d'Ache Edelweiss
Für Fr. –.85 erhältlich

Falls Sie es verpasst haben – am Dienstag war der Tag des Bleistifts. Die Begründung ist ziemlich gesucht: Am 30. März 1858 liess der Amerikaner Hymen L. Lipman – nein, nicht den Bleistift, sondern den mit einem Radiergummi aufgemotzten Bleistift patentieren. Desens magische Eigenschaften wirken indes bis heute: Man muss nicht Harry Potter sein, um mit diesem Zauberstab das soeben Notierte auf wundersame Weise im Handumdrehen wieder verschwinden zu lassen.

Bei Bleistift kommt einem unwillkürlich Caran d'Ache in den Sinn. Seit 1924 stellt das Genfer Unternehmen Crayons aller Art her und befeuert die Kreativität von Kindern und Künstlern, die sich nicht mehr so einfach wegwischen lässt. Picasso skizzierte mit Caran d'Ache.

Mit Blei hat der Stift allerdings nichts zu tun. Die Mine besteht aus einem gebrannten Grafit-Ton-Gemisch. Das Holz des genialen Allerweltsgegenstands stammt meistens vom amerikanischen virginischen Wacholder, über die Härtegrade der Minen hat man sich global geeinigt. Sie zeichnen Linien so fein, wie man sie mit Kohle nie hinkriegt. Es existieren vier Grundstärken: B (*black*), HB (*hard-black*), F (*firm*) und H (*hard*). B und H sind in jeweils neun Klassen unterteilt.

Seine typische sechseckige Form hat der Bleistift übrigens, damit er nicht vom Tisch rollt.

Benjamin Bögli

Der alte Mann darf wieder schäumen

Zum Frühlingsanfang meldete sich der Klimastreik zurück. Statt online protestiert, wurde in 86 Ländern wieder die Schule geschwänzt. Demonstriert wurde vielerorts in Schichten, um den Abstand einzuhalten. In Stockholm vorne mit dabei war erneut Greta Thunberg. Es ist eindrücklich, wie Scharen von vornehmlich älteren Herren ob der jungen Frau sofort jegliche Contenance verlieren. Der Grund liegt in der Beharrlichkeit von Thunberg. Ihr diagnostiziertes Asperger-Syndrom dürfte dabei ihre Stärke sein. Die Beeinträchtigung ist unter anderem durch repetitive Verhaltensmuster charakterisiert, und die Repetition von Botschaften und Forderungen ist die Grundlage jeder wirksamen Propaganda. Das Beharren auf der Wissenschaftlichkeit ist dieser Tage notwendiger denn je. Damit werden rhetorische Tricks übertönt, die von den Fakten ablenken. Greta wurde damit zur Bannerträgerin einer globalen Bewegung. Man wünschte sich, sie würde die globale Impfkampagne anführen. Aber dem steht Gretas Stärke eben wohl im Weg.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Die Wiederholung ist die Grundlage wirksamer Propaganda.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Lieber Dr. M, seit meinem Studienabschluss arbeite ich in der Strategieberatung, wo ich praktisch Tag und Nacht schufte. Mein Leben erfüllt mich nicht. Zwar verdiene ich gut, ich finde aber keine Zeit, mein Geld in der Freizeit vernünftig auszugeben, geschweige denn mich nebenbei sorgfältig um eine alternative Stelle zu bewerben. Mir scheint, mein Ausweg ist die überstürzte Kündigung. Liege ich richtig?

R.L, Bonstetten

Ja, Sie sind wirklich zu bedauern: «Tag und Nacht schufteten», deswegen ein unerfülltes Leben haben, Zeitmangel, um Ihr Geld in der Freizeit ausgeben zu können, und nicht einmal Zeit finden, um sich um eine bessere Stelle zu bewerben – das ist etwas viel Elend. Das Einzige, was Sie positiv finden, ist, dass Sie gut verdienen. Aber vor einer Kündigung schrecken Sie doch zurück,



weil Sie Angst haben, diese könnte etwas überstürzt sein, und Sie wohl auch damit rechnen müssen, allenfalls keine bessere Stelle zu finden.

Dass Sie vor der Kündigung zurückschrecken, ist eher ein Zeichen dafür, dass die Stelle, die Sie jetzt haben, so schlecht auch wieder nicht ist. Sollte ich aber falschliegen und diese Stelle für Sie völlig unzumutbar sein, dann würde ich auf jeden Fall kündigen, gleichgültig, was da kommt. Überstürzt

kann es dann nicht sein. Es kann ja dann wohl nur besser kommen. Aber die Situation müssen Sie selbst analysieren. Ist die heutige Stelle so schlimm, dann ist die Kündigung notwendig.

Wenn es doch nicht so schlimm ist und das Risiko einer neuen Stelle zu gross ist, dann würde ich bleiben. Kommt Zeit, kommt Rat.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Yoshizumi Nagaya

Der japanische Sternekoch bereichert im Gastro-Shutdown die kulinarische Schweiz mit einem Pop-up im «Dolder Grand».

Schon zu normalen Zeiten ist die Bar des Zürcher Top-Hotels ein besonderer Ort. Der hohe Raum ist in dunklen Farben und klaren, reduktionistischen Linien gehalten. Die indirekte Beleuchtung sorgt für gerade so viel Helligkeit, dass der Gast nach ein paar Sekunden Eingewöhnung der Augen mühelos den Weg zum Tisch findet. Die im Zentrum ausgeleuchtete Theke wirkt wie eine Theaterbühne.

Doch anstelle der Barkeeper des «Dolder Grand» zelebriert derzeit, jeweils von Mittwoch bis Sonntag bis am 22. Juni, ein Team des japanischen Spitzenkochs Yoshizumi Nagaya aus Düsseldorf hier seine Kunst. «Das Geheimnis der japanischen Küche liegt in der Reduktion – Minus, wie in der Mathematik», sagt er zur Begrüssung. Es gehe darum, den Geschmack einzelner Produkte in ihrer reinsten Form zur Geltung zu bringen. Nagaya muss es wissen, denn er hat in Japan beim berühmten Chef Toshiro Kandagawa die Ausbildung zum Sushikoch absolviert – ein über zehnjähriges Unterfangen. Nagayas Lehrmeister gilt in Japan als einer der strengsten Zeremonienmeister der traditionellen japanischen Küche.

Europäische Elemente

Im Jahr 2000 kam Yoshizumi Nagaya nach Europa, wo er zunächst in Düsseldorf in einem japanischen Restaurant anheuerte und später einige Jahre für das berühmte Mailänder «Nobu» tätig war. «Der Chef des «Nobu» hat mich dann in die Filiale in New York eingeladen, aber mein Traum war es immer, selbständig zu sein.» Seit über fünfzehn Jahren führt er sein eigenes Restaurant in Düsseldorf mit einem Michelin-Stern und 17 Gault-Millau-Punkten. «Düsseldorf ist ein guter Standort, weil es eine grosse japanische Community und eine japanische Schule gibt.» Auszeichnungen durch Restaurantführer seien zwar wichtig, «aber die eigentlichen Sterne sind das Funkeln in den

Augen der Gäste». Die europäische Küche, sagt Nagaya, beruhe im Gegensatz zur japanischen auf dem Hinzufügen und Vervielfältigen. Sein eigenes Konzept versteht er als Fusion zwischen japanischen und europäischen Ideen. Aber: Wie kombiniert man die europäische Addition mit der japanischen Subtraktion? Sind das nicht unauflösbare Widersprüche? «Klassische japanische Gerichte sind in Euro-



«Wie in der Mathematik»: Koch Nagaya.

pa eher schwer verkäuflich», antwortet der Sternekoch. Er bleibe insbesondere bei Fisch und Fleisch der japanischen Tradition des Reduzierens treu, füge aber darum herum europäische Elemente hinzu. «Wir Japaner können viel von der europäischen oder auch der amerikanischen Küche lernen.»

Auf dem Teller wird klar, was Nagaya meint: Das Wagyu-Rindfleisch ist eine Geschmacks- explosion aus Fett und Umami. Es kommt

in einer Emulsion von Yuzu-Sojasauce und wunderbar frühlingshaftem Babygemüse daher. Das Sashimi zum Hauptgang ist traditionell japanisch interpretiert und lässt keine Wünsche offen. Es wird auf einer grossen, funkelnden Eisplatte serviert. Einen grandiosen Schlussakzent setzen die Cocktails. Auch hier bleibt Nagaya seinem Konzept treu, japanische Essenzen zu dekonstruieren und für den westlichen Gaumen neu zusammensetzen: beispielsweise mit dem an Whisky Sour gemahnenden Kabosu-Citrus, dessen Grundzutat ein Likör aus der gleichnamigen japanischen Zitrusfrucht ist.

Auch Take-away

Für Nagaya ist es nicht das erste Gastspiel im «Dolder». Vor zwei Jahren bespielte er schon einmal während einiger Tage das dortige Restaurant «Saltz». Der kulinarische Mastermind des «Dolder», Zweisternekoch Heiko Nieder von «The Restaurant», war begeistert und lud Nagaya für eine Zugabe im Jahr 2021 ein – diesmal während mehrerer Monate in der Bar des Hotels. «Für mich ist es eine grosse Freude, für Schweizer Gäste zu kochen», sagt Nagaya.

Natürlich sei es traurig, dass aufgrund der Covid-Restriktionen derzeit nur Hotelgäste in den Live-Genuss kämen. «Ich hoffe, das ändert sich noch während unserer Zeit hier.» Vorsichtshalber bietet das «Dolder» die Kreationen von Nagaya ab Mitte April auch als

Take-away oder in Heimlieferung an. Auch Nagayas Restaurant in Düsseldorf funktioniert momentan auf dieser Basis. Geschäftlich sei das natürlich weniger interessant als der Normalbetrieb. «Aber für unser Team wäre es unerträglich, den ganzen Tag daheimzusitzen.»

Sagt es, nimmt das Messer in die Hand und tranchiert mit der Virtuosität eines Künstlers ein Stück rohen Fisch.

Florian Schwab

Schatten des Frühlings

Es ist die Zeit, in der ein Sein wieder zum Werden wird, eine kleine, jährliche Ära der Wiederbelebung all der Dinge.

Michael Bahnerth

Mein Grossvater hat mir das einst erzählt, ich war vielleicht sieben Jahre alt, und ich hab diese Geschichte über die Wanderung des Frühlings nie vergessen.

«Weisst du», fragte er, «woher der Frühling kommt?» Ich grübelte nervös, er zündete sich eine Zigarette an, lehnte sich in seinen Stuhl, auf dem er den Herbst seines Lebens verbrachte, und rückte den Aschenbecher zurecht. Ich schaute aus dem Fenster auf die blühenden Bäume, das frische Gras, die Blumen da und dort. «Vom Himmel?», antwortete ich. – «Nein, aus Portugal.»

Danach sprach mein Grossvater von der Sonne, die am 21. März jeweils ihre Residenz auf der Südhalbkugel verlässt, den Himmelsäquator – Weisst du, was das ist? Auch nicht? Das ist der Kreis auf der gedachten Himmelskugel, der senkrecht auf der Himmelsachse steht und die Himmelskugel in eine nördliche und eine südliche Halbkugel teilt – überschreitet und einen Tag lang für ein Äquinoktium – Das kannst Du nicht wissen, dafür bist du zu klein, das ist die Tagundnachtgleiche – sorgt. Danach steigt sie immer höher und bestrahlt uns ein halbes Jahr lang, wie es ihr gefällt.

In Licht gebadete Erneuerung

Die Sonne, fuhr er fort, geht in etwa so langsam, wie ich früher ins Café gelaufen bin. Nein, sie humpelt nie. Sie kommt von Südwesten her, über das Meer, und deshalb trifft sie an Land zuerst auf Portugal. Das leuchtet dir doch ein, oder? Anderthalb Kilometer pro Stunde legt sie hinter sich, also rund vierzig Kilometer am Tag. Vierzig Tage später erreicht sie die Schweiz, lässt den letzten Schnee schmelzen, die ersten Bäume blühen und weicht die Herzen auf. Das ist die Wanderung des Frühlings.

Weisst du, es ist ein grandioses Schauspiel einer in Licht gebadeten Erneuerung, spätestens im Frühling taut jedes eingefrorene Leben wieder auf. Es ist ein kleines Wunder, als ob die Welt sich neu und leicht und bunt einkleiden würde, und selbstverspielt und selbstverliebt sind seine Schritte und leicht wie kleine, helle Wolken im Wind. So lange, bis der Frühling sich am Sommer verbrennt.

Aus dem Sein, das umhüllt war in Nebelschwaden voller Grau, dieser unsterblichen Farbe der Vergänglichkeit, wird wieder ein Werden. Das Geächze der Welt, das im Winter nur eine schöne Melodie kannte, nämlich das Rauschen des Schnees, wenn er fällt, und das Knirschen, wenn man auf ihm läuft, wird zu einer Musik von Vogelstimmen, Blätterrauschen und dem Surren von Insekten, deren Resonanzkörper – das ist etwas, das die Töne verstärkt – die Luft ist. Für ein paar Wochen scheint die Welt von neuer Sauberkeit, wiedererstartet dreht sie sich, als ob sie unverwundbar wäre. Die Ankunft des Frühlings ist wie das Ende einer kleinen Isolationshaft. Sogar ich habe manchmal Lust, dann von meinem Stuhl aufzustehen und spazieren zu gehen. Das ist der Frühling, der Mensch sitzt nicht mehr unter der Decke und dem Stumpfsinn, sondern unter dem Zelt des Himmels, unter Bäumen und Frohlockendem.

Aber alles hat seinen Preis. Der Preis des Frühlingsanfangs ist Müdigkeit. Das ist natürlich von der Evolution – also, grob gesagt, das ist die Entwicklung des Menschen – suboptimal. Wir werden Opfer unserer eigenen Glückshormone – das sind wie Bonbons im Kopf. Im licht- und bewegungslosen Winter ziehen sie sich in die Verliese des Hirns zurück. Jetzt im Frühling verlassen sie diesen Kerker und feiern ihre Be-



„Und der Oscar für den besten Amateurkurzfilm geht an den Hausmeister, der auf den Toiletten die Sicherheitskameras installiert hat...“



Das Säugetier tanzt:

freierung. Sozusagen. Weil aber ein anderes Hormon, das uns im Winter den Segen längeren Schlafes gibt, das Melatonin, wie ein schlechter Gast viel zu langsam geht, gibt's da ein paar natürliche Abstimmungsprobleme, auf die wir mit Müdigkeit reagieren. Langweile ich dich?

Wie auch immer. Ein paar Wochen streiten die beiden in unserem Gehirn und in unseren Gliedern um die Vorherrschaft, es ist ein ermüdender Kampf. Er macht antriebslos und gereizt, er ist dann wie du, wenn du keine Glace bekommst. Frühling, bei aller Leichtigkeit, ist harte Arbeit, das wirst du auch noch erleben. Diese Tage der Müdigkeit sind übrigens wie das ganze Menschsein en miniature; täglich kämpfen in einem drin dauernd Tatendrang und Ermattung, Hoffnung und Resignation.

Irgendwann im April ist der Kampf vorbei, bei Mensch wie bei Tier, und es geht los: Frühlingsgefühle, Fortpflanzung, die Natur feiert ein Hochzeitsfest, das Säugetier tanzt, der Rhythmus ist für beide die drängende Musik des Testosterons. Was noch einigermassen auf den



Hodlers «Frühling» (1901).

Beinen ist, besinnt sich auf das, bei Mensch und Tier, was zwischen den Beinen ist. Pferde werden rossig, Hasen rammeln, Vögel balzen, Katzen werden rollig, Menschen lüstern. Die Hüllen fallen, Nacktheit lockt, draussen ist Wiedergeburt und Wiederentdeckung des Körperlichen. Na,

*Es ist ein kleines Wunder,
als ob die Welt sich neu und leicht
und bunt einkleiden würde.*

das war jetzt etwas weit weg für dich noch. Frühling für dich ist, wenn du abends später ins Bett darfst und mehr Glace essen.

Es gibt nichts Schöneres als den Frühling, lass dir das gesagt sein. Kein Haus, kein Velo, kein Auto, kein Essen, keine Glace ist schöner oder schmeckt besser als der Frühling. Leider ziehen sich neuerdings die Leute schon im Frühling so an, als ob es Sommer auf Honolulu wäre – das ist die Hauptstadt Hawaiis, lernt ihr so was nicht mehr in der Schule? Was man daraus

lernen kann, ist, dass es der Mensch ist, der die Schönheit der Welt zerstört, im ganz Kleinen und im ganz Grossen.

Mancher Frühling ist und ist nicht. Die Sonne scheint zwar, aber sie wärmt dich nicht wirklich. Im Aktivdienst war das so – das war das, bei dem dein Opa den Karabiner brauchte, mit dem du nicht spielen darfst –, wir hatten einen fantastischen Frühling 1943, und natürlich, da war Krieg, aber sogar Krieg ist angenehmer, wenn die Sonne scheint. Aber trotzdem schwang in dieser Frühlingsluft natürlich Trauer mit. Dann kam der Frühling 1944, der keiner war, viel zu kalt, wir waren müde, wir hatten Angst, die Schnauze voll, und wir sehnten uns zurück zum Frühling 1943. Da siehst du, dass die Dinge nicht zwangsläufig immer besser werden.

Kommt hinzu, dass ich ja nicht weiss, ob dies mein letzter Frühling ist. Möglich wär's. Jetzt mach dir keine Sorgen, wir müssen alle sterben, das ist einfach so. Auch gut so. Stell dir vor, diese Frau Meier von nebenan würde ewig leben. Nein, ein Weltuntergang ist das nicht. Noch

nicht. Irgendwann aber geht die Welt unter, aber du musst keine Angst haben. Alles ist endlich, vermutlich zumindest, das ist nicht schlimm. Es ist nur tragisch – man kann auch erschütternd sagen –, weil all die Frühlingsgefühle da sind, aber sie nicht wirklich rauskönnen. Das fühlt sich an, und das kennst du, als ob man ganz lange keinen Neger abseilen könnte. Ja, ich weiss, man darf Neger nicht mehr sagen. Also, das ist, als ob man ganz lange nicht mehr kacken kann, aber man trotzdem jede Minute das Gefühl hat, man müsste.

Liebe zur Weisheit

Was ich jetzt tue? Ich bin alt. Ich sitze hier, rauche, lese, trinke Kaffee und schau Fernsehen, und manchmal denk' ich an früher, und manchmal bin ich traurig, dass ich nicht mit dir in den Frühling gehen kann und Fussball spielen. Von einem philosophischen Standpunkt aus gesehen – das ist die Liebe zur Weisheit –, bin ich mir nicht ganz sicher. Sicher ist, dass man was tun muss, weil wir sonst Angst haben müssten, dass uns der Frühling auf den Kopf fällt, so wie bei «Asterix», die hatten ja immer Angst, dass ihnen der Himmel auf den Kopf fällt.

Wenn ich jung wäre, nicht so jung wie du, ein bisschen älter schon, egal, wenn ich im Saft wäre, und so vom theoretischen Standpunkt aus, würde ich wohl Buddhist werden. Ich kann das gut, einfach dasitzen und denken, in meinem Stuhl, und nach drinnen schauen und von dort nach draussen. Die Buddhisten nennen das meditieren – das ist eine Art besinnliche Versenkung. Das mag ich. Buddhisten sind klug, weisst du, weil sie akzeptieren, dass Leben Leiden bedeutet. Ich kann dir nur raten: Lass dir Zeit mit dem Erwachsenwerden, bleib so lange im Frühling deines Lebens, wie es irgend geht.

Wenn ich das richtig begriffen habe, kommt man mit dem Meditieren irgendwann zur Frage, die sich viele Menschen leider nie gefragt haben, und wenn, zu spät. Die Frage ist: «Lebe ich, wie ich leben möchte?» Wer schnell mit Ja antworten kann, ist entweder schon Buddhist, oder er ist verloren. Die ehrliche Antwort ist bei vielen wahrscheinlich ein Nein. Weil sie im Frühling ihres Lebens an gar nichts gedacht haben, ausser dass es Frühling ist, und davon ausgegangen sind, dass es immer Frühling bleiben wird. Aber dann wird es Sommer, heiss, aber grossartig auch, dann Herbst, das ist eine kurze Zeit einer lieblichen Vergänglichkeit, und dann nur noch schlechtes Wetter. Und dann ist Winter, und man erinnert sich, dass man sich eine wesentliche Frage vielleicht gar nie gestellt, und wenn, dann nur lumpig oder gar nicht beantwortet hat. Und irgendwann, im Gegensatz zum Frühling, ist unsere Wanderung vorbei.

Und jetzt, mein Junge, geh raus in den Frühling, spiel Fussball, leg dich ins Gras, schau den Himmel an und vergiss nie, wie schön das ist.

Der kleine Berserker

Das Fahrpersonal muss seine Kämpfe an exponierter Lage austragen.



****** **!» – Eine Salve unsachlicher Botschaften erreichte mich neulich im Strassenverkehr. Ich konnte die Ausdrücke nicht identifizieren, weil uns zwei Scheiben voneinander trennten und der Absender eine Maske trug. Angesichts der Gestik sowie der Gesichtsfarbe des Buschauffeurs dürften es Worte gewesen sein, die normalerweise eine Trigger-Warnung benötigen.

Ich möchte mit dem Text keiner einzigen Person der Berufsgattung der Chauffeure und Chauffeusen Unrecht tun. Aber weil ich etwas Ähnliches schon einmal erlebt habe, schoss mir kurz der Gedanke durch den Kopf, dass Gefühlsausbrüche aus Voreingenommenheit vielleicht bei Busfahrern einen Tick schneller einsetzen können als beim Rest der Menschheit. Aber das wäre reine Spekulation, und mit grosser Wahrscheinlichkeit lag es ja an mir.

Da sass ich also in meinem Wagen an einer Kreuzung, der grüne BVB-Bus rollte langsam auf uns zu, und dreissig feindselige Augenpaare starteten mich aus seinem Inneren an, als hätte ich gerade eine ganze Igelfamilie mutwillig überfahren. Es gibt da diese Redewendung von der Scham und dem Boden. Die letzte grosse Demütigung dieser Art lag weit zurück – das war, als ich mit etwa neun Jahren beim Klauen eines Kaugummis am Kiosk erwischt worden war und der Lehrer dann entschied, den Fehler vor der gesamten Klasse zu thematisieren. Damals wehte für Kinder noch ein anderer Wind; es gab keine sozialen Medien, wo sehr besorgte Gruppen herubrüllten, man müsse Menschen vor allen negativen Gefühlen schützen – und die halbe Welt dann eingeschüchtert einknickte. Heute würde dem Lehrer wahrscheinlich ein Berufsverbot erteilt.

Dabei traf mich an der Kreuzung überhaupt keine Schuld. Ich stand korrekt vor der weissen Stopplinie, um nach links abzubiegen. Die Kreuzung aber war eng. So eng, dass der Bus und mein Wagen es voraussichtlich nicht schadlos aneinander vorbeischaufen würden – was mir leider erst in dem Moment klar wurde. Sollte mich mein Leben je wieder an diese Kreuzung spülen, ich verspreche, ich werde nicht mehr so weit nach vorne fahren. So aber stand mein Auto im Weg, und mir wurde es langsam eng im Hals angesichts des herannahenden Zwölfkönners und seines Chauffeurs, der nicht eben kurz bremsen und mich durchwinken wollte zwecks Bewahrung unser aller Seelenheils, sondern es vorzog, sich in die Kurve zu drängen. Dahinter steckte natürlich ganz klar die Absicht, mit meinem Aussenspiegel zu kollidieren. Rückwärts ging es bei mir auch nicht mehr, der Verkehr hinter mir hatte aufgeschlossen. O du Gütiger.

Ich habe mal irgendwo gelesen, es war wohl in der *Sonntagszeitung*, dass laut Schätzungen von Verkehrspsychologen über ein Drittel der Schweizer Busfahrer emotional instabil, überfordert und psychologisch nicht geeignet sind, einen Personenbus zu lenken. Ich kann das kaum glauben, denn würde das nicht heissen, dass dieses Drittel den Job um drei Drittel verfehlt hat? Auch setzt es eine ganze Branche unter Generalverdacht.

An der Stelle muss ich also für ein bisschen Entkrampfung sorgen. Werden wir nicht alle in der zunehmenden Hektik des Strassenverkehrs hie und da zu kleinen Berserkern? Was macht denn eine halbe Stunde stockender Feierabendverkehr mit unserer Laune? Haben wir nicht alle schon dezidierte Ratschläge durch die Windschutzscheibe gesendet? Oder uns den

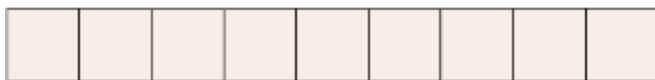
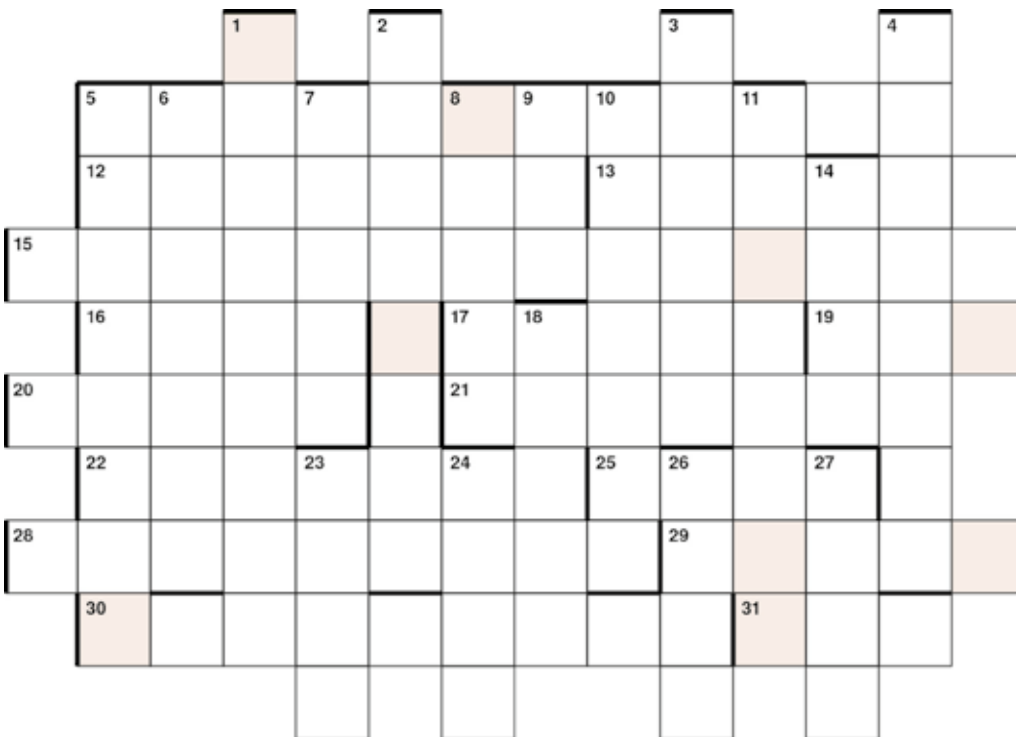
Weg freigeht? Beim Überholen einer Kriechschnecke mit Genugtuung das Gaspedal etwas fester gedrückt? Ruckartig beschleunigt? Auf der Strasse gedrängelt? Wollten wir nicht alle schon andere Wagen einfach überrollen, weil sie Gopferdeggel v***** s**** zu blöd zum Blinken waren? Ein Aggressionsbewältigungskurs würde uns allen manchmal guttun.

Natürlich sollte ein Buschauffeur wenn immer möglich keine Fahrzeuge mutwillig rempeln, sie auch nicht vor sich herschieben oder über die nächste Brücke in einen Fluss stossen. Fürs Austicken gibt es keine Rechtfertigung. Aber auch für ihn oder sie gibt es hundert Gründe, es doch zu tun: Verkehrsteilnehmer, die den Bus zu abrupten Bremsmanövern zwingen, pöbelnde Fahrgäste, im Bushaldebereich geparkte Wagen, Autolenkerinnen, die den Engpass an einer Kreuzung nicht frühzeitig erkennen.

Ein grosser Teil der Menschen ist beim Autofahren überfordert. Laut der Beratungsstelle für Unfallverhütung (BfU) passieren praktisch alle Verkehrsunfälle wegen menschlicher Fehler, oft in komplexen Verkehrssituationen. Hauptsächlich sind sie auf eine ungenügende Informationsverarbeitung durch das Gehirn zurückzuführen, vor allem, wenn die Person am Steuer abgelenkt ist oder sich im Verkehr auf das Falsche konzentriert.

Während Frustrationsausbrüche von PKW-Fahrern in der Masse unbemerkt untergehen, hat das Fahrpersonal seine Kämpfe an exponierter Lage auszutragen und ist dem ganzen Mist auch noch über mehrere Stunden ausgesetzt. Gönnen wir ihnen doch ihr Ausrufen, es ist Stressabbau. Meinem Aussenspiegel ist übrigens nichts passiert.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Das Gegenteil von westerlose

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Komische Geschichten, die Komische erdichten, um sie zu Launingbeginn zu berichten. **12** Die Sorte von Ris passt gut zu Otto. **13** Macht aus «Ja, gut gemacht!» etwa «Na, «gut» gemacht!». **15** Eine weltweit bekannte Rampenlichtgestalt aus dem amerikanischen Stechpalmenwald. **16** Beim Wein hielt dieses spanische Glas in Spanien Mass. **17** Das bieten Gewerbler manchen Bewerbern beim ZDF für Rares. **19** Wahnsinnig originell, ebenso sensationell oder unkonventionell bis wahnsinnig. **20** Auf denen wird einer up or down the garden hinter Licht geführt. **21** Die smaragdgrüne Stadt im immergrünen Staat. **22** Daran erkennt man oft prompt, woher der andere kommt. **25** Dezisiv negativ und entscheidend verweigernd. **28** Bei einer Rote-Beete-Suppe aus dem Osten ist nur einer keiner. **29** Die Folgen von Zeichen bezeichnen Dateien. **30** Fuchsschwanzköpfsche räuberische Knorpelfische. **31** Die Lösung hier ist auch Hinweis dort, wo waiters und waitresses das erwarten.

Senkrecht — **1** Während der Etappe landet alles in der Klappe, denn es wird erkundet, wie's mundet. **2** Diese Südosteuropäer sind für gewisse Nordwesteuropäer am Anfang langsam. **3** Conseiller im Conseil fédéral. **4** Reimt sich mit verwirrend und ist es auch. **5** Die birnenförmigen Beeren werden gerne zerstampft als Mole gemampft. **6** Sie will beruflich buchstäblich hoch hinaus. **7** Beschreibt, was Odysseus so treibt vor seiner Odyssee auf See. **8** So bezeichnen solche die, die sie für solche halten, die sich ihrerseits für etwas Besseres halten. **9** Der oder die sitzt oder steht in Übersee einem Vorstand vor. **10** Im Kampf gegen einen roten zapfen die Kämpfer diesen Hahn an. **11** Zu jedem Lehrdiplom gibt's mindestens einen, könnte man meinen. **14** Aphoristisch prägnant, Urheber unbekannt: «If all you have is a hammer, everything looks like a __.» **18** Mongibello, ein montaner Sizilianer. **23** Geheimgeheim- samt Liegenschaft oder Zuschauerraum im Zuschauerraum. **24** Völlig unbelaubt beim Baum, wie ausgeraubt beim Raum. **26** Klassische, wie etwa 7 Senkrecht, liefern Lesern Hexa- am Hektometer. **27** Ist, wer Skepsis, Wissen, List und/oder Vorurteile misst.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 710



Waagrecht — **5** WAFFENSCHNITT **11** DAUMENSCHNELLEN **14** Que SERA, Sera (Lied aus Hitchcocks «Der Mann, der zuviel wusste»): span. was sein wird, wird sein. **15** UHRZEIT **17** SHRIMPS: Garnelen **18** ON: engl. ein und umgekehrt nein **19** MOFA **20** NINE: engl. neun **21** Dr. E.H.: Doktor Ehren halber **22** MUELL **23** ENERVIEREN **27** (S/Roc)KID(ress/olen): engl. Kind **28** INDIANER **30** ANTI **31** GEDÜCKT **32** SIEBEN

Senkrecht — **1** HAUSRINDER **2** SENAPE: ital. Senf **3** CHE (Guevara): span. (v.a. in Lateinamerika) etwa «hey!» **4** FILIO: lat. dem Sohn **5** WAHNEN **6** FERME: franz. fest und Gut(shof) **7** Franz SCHUBERT **8** CHROM **9** ELEMENTE: reine Stoffe **10** NETFLIX and chill: Euphemismus für ein Schäferstündchen **12** MEINEID **13** SUSHI **16** ZNUENI **24** RAUM **25** VNC: Virtual Network Computing **26** Tabula RASA **27** KIBI: Binärpräfix **29** EKE: engl. (archaisch) auch

Lösungswort — **SCHIMMELKAESE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



WORLDTIMER GMT

Seit 1848 hat OMEGA auf der ganzen Welt die Zeitmessung an historischen Ereignissen und menschlichen Höchstleistungen übernommen. Die Worldtimer verkörpert diesen Pioniergeist mit einem Zifferblatt, das eine genaue Übersicht der Weltzeitzone auf einen Blick bietet. Die Master Chronometer Modelle von heute setzen dieses Engagement fort. Sie werden vom Eidgenössischen Institut für Metrologie (METAS) auf höchstem Niveau getestet und zertifiziert. Dies garantiert noch mehr Präzision, Verlässlichkeit und höchste Widerstandskraft gegen Magnetismus von elektronischen Geräten wie Mobiltelefonen und Laptops und gewährleistet so, dass die Worldtimer stets bereit für neue Abenteuer ist.


OMEGA